This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

First Ed.

2 vols

17/6

mtf.

NIL CONSCIRE SIBI

E. Lib. M. S. Wall.
Ad. Christi
Alumni.

Léonard Morgan-Brown

C.C.C. Oxford. 1877

PRESENTED TO THE LIBRARY
BY
PROFESSOR H. G. FIEDLER

Fiedler K 3660.01

6/-

F. S. übersieht hier die ganze Literatur von einem hohen Standpunkt aus, aber dieser hohe Standpunkt ist doch immer der Glockenthurm einer katholischen Kirche. H. H.

Friedrich Schlegels

Geſchichte

der

alten und neuen Litteratur

Vorleſungen

gehalten zu Wien im Jahre 1812.

Erſter Theil.

Wien,

bey Karl Schaumburg und Compagnie.

1815.

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
5 JAN 1947
OF OXFORD

Sr. Durchlaucht

dem Herrn

Clemens, Wenzeslaus, Lothar,

Fürsten von Metternich

Winneburg-Ochsenhausen,

Sr. k. k. apostol. Majestät wirklichem Staats- und Conferenz-Minister, auch Minister der auswärtigen Angelegenheiten ꝛc. ꝛc.

Ew. Durchlaucht

wage ich es, gegenwärtige Vorleſungen über die Litteratur unterthänigſt zu überreichen. Es würde mir zu einer nicht geringen Freude gereichen, wenn das darin aufgeſtellte Gemählde von der Geiſtesbildung der merkwürdigſten Völker Europa's für Ew. Durchlaucht von einigem Intereſſe ſeyn könnte. Ich dürfte alsdann hoffen, wenigſtens einen Theil meiner Abſicht erreicht zu haben. Denn mein vorzüglichſter Wunſch war es, der großen Kluft, welche immer noch

die litterarische Welt und das intellektuelle Leben des Menschen von der praktischen Wirklichkeit trennt, entgegen zu wirken, und zu zeigen, wie bedeutend eine nationale Geistesbildung oft noch in den Lauf der grossen Weltbegebenheiten und in die Schicksale der Staaten eingreift. Wenn nicht blos Gelehrte und gewöhnliche Litteraturfreunde, sondern auch solche Männer, welche diese grossen Schicksale und Begebenheiten zu leiten berufen sind, meiner Darstellung

einiges Intereſſe und ihren Beyfall ſchenkten; ſo würde es mir der beſte Beweis ſeyn, daß mein Verſuch nicht ganz mißlungen iſt. Machte es ſchon in dieſer Hinſicht ſehr ſchmeichelhaft für mich ſeyn, daß Ew. Durchlaucht erlaubt haben, Denſelben dieſes Werk zu widmen: ſo hat es in einer andern Beziehung einen noch ungleich höhern Werth für mich, indem ich dadurch die erwünſchte Gelegenheit erhalte, jene Gefühle von Verehrung und Dankbarkeit an den

Tag zu legen, mit welchen ich nie aufhören werde zu seyn

Ew. Durchlaucht

unterthänig gehorsamster

Friedrich Schlegel.

Vorrede.

Es sind jetzt zwanzig Jahre verflossen, seitdem ich mit den ersten Versuchen über griechische Litteratur und Geistesbildung hervortrat. So wenig die jugendliche Begeisterung, welche in diesen Versuchen herrschte, ihr Ziel in allen Stücken vollständig erreichen konnte, so fand dieses Unternehmen doch im Ganzen eine nicht ungünstige Aufnahme; ja allmählig, vermuthlich des guten Strebens wegen, was ihm zum Grunde lag, selbst bey den vortrefflichsten und ersten Männern dieses Faches, eine nachsichtsvolle Beurtheilung, und aufmunternde Zustimmung.

Nachdem ich auf dieſe Weiſe mehrere Jahre in einſamer Abgeſchiedenheit ganz dem Alterthum gelebt hatte, fühlte ich mich, als ich mit jenem erſten Verſuch in die Welt eingetreten war, nun auch von dieſer, und von dem vielbewegten Zeitalter angeregt, und ſelbſt in die Litteratur deſſelben einzugreifen angetrieben, was theils in Geſellſchaft mit meinem Bruder A. W. Schlegel geſchah, theils auch von mir allein und auf meine eigne Weiſe. So verſchieden aber war meine Denkart von der herrſchenden, daß dieſes Unternehmen, obwohl es nicht ohne Erfolg war, in Rückſicht auf die ſehr merkbare Wirkung, dieſes hervorbrachte, doch mehr geeignet war, Widerſpruch und Tadel zu erregen, als mir Freunde zu erwerben.

Die Wirkung nach außen indeſſen hat bey mir den Fortgang der innern Unterſuchung nie auf lange Zeit unterbrechen können, da die Befriedigung der eignen Wißbegierde mir immer das Erſte blieb, und mehr galt als der äußere Schriftſteller-Ruhm.

Dieſe Wißbegierde führte mich dann ganz na-

türlich noch in einem spätern Alter als man sonst wohl neue Studien zu beginnen pflegt, zu den orientalischen Sprachen, und besonders zu dem noch weniger bekannten Gebiete der indischen. Die erste Ausbeute dieser Bemühung habe ich in der Schrift: über die Sprache und Weisheit der Indier, vor sechs Jahren meinen Zeitgenossen vorgelegt.

Während aller dieser litterarischen Beschäftigungen zogen auch die Kunstwerke des Mittelalters, besonders die altdeutsche Poesie, Sprache und Geschichte meine Aufmerksamkeit und Liebe an. Dieß geschah zum Theil schon früher, vorzüglich aber in den letzten, seit 1802 verflossenen, zwölf Jahren. Was mir in diesem Gebiete ausgezeichnet Merkwürdiges, oder noch weniger Bekanntes auffiel, ist auch gelegentlich mitgetheilt worden; vieles Andere ist noch vorräthig, zum Theil auch bearbeitet, aber bis jetzt noch nicht zur Mittheilung gediehen.

So ist es denn gekommen, daß meine Arbeiten im Gebiete der Litteratur, der poetischen Kunstgeschichte und Kritik, eben wegen ihrer Mannich-

faltigkeit und Verschiedenartigkeit sehr fragmentarisch geblieben sind. Schon lange war daher der Wunsch in mir entstanden, auch einmahl eine systematische Uebersicht des Ganzen zu geben. Die in Wien vor einer zahlreichen Versammlung im Frühjahr 1812 gehaltenen Vorlesungen, geben mir eine erwünschte Gelegenheit dazu, da ich sie ganz so aufgeschrieben hatte, wie sie auch wohl für das größere Publikum, und für den Druck geeignet seyn können. Ich darf mir wenigstens schmeicheln, daß Viele von denen, welche an meinen frühern litterarischen Arbeiten über einzelne Gegenstände Antheil genommen haben, nun auch diese Darstellung des Ganzen nicht ungern aufnehmen werden. Vielleicht wird dieses selbst für solche ein Interesse haben, denen die kritischen Untersuchungen über das Einzelne in meinen frühern Arbeiten weniger anziehend waren.

Eine eigentliche Litterargeschichte, mit einer Fülle von Citaten, oder biographischen Nachrichten wird man hier nicht erwarten. Meine Absicht war, und konnte keine andere seyn, als den Geist der Litteratur in jedem Zeitalter, das Ganze der-

ſelben, und den Gang ihrer Entwicklung bey den wichtigſten Nationen vor Augen zu ſtellen. Selbſt für kritiſche Nachforſchungen über einzelne Gegenſtände, wie ich ſie ſonſt wohl liebe, und in andern Schriften häufig verſucht habe, war hier eigentlich der Ort nicht, wo es nur auf die Darſtellung des Ganzen ankam. Doch wird man die Reſultate ſolcher Forſchungen oftmahls in der Kürze angegeben finden, da wo dieſe Reſultate mir nicht bloß neu, ſondern auch für das Ganze wichtig ſchienen. In der Charakteriſtik der bedeutendſten Schriftſteller, wird man leicht bemerken, daß ich oft und lange mit ihnen mich beſchäftigt habe. Mußte irgendwo, des Zuſammenhangs wegen, ein Werk erwähnt werden, welches mir bis jetzt noch unzugänglich war, oder auch minder bedeutende, die nur in der Maſſe zählen, ſo iſt dieß in der Art, wie ſie angeführt ſind, hinlänglich angedeutet worden.

Wenn dieſe Darſtellung der Litteratur mehr von der Geſchichte der Philoſophie enthält, als man ſonſt wohl unter jener Ueberſchrift zu erwarten gewohnt iſt, ſo darf man dieß nicht für einen Auswuchs, oder für zufällig halten; denn es hängt

dieß auf das genaueste zusammen mit dem mit eigenthümlichen und in diesem Werke durchgehends herrschenden Begriff von Litteratur, als dem Inbegriff des intellektuellen Lebens einer Nation. Auf keinen Fall wird man diesen Ueberfluß, wenn man es auch als solchen betrachtet, dem Werke zum Fehler anrechnen wollen.

Inhalt.

Seite

Erste Vorlesung. Einleitung und Plan des Ganzen. Einfluß der Litteratur auf das Leben und den Werth der Nationen. Poesie der Griechen bis auf Sophokles. . . . . 3.

Zweyte Vorlesung. Spätere griechische Litteratur, Sophistik und Philosophie. Alexandrinisches Zeitalter. . . . . 44.

Dritte Vorlesung. Rückblick. Einfluß der Griechen auf die Römer, und Abriß der römischen Litteratur. . . . . 88.

Vierte Vorlesung. Kurze Dauer der römischen Litteratur. Neue Epoche unter Hadrian. Einfluß der orientalischen Denkart auf die abendländische Philosophie. Mosaische Urkunde, Poesie der Hebräer, Religion der Perser und Denkmahle der Indier. Begräbnißweise der alten Völker. 126.

Fünfte Vorlesung. Litteratur, Denkart und Geistesbildung der Indier. Rückblick auf Europa. 165.

Seite

Sechste Vorlesung. Einfluß des Christenthums auf die lateinische Sprache und Litteratur. Umwandlung durch die nordischen Völker. Gothische Heldenlieder, Odin, Runenschrift und Edda. Altdeutsche Poesie und Nibelungen-Lied. 199.

Siebente Vorlesung. Vom Mittelalter. Entstehung der neuern europäischen Sprachen. Poesie des Mittelalters. Minnelieder. Charakter der Normannen und Einfluß desselben auf den Geist der Rittergedichte, besonders der von Karl dem Großen. . . . . 253.

Achte Vorlesung. Dritter Fabelkreis der Rittergedichte, vom Artus und der Tafelrunde. Einfluß der Kreuzzüge und des Morgenlandes auf die Poesie des Abendlandes. Arabische Lieder, und Persisches Heldenbuch von Ferdusi. Letzte Abfassung des Nibelungen-Liedes, Wolfram von Eschenbach, wahre Bedeutung der gothischen Baukunst. Spätere Poesie der Ritter-Zeit und Gedicht vom Cid. . . . . 269.

über die

Geſchichte der Litteratur.

Erste Vorlesung.

Einleitung und Plan des Ganzen. Einfluß der Litteratur auf das Leben und den Werth der Nationen. Poesie der Griechen bis auf Sophokles.

In den nachfolgenden Vorträgen ist es meine Absicht, ein Bild im Ganzen von der Entwickelung und dem Geiste der Litteratur bey den vornehmsten Nationen des Alterthums und der neueren Zeit zu entwerfen; vor allem aber die Litteratur in ihrem Einflusse auf das wirkliche Leben, auf das Schicksal der Nationen und den Gang der Zeiten darzustellen.

Es hat sich in dem letztern Jahrhundert besonders in Deutschland eine große Veränderung mit der Geistesbildung zugetragen, die wenigstens in Beziehung auf jenen Standpunct glücklich zu nennen ist. Nicht als ob die einzelnen merkwürdigen Hervorbringungen und Versuche in der Kunst oder Wissenschaft ohne Unterschied lobenswerth, oder in allen Theilen gleich gelungen wären. Aber in Hinsicht auf die Verhältnisse der Litteratur, die Behandlungsweise und Theilnahme, welche die Welt ihr widmet, den Einfluß aufs Leben und auf die Nation, den sie haben soll, ist die Veränderung

durchaus zum Beſſeren und vortheilhaft geweſen, wie ſie denn auch nothwendig war.

Ehedem war der Stand der Gelehrten ganz abgeſondert von der übrigen Welt, und völlig getrennt von der geſellſchaftlichen Bildung der höheren Stände, ſo wie dieſe ſelbſt von der geſammten übrigen Nation getrennt waren. Unſere Keppler und Leibnitz ſchrieben größtentheils lateiniſch; Friedrich der Zweyte las, ſchrieb und dachte nur franzöſiſch. Die Mutterſprache ward von den Gelehrten wie von den Vornehmen gleich ſehr vernachläſſigt. Die vaterländiſchen Erinnerungen und Gefühle blieben entweder dem Volke überlaſſen, bey dem ſich noch wohl hier und da einige, wenn gleich ſchwache und halbverſtümmelte Überbleibſel aus der guten alten Zeit erhalten hatte; oder ſie blieben der jugendlichen Begeiſterung und den gewagten Verſuchen einiger Dichter und Schriftſteller anheim geſtellt, welche es zuerſt unternahmen, einen andern Zuſtand der Dinge herbey führen zu wollen. So lange dieſe aber nur einzeln ſtanden und es allein unternahmen, konnte die jugendliche Begeiſterung ihres Entwurfs nicht immer durch eine vollkommen gelungene Ausführung gerechtfertigt, und mit einem glücklichen Erfolg gekrönt ſeyn. —

Die erwähnte Trennung des gelehrten Standes, der geſellſchaftlichen Bildung, und der übrigen Nation war der allgemeine Zuſtand in Deutſchland in der gan-

zen letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, wie in der ersten des achtzehnten; und noch viel weiter hinaus dauerten diese Verhältnisse und ihre natürlichen Folgen im Einzelnen fort, wenn auch schon im Ganzen ein anderer Zustand und ein besseres Verhältniß sich vorbereitete und annäherte.

Die Zahl von ausgezeichneten Werken, oder doch merkwürdigen Versuchen und lobenswerthen Bestrebungen, welche besonders seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in deutscher Sprache immer mehr ans Licht trat, erregte endlich die allgemeine Aufmerksamkeit theils auf das viele bis jetzt verkannte Große, Gute und Schöne, welches Deutschland wohl schon ehedem besessen hatte, theils auf die innern Vorzüge der Sprache selbst, die Kraft, den Reichthum und die Biegsamkeit; Eigenschaften, welche sie nie verläugnet, sobald sie nur auf eine ihrer Natur gemäße Weise behandelt wird. Je mehr die vaterländischen Erinnerungen und Gefühle wieder angeregt wurden, je mehr erwachte auch die Liebe zu der Muttersprache. Die dem Gelehrten und dem Gebildeten nothwendige Kenntniß der fremden, alten oder noch lebenden Sprachen war nicht mehr mit Vernachlässigung der Muttersprache verbunden. Eine Vernachlässigung, die sich immer an dem rächt, der sie ausübt, und niemahls ein günstiges Vorurtheil für die Art und Allgemeinheit seiner Bildung oder Gelehrsamkeit erregen kann. Vielmehr kam

die Sorgfalt, welche man auf fremde Sprachen wandte, jetzt der Mutterſprache ſelbſt zu Gute. Alle fremde Sprachen, auch die noch lebenden mußten doch auf eine mehr wiſſenſchaftliche Art erlernt werden, als die eigene. Dieß ſchärfte den Sinn für Sprachen überhaupt, man wandte dieſen geſchärften Sinn, der ſich zuerſt an fremden Sprachen geübt hatte, nun auch auf die eigene an, beym Hervorbringen wie beym Beurtheilen. Es entſtand ein rühmlicher Wetteifer, zu ihren angeſtammten Vorzügen der Kraft und des Reichthums, ihr auch noch alle die andern Vorzüge anzueignen, durch welche die gebildetſten Sprachen des Alterthums und der neuen Welt ſich auszeichnen.

Nicht bloß von der deutſchen, ſondern von der geſammten europäiſchen Litteratur werde ich verſuchen, ein Gemählde zu entwerfen. So darf ich denn hier ſchon vorgreifen mit der Bemerkung, daß im achtzehnten Jahrhundert auch in andern Ländern ſo wie in Deutſchland eine ähnliche Veränderung der Litteratur und eine Rückkehr derſelben zum Nationalgeiſt ſich zugetragen hat. Ich führe hier zur Erläuterung nur Englands Beyſpiel an. Auch in England war, in der zweyten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts, da es von den Folgen der Cromwell'ſchen Bürgerkriege geſchwächt und faſt abhängig darnieder lag, der Geſchmack verwildert, ſittenlos und dabey nachahmungsſüchtig, ausländiſch und unnational geworden. Die

Sprache selbst war vernachlässigt, die großen alten Dichter und Schriftsteller fast vergessen. Nachdem aber durch eine glückliche Revolution die politische Selbstständigkeit von England wieder hergestellt war, erhob sich auch die Litteratur wieder. Der ausländische Geschmack mußte weichen; mit verdoppelter Liebe kehrte man zu den großen Nationaldichtern zurück. Die Sprache ward aufs strengste und sorgfältigste gebildet, große Schriftsteller standen auf, und die Liebe und Sorgfalt für jedes Denkmahl, jedes noch so kleine Überbleibsel der brittischen Geschichte und Vorzeit ist seitdem so fortdauernd gewachsen, daß man hierin dem Nationalgeist der Engländer fast nur den ruhmvollen Vorwurf einer zu ausschließenden Vaterlandsliebe machen könnte.

Die Trennung des gelehrten Standes und der gesellschaftlichen Bildung unter sich und von dem Volke, ist das größte Hinderniß einer allgemeinen Nationalbildung. Müssen doch selbst die verschiedenen natürlichen Anlagen und Zustände des Menschen in einem gewissen Grade zusammenwirken, um die Vollkommenheit in den Hervorbringungen des Geistes zu erreichen, oder sie zu empfinden. Wo wäre wohl ein Werk wahrhaft vortrefflich zu nennen, wenn nicht die Kraft und Begeisterung der Jugend, und die Erfahrung und Reife des männlichen Alters gemeinschaftlich daran gearbeitet haben? Aber auch das Zartgefühl der

Frauen darf von der Mitwirkung und dem Einfluß ſeines Urtheils auf Geiſteswerke nicht ausgeſchloſſen werden, wenn dieſe in den Gränzen des Schönen bleiben, wenn der Geiſt einer Nation wahrhaft gebildet ſeyn, ihr Sinn edel erhalten werden ſoll. Die Werke des Geiſtes können keinen andern Mittelpunct haben, als zuerſt die Gefühle, welche allen edeln Menſchen gemein ſind, und dann die Liebe des beſondern Vaterlandes und die Nationalerinnerungen des Volkes, in deſſen Sprache ſie auftreten, und auf welches ſie zunächſt wirken ſollen.

Daß die Bildung des menſchlichen Geiſtes einen Verein der verſchiedenen Anlagen des Menſchen, aller der Kräfte und Übungen, die wir nur zu oft trennen und vereinzeln, erfordert, hat man wenigſtens angefangen zu fühlen. Die Gelehrſamkeit des Forſchers, und der ſchnelle Überblick, die ſichere Entſcheidung des thätigen Mannes, die ernſte Begeiſterung des einſamen Künſtlers, und der leichte und raſche Wechſel geiſtiger Eindrücke, jene flüchtige Feinheit, welche man nur in dem geſellſchaftlichen Leben findet, und finden lernt, ſind in Berührung getreten, ſtehen wenigſtens nicht mehr ſo ganz getrennt von einander.

Wie ſehr aber auch in der neuern Zeit die Litteratur in mehreren Ländern dadurch gewonnen hat, daß ſie nationaler, aufs Leben einwirkender und ſelbſt lebendiger geworden iſt, das Übel iſt demungeachtet nicht

ganz gehoben. In Deutschland sehen wir die Litteratur und das Leben noch oft ganz getrennt, wie zwey abgesonderte Welten ohne Einfluß neben und gegen einander da stehen. So geht jene ganze Mannigfaltigkeit von geistigen Kräften und Hervorbringungen, die wir unter dem Nahmen Litteratur zusammenfassen, für die Welt größtentheils verloren, hat wenigstens bey weitem nicht den großen und wohlthätigen Einfluß auf den Menschen und auf die Nation, den sie haben könnte, und haben sollte. Betrachten wir nur den Zustand der Litteratur, besonders aber die Ansichten, welche über die Litteratur und ihr Verhältniß zum Leben in der Welt meistens noch herrschend sind! — Dem Dichter und Künstler wird es sogleich wie ein Vorrecht zugestanden, daß sie nur in ihrer Gedankenwelt leben, und leben dürfen, daß sie in die wirkliche Welt nicht passen; von den Gelehrten ist man es schon gewohnt vorauszusetzen, daß sie praktisch nicht brauchbar seyen. Dem gewandten Redner mißtraut man eher, als der es in der Gewalt habe, die Wahrheit nach seinen Absichten zu biegen, uns zu täuschen und irre zu leiten. Daß die Philosophie ihr Zeitalter oft mehr irre leite, und in die unglücklichste Verwirrung stürze, als wirklich aufkläre und in der Wahrheit erhalte, lehrt die Erfahrung und die Geschichte auch unsers Zeitalters. Durch die gegenseitigen Klagen und Beschwerden der Philosophen selbst, ist es auch unter

den Layen allgemein bekannt geworden, wie häufig sie sich unter einander nicht verstehen. Daher hat sich denn die Meinung verbreitet, daß sie überhaupt auch in sich selbst nicht zum Ziel gelangen können, und nur selten recht entschieden wissen, was sie eigentlich wollen. Es ist aber Unrecht, das edelste Streben, was im Menschen liegt, das Streben nach Erkenntniß und Erforschung der Wahrheit dadurch lähmen und in Mißcredit bringen zu wollen, daß man nur immer an die mißlungenen Versuche und an die Schwierigkeit des Unternehmens erinnert. Zu wundern ist es indessen bey diesem Zustande nicht, wenn Männer, die stets mit den wichtigsten Verhältnissen und Gegenständen des Staats und des Lebens beschäftigt sind, die kleinen Streitigkeiten der Schriftsteller für ein bloßes Schauspiel halten, was weder sehr bedeutend noch anziehend ist. Selbst die zahllose Menge der Bücher hat bey den meisten Lesern einen solchen Überdruß erzeugen müssen, daß im Ganzen nichts unwichtiger, unbedeutender und überflüssiger erscheinen kann, als ein neues Buch, wodurch die Menge der schon vorhandenen Bücher abermahls um eines vermehrt wird. Ich habe es in dieser Schilderung schon stillschweigend eingestanden, daß die Schriftsteller, die Gelehrten, die Dichter und Künstler selbst größtentheils die Schuld tragen, von der Geringschätzung gegen die Litteratur, welche in der Welt gewiß sehr allgemein verbreitet ist, wenn sie auch

selten ganz deutlich ausgesprochen wird. Wären aber jene Vorwürfe, die man den Schriftstellern und ihren Werken gewöhnlich macht, auch allgemein gegründet und treffend, gäbe es nicht einzelne ehrenvolle Ausnahmen, gäbe es nicht Gelehrte und Geisteswerke, die in ihrem Verhältniß zur Welt überhaupt und zu ihrem Vaterlande und ihrem Zeitalter insbesondere alle Forderungen erfüllen und in beyden Beziehungen ganz so stehen, wie sie stehen sollen; so würde man doch nicht umhin können, jene Geringschätzung im Allgemeinen tadelnswerth zu finden, weil sie über den Mißbrauch der Sache, die Sache selbst, die so groß und so wichtig ist, verkennt. Auch schädlich ist sie, weil sie die Trennung zwischen dem innern intellectuellen Leben und der praktischen Welt nur noch immer größer macht, und dauernd erhält.

Wie groß aber die Sache selbst nach ihrer ursprünglichen Bestimmung, wie wichtig die Litteratur für den Werth und für die Wohlfahrt einer Nation sey, das ist wohl unzweifelhaft, klar und leicht zu entscheiden, wir mögen nun auf die innere Natur derselben, oder auf ihre vielfältigen Folgen und ihren großen Einfluß sehen.

Betrachten wir zuerst die Litteratur selbst nach ihrem wahren Wesen, ihrem ganzen Umfang und ihrer ursprünglichen Bestimmung und Würde. Wir umfassen unter diesem Nahmen alle jene Künste und

Wissenschaften, jene Darstellungen und Hervorbringungen, welche das Leben und den Menschen selbst zum Gegenstande haben, aber ohne auf eine äußere That auszugehen, bloß im Gedanken und in der Sprache wirken, und ohne andern körperlichen Stoff in Wort und Schrift dem Geiste darstellen. Dahin gehört vor allen die Dichtkunst, und nebst ihr die erzählende und darstellende Geschichte; das Nachdenken und die höhere Erkenntniß, in so fern sie das Leben und den Menschen zum Gegenstande und auf beyde Einfluß hat; Beredsamkeit und Witz endlich, wenn ihre Wirkungen nicht bloß im mündlichen Gespräch flüchtig vorübereilen, sondern in Schrift und Darstellung dauernde Werke bilden. Dieß alles umfaßt beynahe das ganze geistige Leben des Menschen. Was gibt es überhaupt nächst dem Geiste selbst, der sich in ihr enthüllt, wohl Größeres und dem Menschen als solchen mehr Eigenes und ihn Unterscheidendes, als die Sprache? — Die Natur konnte den Menschen keine schönere Gabe verleihen als die Stimme, die zu jedem Ausdruck des Gefühls im Gesange fähig, durch ihre Biegsamkeit zu den künstlichsten Sonderungen und Verknüpfungen der mannigfaltigsten Laute den Stoff herleiht zu dem künstlichen Gebilde der Sprache. Von allem aber, was der menschliche Geist erfunden hat, ist die Schrift ohne Vergleich das Wunderbarste und das Wichtigste. Die Gottheit selbst konnte dem Menschen kein köstli-

Alles Andenken geschieht in Bildern.

heres Geschenk machen, als das Wort, welches sie verkündigt, die Menschen eint und verbindet. — So unzertrennlich ist Geist und Sprache, so wesentlich Eins Gedanke und Wort, daß wir, so gewiß wir den Gedanken als das eigenthümliche Vorrecht des Menschen betrachten, auch das Wort nach seiner ursprünglichen Bedeutung und Würde als das innere Wesen des Menschen nennen könnten.

Wenn wir in der näheren Anwendung Gehalt und Ausdruck, Gedanken und Wort allerdings unterscheiden, und unterscheiden müssen; so findet dieß doch selbst in solchen abgeleiteten Verhältnissen beyder nur da Statt, wo entweder beyde oder wenigstens das Eine dieser beyden Elemente nicht mehr ihre Schuldigkeit erfüllen. Gedanke und Wort, so wie sie ursprünglich Eins sind, dürfen selbst in ihrer mannigfaltigsten Anwendung nie ganz getrennt werden, müssen immer und überall möglichst vereint und übereinstimmend bleiben.

Wie sehr nun auch diese beyden hohen Gaben, die eigentlich nur Eine sind, dieser höchste Vorzug des Menschen, der ihn erst zum Menschen macht, der Gedanke und die Rede, oft mißbraucht werden mögen; das tief eingeprägte Gefühl von der ursprünglichen Würde der Sprache und der Rede zeigt sich selbst durch die Wichtigkeit, welche wir ihnen in unsern gewöhnlichsten Urtheilen einräumen. Welchen Einfluß die Kunst der Rede im gewöhnlichen Leben, in den bür-

gerlichen und geſellſchaftlichen Verhältniſſen auf unſer Urtheil, welche Gewalt die Kraft des Ausdrucks über unſere Gedanken ausübt, iſt überflüſſig auseinander zu ſetzen. Eben ſo wie über die Einzelnen laſſen wir uns auch in unſerm Urtheil über die Nationen durch eben dieſe Rückſicht beſtimmen, und ſind gleich geneigt, diejenige Nation für die geiſtvollſte und gebildetſte anzuerkennen, welche ſich am meiſten klar und dem Zweck angemeſſen, beſtimmt und angenehm ausdrückt. So daß wir hier ſogar über den Vorzug, den wir der äußern Form und dem Ausdruck geben, nur zu oft die Rückſicht auf den innern Gehalt des Gedankens und des Charakterwerthes hintanſetzen. Nicht bloß über die Einzelnen und die Nationen, die uns zunächſt umgeben, und mit denen wir ſelbſt leben, urtheilen wir ſo, auch auf andere weit von unſerm Kreis entlegene, wird derſelbe Maßſtab angewandt. Nehmen wir z. B. jene Völker, die wir, weil wir ſie wenig kennen, unter dem allgemeinen Nahmen der Wilden zuſammen zu faſſen gewohnt ſind. Sobald der reiſende Beobachter ihre Sprache verſteht, pflegt ſich auch das ungünſtige vorgefaßte Urtheil über ſie ſehr weſentlich zu verändern. „Wilde, heißt es dann meiſtens, Wilde ſind es freylich, unbekannt mit unſern Künſten und unſern Verfeinerungen, ſo wie mit den übeln ſittlichen Folgen derſelben; aber einen geſunden, ſtarken Verſtand, einen oft bewundernswerthen

natürlichen Scharfsinn kann man ihnen nicht absprechen. Äußerst treffend, und nicht selten witzig sind ihre kurzen Antworten, kraftvoll und vielsagend und von der anschaulichsten Klarheit und Bestimmtheit ihre Reden." So ist man überall und in allen Verhältnissen gewohnt und geneigt, von der Sprache auf den Geist, von dem Ausdruck auf den Gedanken zu schließen. — Doch dieß sind nur einzelne Urtheile über einzelne Gegenstände. Am besten zeigt sich die Würde und die Wichtigkeit aller jener in der Rede und der Schrift wirkenden und darstellenden Wissenschaften und Künste, wenn wir ihren großen Einfluß auf den Werth und das Schicksal der Nationen in der Weltgeschichte betrachten. Hier zeigt sich die Litteratur, als der Inbegriff aller intellectuellen Fähigkeiten und Hervorbringungen einer Nation, erst in ihrem wahren Umfange.

Wichtig vor allen Dingen für die ganze fernere Entwickelung, ja für das ganze geistige Daseyn einer Nation erscheint es auf diesem historischen, die Völker nach ihrem Werth vergleichenden Standpuncte, daß ein Volk große alte National-Erinnerungen hat, welche sich meistens noch in die dunkeln Zeiten seines ersten Ursprungs verlieren, und welche zu erhalten und zu verherrlichen das vorzüglichste Geschäft der Dichtkunst ist. Solche National-Erinnerungen, das herrlichste Erbtheil, das ein Volk haben kann, sind ein Vor-

zug, der durch nichts anders ersetzt werden kann; und wenn ein Volk dadurch, daß es eine große Vergangenheit, daß es solche Erinnerungen aus uralter Vorzeit, daß es mit einem Wort eine Poesie hat, sich selbst in seinem eigenen Gefühle erhoben und gleichsam geadelt findet, so wird es eben dadurch auch in unserm Auge und Urtheil auf eine höhere Stufe gestellt. — Nicht die weit um sich greifenden Unternehmungen, nicht die merkwürdigen Ereignisse allein sind es, die den Werth und die Würde einer Nation bestimmen. Viele Nationen, die unglücklich waren, sind nahmenlos untergegangen und haben kaum eine Spur zurückgelassen; andere glücklichere haben das Andenken ihrer Ausbreitung und ihrer Eroberungen erhalten, aber kaum würdigen wir die Nachrichten davon einiger Aufmerksamkeit, wenn nicht der Geist der Nation solchen Unternehmungen und Ereignissen einen höheren Stempel verleiht, die in der Weltgeschichte sich nur allzu häufig wiederhohlen. Merkwürdige Thaten, große Ereignisse und Schicksale sind allein nicht zureichend, unsere Bewunderung zu erhalten, und das Urtheil der Nachwelt zu bestimmen; es muß ein Volk, wenn dieses einen Werth haben soll, auch zum klaren Bewußtseyn seiner eigenen Thaten und Schicksale gelangen. Dieses in betrachtenden und darstellenden Werken sich aussprechende Selbstbewußtseyn einer Nation ist die Geschichte. Ein Volk, dessen Siege und Thaten

durch den Styl eines Livius verherrlicht, deſſen Unglück und Verſunkenheit von dem Griffel eines Tacitus für die Nachwelt hingeſtellt worden, tritt auf eine höhere Stufe, und wir können es unſerm Gefühl nach nun nicht mehr ohne Ungerechtigkeit unter den großen Haufen der Völker reihen, die ohne in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes irgend eine Stelle einzunehmen, auf dem Schauplatz vorübergingen, eroberten, und wieder erobert wurden. — Dichter und Künſtler, die mit aller Kraft und mit allem Zauber der Darſtellung begabt, den kühnſten Flug der Einbildungskraft wagen dürfen; Forſcher, welche alle Tiefen des Gedankens zu durchſpähen im Stande ſind, kann es immer nur Einzelne und Wenige geben, und dieſe Wenigen können zunächſt nur in ihrer Zeit auch nur wieder auf wenige wirken. Aber mit dem Lauf der Zeiten dehnt ſich der Kreis ihrer Wirkungen immer mächtiger aus; ihr Werth leuchtet immer heller, und allgemeiner, dagegen ſelbſt der Werth des Geſetzgebers bey veränderten Zeitverhältniſſen in einem verdunkelten Lichte erſcheint, der Ruhm des Eroberers, nachdem Jahrhunderte verfloſſen ſind, an der allumfaſſenden und verſchlingenden Größe, mit welcher er gleich anfangs auftrat, immer mehr verliert und ſich oft in ſehr verkleinertem Maßſtabe darſtellt. Man darf ſagen, Homer und Plato haben nicht nur unter uns, ſondern ſelbſt in der ſpäteren Zeit des Alterthums eben ſo viel, wo nicht mehr beygetragen, den

Ruhm der Griechen zu erhöhen und weit zu verbreiten, als Solon und Alexander. An der Achtung, die jede gebildete Nation Europa's der griechischen, als der, welche die Bildung von Europa angefangen hat, so gerne zollt, hat wenigstens der Dichter und der Philosoph unstreitig einen größern Antheil als der Gesetzgeber und der Eroberer. Selbst der Einfluß, welchen die Werke und der Geist der ersten auf die Nachwelt und auf den Gang und die Entwicklung des menschlichen Geschlechts überhaupt gehabt haben, übertrifft an Umfang und Dauer die Wirkungen, welche die Gesetze und die Thaten und Siege der andern hatte. Bleiben aber auch Solon und Alexander für uns unsterbliche und ruhmvolle Namen, so verdanken sie dieß vielleicht mehr noch ihrem Geist und ihrem Einfluß auf Geistesbildung, als jenen bürgerlichen Einrichtungen, die uns jetzt so fremd geworden sind, oder den von dem Eroberer gestifteten Königreichen, die längst nicht mehr vorhanden sind.

Dichter und Philosophen von der ersten Größe können immer nur selten seyn, sie werden aber auch als seltne Erscheinungen mit Recht da, wo sie hervortreten, als ein Beweis und allgemeiner Maßstab der geistigen Kraft und Bildung derjenigen Nation betrachtet, welcher sie angehörten.

Fügen wir zu diesen hohen Vorzügen einer eigenthümlichen Poesie und Nationalsage, einer gedanken-

reichen Geſchichte, einer gebildeten Kunſt und höheren Erkenntniß noch die Gabe der Beredſamkeit, des Witzes und einer zum geſellſchaftlichen Umgang gebildeten Sprache hinzu, vorausgeſetzt daß dieſe letzten Vorzüge ohne Mißbrauch bleiben; ſo iſt das Gemählde einer wahrhaft gebildeten und geiſtvollen Nation vollendet, und zugleich auch der vollſtändige Begriff einer Litteratur entworfen.

Beſeelt von dem Wunſche, die Litteratur in ihrer ganzen Wichtigkeit und nach ihrem großen Einfluß auf das Leben darzuſtellen, fühle ich gar wohl die mannichfache Schwierigkeit dieſes Unternehmens. Auf der einen Seite werde ich, da das Ganze in einem leicht zu überſehenden Gemählde zuſammengefaßt werden ſoll, manches nur kurz und im Vorübergehen berühren müſſen, was allerdings eine ausführliche Behandlung verdiente; auf der andern Seite werde ich, da ich meine Darſtellung ſo hiſtoriſch als möglich abfaſſen und begründen möchte, in dem Fall ſeyn, auch ſolche Einzelnheiten zu berühren, die dem, welcher ſich nicht ausſchließend mit der Litteratur beſchäftigt, vielleicht als unwichtig und geringfügig erſcheinen können. Was mir aber dennoch den Muth giebt, dieſen Verſuch zu wagen, iſt meine lange Beſchäftigung mit mehreren Theilen der Litteratur. Das Gebiet derſelben iſt zwar ſo unermeßlich, daß nicht leicht jemand, der es kennt, glauben wird, es erſchöpft zu haben. Indeſſen die lange Be-

kanntschaft mit einem Gegenstande, der beynahe das Geschäft meines Lebens war, führt doch endlich zu einer leichtern Übersicht des Ganzen; führt besonders auch dahin, daß man unterscheiden lernt, was nur Mittel und Vorbereitung ist, und was zum Zweck führt; was nur für den Gelehrten einen Werth hat, und was ihn an und für sich besitzt, und für die Welt überhaupt merkwürdig und anziehend seyn kann.

Unsre Geistesbildung beruht so sehr auf der der Alten, daß es überhaupt wohl schwer ist, die Litteratur zu behandeln, ohne von diesem Punct auszugehen, und wenigstens mit einigen einleitenden Worten der Griechen und Römer zu gedenken. Mir wenigstens würde es nicht möglich seyn, meine Ansicht von der Litteratur überhaupt, und von der neuesten insbesondere deutlich darzulegen, ohne eine kurze Darstellung der alten Litteratur nach derselben Ansicht voranzuschicken. An dem Beyspiel der griechischen Nation läßt sich überdem die Würde und die Wirkung einer glücklich entwickelten Litteratur in höchstem Glanze zeigen; auf der andern Seite treten hier aber auch die verderblichen Wirkungen und schädlichen Folgen einer sophistischen Redekunst in das hellste Licht. Ich werde jedoch diese vorläufige Ansicht des Alterthums in größter Kürze zusammendrängen. Zuerst werde ich die gesammte Litteratur der Griechen und Römer im Allgemeinen betrachten; jener beyden Völker, denen wir ei-

nen ſo großen Theil unſerer Geiſtesbildung verdanken, und als eine reiche Erbſchaft von ihnen erhalten haben. In einem eben ſo gedrängten Vortrage werde ich alles zuſammenfaſſen, was Europa ſchon zur Zeit der Griechen und Römer und durch dieſe auch die neue Zeit den orientaliſchen Völkern in Rückſicht auf Geiſtesbildung und Litteratur verdankten. Zwar ſollten die älteſten Denkmale des aſiatiſchen Geiſtes der Zeitordnung nach wohl den griechiſchen vorangehen. Da aber meine Abſicht nur darauf ausgeht, ein welthiſtoriſches Gemählde der europäiſchen Geiſtesbildung aufzuſtellen, und da die Litteratur vorzüglich nach ihrem Einfluß auf das Leben betrachtet werden ſoll, ſo wird es am zweckmäßigſten ſeyn, was von der orientaliſchen Denkart und Geiſtesbildung erwähnt werden muß, um die europäiſche zu verſtehen und zu erklären, da einzuſchalten, wo es in Europa Einfluß gewonnen hat, und wirkſam geworden iſt. Eine beſondere Aufmerkſamkeit wird ſodann auch unſrer Vorzeit, der nordiſchen Götterlehre, und der daher abgeleiteten Poeſie der Ritterzeit, und Kunſt des Mittelalters gewidmet ſeyn; wo während der Kreuzzüge Europa von neuem mit dem Orient in eine fruchtbare Berührung kam. Die nachfolgenden Vorträge ſind der Epoche ſeit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften gewidmet, und einer ausführlichen Darſtellung der Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts. Sollte es mir gelingen, in dem Zeitraume der alten

nen großen Theil von Asien wie eine reiche Aussaat der Zukunft ausgestreut wurde. Eine Aussaat, die auf dem fruchtbaren Boden vielfältige heilsame und auch verderbliche Früchte, und eine eigne neue griechisch-asiatische Gestalt und Geistesbildung erzeugte; ein Band und Mittelglied zwischen Asien und Europa, dessen Einfluß sich auf die ganze Nachwelt bis auf unsre Zeiten erstreckt hat.

Wären die Griechen in ihrem ersten Freyheitskampf gegen die Perser nicht glücklich und siegreich gewesen, wäre Griechenland eine Provinz des großen persischen Reichs geworden; so würden sie eine ganz andre Stelle in der Geschichte des menschlichen Geistes einnehmen als die, welche ihnen jetzt gebührt. Sie würden auf der Stufe stehen geblieben seyn, wo die Perser sie fanden, oder auch allmählig tiefer gesunken, und wieder verwildert seyn. Sie wären immer ein geistreiches und auch bis auf einen gewissen Grad gebildetes Volk geblieben. Sie würden wie andre gebildetere Völker, welche dem persischen Reich unterworfen und einverleibt wurden, die Ägypter, Hebräer, Phönicier, ihre Sprache und ihre Schriftsteller, zum Theil selbst ihre Sitten und Lebenseinrichtungen behalten haben; denn die persische Herrschaft war, einzelne Fälle ausgenommen, im Ganzen eigentlich milde, die edelste und die beste unter allen Welthertschaften, die es je gegeben hat. Aber den hohen Aufschwung, welchen Kunst und

Geiſteskraft nach dem glorreich beſtandenen Kampf bey den Griechen nahm, dieſen hätten ſie ohne die Freyheit nie erreichen können. —

Die glückliche Zeit von Griechenland, die eigentliche Blüthe auch ihrer geiſtigen Entwicklung iſt in den engen Raum von noch nicht drey Jahrhunderten vom Solon bis zum Alexander eingeſchloſſen.

Mit Solon beginnt eine ganz neue Epoche, auch in der Litteratur der Griechen. Nicht nur fällt in dieſe Zeit die kunſtreichere Entwicklung der lyriſchen Poeſie, und der erſte Anfang der dramatiſchen. Eine Menge jetzt aufſtehender Lehrdichter beweiſen das erwachende Nachdenken. Zu derſelben Zeit begann mit Thales die Philoſophie der Griechen, und die Proſa, die ſich bey ihnen ſo ſpät von der Poeſie loswickelte, fing an zu entſtehen. Durch die Geiſtesfreyheit, welche Solon begünſtigte und dauerhaft machte, durch die Bildung, welche die mit jener Geſetzgebung verbundene und von ihm geſtiftete öffentliche Erziehung unter den edlern und wohlhabenden Bürgern Athens verbreitete und fortpflanzte, ward Athen in der Folge der Hauptſitz und Mittelpunct der griechiſchen Bildung.

Mit Alexander aber endigte dieſer glückliche Zeitraum. Demoſthenes, der nur ein Jahr nach dem Eroberer in dem letzten Kampf, den ſein Vaterland um die Freyheit wagte, mit unterging, war der letzte große Schriftſteller der Griechen, der auf ſeine Nation als

Nation kraftvoll einwirkte. Ein gebildetes, geistreiches Volk blieben die Griechen immer fort; ein wissenschaftliches, gelehrtes, wurden sie unter den Ptolomäern in Ägypten fast noch mehr, als sie es in der schönen alten Heimath gewesen waren. Nur eine Nation waren sie nicht mehr, und mit der Freyheit war auch die Erfindungskraft und der eigne Aufschwung des Geistes verloren.

Lessing auf Homer

In einem so engen Zeitraum liegt also eigentlich diese ganze Fülle von so mannichfaltigen herrlichen Schöpfungen und Regungen des Geistes beschlossen, die noch jetzt dieses Volk zum Gegenstande der allgemeinen Bewunderung erheben! Ein großes und ewig denkwürdiges Schauspiel, unermeßlich fruchtbar im Guten wie im Bösen, und daher zwiefach lehrreich. Nur noch einmal hat die Weltgeschichte ein ähnliches Schauspiel fruchtbarer Entwicklung des erwachenden Geistes wiederholt. Wir werden es in der Folge betrachten.

Mit Solon also beginnt uns die eigentliche Epoche der griechischen Litteratur. Vor Solon besaßen die Griechen nur das, was meistens alle glücklich organisirten Völker in der frühern Zeit der gesellschaftlichen Entwicklung auch besessen haben: Sagen, welche die Stelle der Geschichte vertreten; Lieder und Gedichte, welche mündlich fortgepflanzt, statt der Schriften und Bücher dienen. Solche Lieder zur Ermuthigung im Kriege und Erweckung der vaterländischen Gefühle,

oder Festgesänge zum gottesdienstlichen Gebrauch, Lieder der Freude und der Liebe, bisweilen auch wohl dem Haß eines erzürnten Dichters, oder der Klage und der Trauer um die verlorne Geliebte geweiht, besaßen die Griechen schon von den ältesten Zeiten und in der größten Menge und Mannichfaltigkeit. Wichtiger sind diejenigen erzählenden Lieder, welche nicht das Gefühl, was den Sänger unmittelbar ergreift und beherrscht, ausdrücken, sondern die die Überlieferung eines Volks enthalten; Erinnerungen einer fabelhaften Vorzeit, Sagen und Dichtungen von Helden und Göttern, von der Herkunft des eignen Stammes, und vom Ursprunge der Welt. Doch auch dieses wird bey andern Völkern im Überfluß gefunden wie bey den Griechen. Nur Ein Werk ragt aus der griechischen Vorzeit durch die hohe Vortrefflichkeit seiner Darstellung weit hervor: die homerischen Gedichte; die noch bewunderten Werke der Ilias und Odyssee.

Zwar verräth Sprache, Inhalt und Geist dieser Gedichte, daß sie geraume Zeit und wohl einige Jahrhunderte vor Solon müssen entstanden und entworfen seyn; gesammelt aber wurden sie erst in Solons Zeit, und zum Theil durch Solon selbst der Vergessenheit und der schwankenden mündlichen Fortpflanzung entrissen, allgemeiner bekannt gemacht, in die jetzige Ordnung gestellt, und nachgehends durch die schriftliche Abfassung gesichert und allgemein verbreitet.

Solon und seine Nachfolger in der Herrschaft zu Athen, Pisistratus und die Pisistratiden hatten dabey, außer der natürlichen Liebe zu dem Werke selbst, wahrscheinlich auch noch einen andern patriotischen Zweck. Um diese Zeit, sechs hundert Jahr vor Christi Geburt, ward die Unabhängigkeit der Griechen in Klein-Asien schon bedroht, zwar noch nicht von den Persern, aber durch die lydischen Könige, deren Herrschaft bald darauf mit in das große persische Reich verschlungen ward. Als nun der Eroberer Cyrus den Krösus überwand und in Klein-Asien sich ausbreitete, da konnte kein hellsehender Patriot es sich länger verbergen, welche große Gefahr Griechenland bedrohe. Man scheint in mehreren Staaten des übrigen Griechenlands lange Zeit sicher gewesen zu seyn und den herannahenden Sturm, der erst unter den Kaisern Darius und Xerxes gegen den griechischen Continent selbst losbrach, gar nicht im voraus geahndet zu haben. Aber Athen mußte die Gefahr frühzeitig und wohl am ersten empfinden, da es nicht bloß durch alte Stammverwandtschaft, sondern auch durch lebhaften Handelsverkehr mit den asiatischen Griechen auf das genaueste verbunden war. Die Erweckung der alten Gesänge und Erinnerungen, wie ehedem die vereinte Kraft der griechischen Helden, um eine Beleidigung zu rächen, gegen Asien kämpfte und Troja besiegte, fiel wenigstens jetzt in eine sehr gelegene Zeit, um die Gemüther im heroischen Gefühl zu

erheben, und zu ähnlichen Thaten für das bedrohte Vaterland zu begeistern. Ob irgend eine solche Begebenheit wie der trojanische Krieg sich wirklich zugetragen habe, dafür giebt es keine vollkommene geschichtliche Gewißheit, oder bestimmte Entscheidung. Die Herrschaft des Agamemnon und der Atriden scheint am meisten historisch. Daß zwischen der Halbinsel und Klein-Asien mancher Verkehr Statt fand, ist an sich nicht unwahrscheinlich; war ja doch der Stammvater der Atriden, Pelops, von dem die Halbinsel selbst den Namen trug, von dorther gekommen. Daß die Entführung einer Fürstinn Ursache eines allgemeinen und langen Kriegs gewesen, ist wenigstens dem Geiste und den Sitten der Heldenzeit gemäß, die in so manchen Stücken an die christliche Heldenzeit, und das Rittethum des Mittelalters erinnert. Wie viel aber auch in die Sage von der Helena und von Troja ganz fabelhaftes und ursprünglich bloß Allegorisches eingemischt worden seyn mag; daß an die Gegend von Troja große Andenken der alten Zeit geknüpft waren, beweisen auch die daselbst befindlichen, nach alter Art aus großen Erdhügeln bestehenden Heldengräber. Diese alten griechischen Hünen oder Heldengräber, welche die Volkssage dem Achilles und seinem Patroklos zueignete, an denen Alexander weinte, den Achill beneidend, daß er seinen Ruhm zu besingen, einen Homer gefunden hatte, sind schon zur Zeit des Dichters selbst vorhanden

gewesen, wie man aus einigen Stellen der Ilias sieht. Erst der Wißbegier, oder dem Frevel unsrer Zeit war es vorbehalten, diese Gräber aufzuwühlen, und die Asche und übrigen Angedenken der Helden, die sich wirklich darin noch fanden, ihrer geheiligten Ruhestätte zu entreissen. Wäre aber der trojanische Krieg ganz und gar nur eine Fabel und willkührliche Dichtung; für den Zweck, den Solon und Pisistratus, und für den patriotischen Eindruck, den die wieder erweckten Gedichte machen sollten, war es gleich; denn die Begebenheit wurde allgemein geglaubt, für wahr und geschichtlich gehalten.

So hatten die Homerischen Gedichte für die Griechen jener Zeit wahrscheinlich noch eine nähere vaterländische Beziehung und Bedeutung, während sie uns am meisten auffallen durch die Allgemeinheit der schönen Darstellung und des großen Bildes, welches sie uns vom Heldenleben entwerfen. Hier zeigt sich keine eigne Denkart und Ansicht, die nur an einem beschränkten Raum klebte, um den Ruhm und Vorzug irgend eines besondern Stammes sich drehte, wie dieß wohl in den alten arabischen Gesängen, oder in Ossians Liedern der Fall ist. Ein freyer Geist athmet aus diesen Gedichten, ein offner, reiner, für alle Eindrücke und Erscheinungen der Natur wie für alle Gestalten der Menschheit empfänglicher und klarer Sinn. Deutlich und schön gestaltet breitet sich hier eine ganze Welt vor

unſern Blicken aus, ein reiches, lebendiges, immer bewegliches Gemählde. Die beyden Heldengeſtalten Achilles und Ulyſſes, welche aus dieſem heitern Weltgemählde als die Hauptfiguren hervorragen, ſind ſo allgemeine Charaktere und Ideen, daß wir ſie faſt in allen Heldenſagen wieder finden, nur nicht immer ſo glücklich entwickelt, und ſo herrlich vollendet. Achilles, ein jugendlicher Held, der in der Fülle ſiegreicher Kraft und Schönheit alle Herrlichkeit des flüchtigen Lebens erſchöpfen ſoll, aber ſchon im voraus zu einem frühzeitigen Tode und tragiſchen Schickſal beſtimmt war, iſt der erſte und erhabenſte dieſer Charaktere, und ein Charakter im Anklang dieſer Art findet ſich in unzähligen Heldenſagen wieder, am ſchönſten nebſt den Griechiſchen vielleicht in unſern nordiſchen. Auch bey den heiterſten Völkern umſchwebt die Sage und Erinnerung der Heldenzeit, ein halbſchmerzliches, und liebevoll klagendes, elegiſches, ja oft ſogar tragiſches Gefühl, was uns aus dem Innerſten dieſer Dichtungen anſpricht; ſey es nun, daß der Übergang einer freyern und großen Heldenzeit den gebundenern Nachkommen wirklich dieſen Eindruck hinterlaſſen hat, oder daß die Dichter jenes Gefühl von Trauer und Sehnſucht, was allen Menſchen aus alter Erinnerung eines verlornen urſprünglichen Glücks eingepflanzt und angeboren iſt, nur in jene Zeiten und Dichtungen verlegten. Die andre, minder erhabene, für die Poeſie aber ſehr reichhal-

tige und anziehende Form des Heldenlebens ſtellt ſich im Ulyſſes dar. Es iſt der umherſtreifende, wandernde Held, der aber ſo erfahren und verſtändig als tapfer, alle Gefahren zu erdulden und alle Abentheuer zu beſtehen geeignet iſt; und eben dadurch der Einbildungskraft den freyeſten Spielraum gewährt, alles Wunderbare und Seltne, was entferntere Zeiten und Weltgegenden bey noch beſchränkter Erdkunde und einer kindlichen Anſicht wirklich enthalten, durch die mannichfaltigſten Dichtungen zu verſchönern. An heroiſcher Kraft und tiefem Gefühl mögen leicht die nordiſchen Heldengedichte, an Farbenglanz, Kühnheit und Pracht die orientaliſchen, ſo weit wir beyde kennen, den Homeriſchen Gedichten gleich kommen, oder ſie noch daran übertreffen. Was dieſe auszeichnet, iſt die Anſchaulichkeit und lebendige Wahrheit, die größte Verſtandesklarheit, die mit ſo kindlicher Einfalt und dieſer Fülle der Einbildungskraft nur immer verträglich iſt. Eine Darſtellung findet ſich hier, die ſo ausführlich iſt, daß ſie oft faſt geſchwätzig wird, ohne doch je zu ermüden, wegen der eignen Anmuth der Sprache und der geflügelten Leichtigkeit der Erzählung. Eine faſt dramatiſche Entwicklung und Entfaltung der Charaktere, der Leidenſchaften, der Reden und Geſpräche, eine ſelbſt in der Anführung aller einzelnen Umſtände faſt hiſtoriſche Genauigkeit. Dieſer letzten Eigenſchaft, die den Homer auch unter den andern griechiſchen Sängern ſehr aus-

zeichnet, verdankt er selbst vielleicht seinen Namen. Denn Homeros bedeutet einen Bürgen oder Zeugen; wegen seiner Wahrhaftigkeit, einer solchen nämlich, wie sie ein Sänger, Dichter der Heldenzeit, haben kann, verdankt er wohl diesen Namen. Auch uns ist er Homeros, ein Bürge und Zeuge der alten Heldensage und Heldenzeit nach ihrer wahren und wirklichen Beschaffenheit. Die andre Bedeutung des Worts Homeros, eines Blinden, hat die offenbar erdichtete Lebensgeschichte des uns völlig unbekannten Sängers erzeugt, und ist ohne allen Zweifel zu verwerfen. In Miltons Gedicht würden sich auch ohne das ausdrückliche Zeugniß des Sängers selbst, wohl Spuren finden lassen, daß er bloß mit dem innern Auge des Geistes sah, des erquickenden Anblicks des Sonnenlichtes aber entbehren mußte; die ossianischen Gedichte sind in eine immer gleich schwermüthige Dämmerung und wie in einen ewigen Nebel verhüllt, und so mag man leicht dasselbe auch von dem Barden selbst denken. Wer aber die Ilias und die Odyssee, diese klarsten und hellsehendsten aller alten Gedichte, einem des Lichts Beraubten zuschreiben kann, der muß wenigstens für dieses Urtheil seine eignen Augen einigermaßen verschließen, vor so vielen deutlich sprechenden Beweisen des Gegentheils.

He might have gone blind after he had learnt the world by heart

Wie und in welchem Jahrhundert die Homerischen Gedichte auch entstanden, und gebildet seyn mögen,

ſie verſetzen uns in eine Zeit, wo das Heldenalter ſchon zu erlöſchen anfing, oder eben erſt erloſchen war. Es ſind zwey Welten, die in der Homeriſchen Darſtellung zuſammenfließen: die wunderbare Vergangenheit, die aber doch dem Dichter noch ſehr nahe, und lebhaft vor Augen zu ſtehen ſcheint; und dann die lebendige Gegenwart und Wirklichkeit derjenigen Welt, welche den Dichter umgab. Dieſe Verſchmelzung der Gegenwart und der Vergangenheit, wodurch jene verſchönert, dieſe anſchaulicher gemacht wird, gibt vorzüglich den Homeriſchen Gedichten den ihnen ſo ganz eignen Reitz.

Anfangs herrſchten überall Könige und Heldengeſchlechter in Griechenland. So iſt es noch in der Homeriſchen Welt. Bald nachher ward die königliche Würde faſt überall abgeſchafft, faſt jede mächtige Stadt, und ſelbſtſtändige Völkerſchaft geſtaltete ſich zu einer kleinen Republik. Mit dieſer neuen ſtädtiſchen Verfaſſung und bürgerlichen Einrichtung, wurden auch die Verhältniſſe des Lebens ſelbſt allmählig proſaiſcher. Die alten Heldenſagen mußten nun dem Gefühl fremdet werden, und unſtreitig trug dieſe Veränderung in der Verfaſſung viel dazu bey, den Homer in eine Art von Vergeſſenheit zu bringen, der ihn Solon und Piſiſtratus erſt wieder entriſſen.

Die Homeriſchen Gedichte ſind ſo wichtig für griechiſche und europäiſche Litteratur, ſind ſo ſehr Haupt-

quelle der gesammten Geistesbildung der alten Völker geworden, daß ich nicht umhin konnte, wenigstens einige Augenblicke bey ihnen zu verweilen. Ich wünschte überhaupt die Betrachtung nur bey den Erfindern festzuhalten; über die Jahrhunderte der Nachahmung werde ich schnell hinweg eilen.

Ich übergehe die ganze Zwischenzeit bis auf den persischen Krieg. Diese Zwischenzeit enthält nur schwächere Nachfolger des Homer, oder solche Anfänge neuer Geisteswege und neuer Kunstformen, die erst später zur Reife und vollkommnen Entwicklung gelangt sind. Die meisten Dichter und Schriftsteller sind ohnehin bis auf einzelne Bruchstücke verloren.

Der persische Krieg selbst, diese denkwürdige Epoche für Griechenland, war auch in der Litteratur durch mehrere noch vorhandene große Dichter und Schriftsteller bezeichnet. Pindar, welchen die Griechen als den erhabensten ihrer Sänger unbegränzt verehrten, erlebte den Krieg, wobey ihm jedoch der Vorwurf gemacht ward, daß er nicht vaterländisch gesinnt, und den Persern geneigt war. Aeschylus, der älteste große Tragiker, hatte, selbst Krieger, ruhmvoll mitgekämpft in den glorreichen Schlachten; der etwas jüngere Herodot war nur wenige Jahre zuvor geboren, als Xerxes seinen furchtbaren Zug gegen die Griechen unternahm, und als er die Bücher seiner Geschichte, die eben jenen Freyheitskrieg vorzüglich verherrlichen, den

verſammelten Griechen vorlas, lebten die großen Begebenheiten noch in lebhaftem Andenken des frohen Siegergefühls.

Der Vorwurf, der dem Pindar gemacht wird, läßt ſich wohl erklären, aus der auch in ſeinem Gedicht ſichtbaren Abneigung gegen die Volksherrſchaft, die ſchon damals in Griechenland manchen gewaltſamen Ausbruch veranlaßte, und noch größere Verwilderung ahnden ließ; und aus der Vorliebe für die königliche Gewalt, und die bey den doriſchen Völkern überwiegende Herrſchaft des Adels. Dieſe Form der Verfaſſung aber, die Monarchie und die Hoheit des Adels, erſchien im Alterthum wenigſtens nirgends in einem ſo glänzenden und ſo milden Lichte, als in dem perſiſchen Kaiſerthum, das wie ſehr auch einzelne Herrſcher ihre Gewalt mißbrauchten, im Ganzen durchaus auf hohe Begriffe und edle Sitten gegründet war.

Als doriſcher Dichter iſt uns Pindar um ſo wichtiger, weil er uns viele andre, ganz verlorne erſetzen muß. Was wir griechiſche Litteratur nennen, und als ſolche in den noch vorhandnen größern Schriftſtellern beſitzen, iſt eigentlich nur joniſche und atheniſche, ſo wie ſpäter alexandriniſche Litteratur. Zur ſelbigen Zeit aber, als in den joniſchen Staaten und zu Athen die Dichtkunſt, Geſchichte und Philoſophie aufblühten, hatten die doriſchen Völker, jener zweyte von den joniſchen in Sitte, Verfaſſung, Sprache und Denkart

ſo ſehr abweichende griechiſche Stamm, eine von jener uns bekannten noch getrennte und eigne Litteratur; Dichter aller Art, eine eigenthümliche Form des Dramas, ſeit Pythagoras auch Philoſophen und andere Schriftſteller. Pindar kann uns, nachdem alles dieß untergegangen iſt, wenigſtens ein allgemeines Bild der doriſchen Sitten, und des dieſen Sitten gemäßen Lebens geben, wie der Dichter dieſes auffaßte und ſich verſchönert dachte.

Die erkünſtelte wilde Begeiſterung und abſichtliche Dunkelheit, welche bey den neuern Nachahmern des großen Dichters oft Pindariſch genannt wird, iſt ihm ſelbſt ganz fremd. Vielmehr iſt eine große Ruhe, Würde und Heiterkeit in ſeiner Darſtellung. Iſt wo eine Dunkelheit, ſo liegt ſie meiſtens in den vielen Anſpielungen auf das, was uns fremd iſt, ſeinen Zuhörern aber bekannt und gegenwärtig war. Indem er die Sieger in den Kampfſpielen beſingt, geht er über auf das Lob der Heldengeſchlechter, von denen der Sieger abſtammte, der Stadt, welcher er angehört, oder der Götter, denen zu Ehren die Spiele gefeyert wurden; was denn bisweilen gewaltſame Übergänge verurſacht. Es ſind dieſe Feſtgeſänge überhaupt kaum lyriſche Gedichte zu nennen, wenigſtens ſind ſie nicht das, was wir darunter verſtehen. Heroiſche oder epiſche Gelegenheitsgedichte ſind es, welche von Muſik und Tanz begleitet, nicht bloß abgeſungen, ſondern

gewiſſermaßen dramatiſch aufgeführt wurden. — Was dieſen Dichter am meiſten auszeichnet, iſt die hohe Schönheit, und die muſikaliſche Weichheit der Sprache, und dann die Neigung, alles in einem verſchönernden Lichte zu betrachten. Wie edle Herrſcher in gefahrloſen Zeiten und glückliche Staaten unter ſchönen Kampf- und Ritterſpielen ſorgenfrey dahin leben unter gleichgeſinnten Freunden, von begeiſterten Sängern umgeben, und in ſchönen Erinnerungen der Heldenahnen ſchwelgend; das hat Pindar unvergleichlich dargeſtellt, und in eben dieſer Lebensweiſe, ſeiner geliebten Sieger und der doriſchen Edlen, ſtellt er uns auch die Geſtalten der Vorzeit und die Götter dar.

Ein Dichter ſehr verſchiedener Art und von einem ganz andern Gefühl beſeelt, iſt Aeſchylus. Das kriegeriſche, kühne Hochgefühl des für die Freyheit begeiſterten Siegers, das ſich in ſeinen Werken ausſpricht, verſetzt uns in die Stimmung, die etwa in dem ſtolzen Athen zu jener Zeit des großen Kampfs die herrſchende ſeyn mochte. Als Dichter ringt er noch mit einer Form, die erſt im Werden iſt; jene große, den Griechen eigenthümliche Form der Tragödie, die Aeſchylus zuerſt entwarf und erſchuf, ohne ſie ganz vollenden zu können. Groß war er, als Dichter beſonders in der Darſtellung des Furchtbaren und der tragiſchen Leidenſchaften. Zu der Tiefe des Dichters geſellte ſich bey ihm der Ernſt des Denkers. Denn auch den

letzten Namen verdient er mit vollstem Recht, und der Vorwurf, welcher ihm gemacht ward, daß er in seinen Gedichten die Mysterien, oder die verborgenen Lehren der eleusinischen geheimen Gesellschaft verrathen habe, kann uns beweisen, daß er überall nach Wahrheit ernstlich geforscht hatte. In seinem Geiste hat die ganze griechische Mythologie eine durchaus eigenthümliche und neue Gestalt angenommen. Er hat nicht bloß einzelne tragische Begebenheiten dargestellt, sondern es geht durch alle seine Werke eine und dieselbe allgemeine tragische Weltansicht hindurch. Der Untergang der alten Götter und Titanen, und wie ihr erhabenes Geschlecht durch ein jüngeres, schlaueres Geschlecht von geringerm Werthe besiegt und verdrängt worden sey, das ist der beständige Gegenstand, wohin alle seine Darstellungen und Klagen zielen; also die ursprüngliche Erhabenheit und Größe der Natur und des Menschen, und wie beyde allmählig in Schwäche und Gemeinheit versinken. Doch erhebt sich ihm aus den Trümmern einer untergehenden Welt die alte Riesenkraft hie und da, wie im Prometheus, immer noch kühn und frey, im Innern unbesiegt empor. Man kann dieser Ansicht eine mehr als dichterische und auch sittliche Erhabenheit nicht absprechen.

Herodot, der uns den persischen Krieg darstellt, wird der Vater der Historie genannt. Es ist sein Werk,

wenn man will, nur eine Chronik, treuherzige, ausführliche Erzählung aller der Begebenheiten, die den Erzähler zunächst umgaben, und ihm die wichtigsten waren, wobey dann, was er sonst noch irgend von der Welt und ihrer Geschichte weiß, bey Gelegenheit eingeschaltet wird; oder auch eine Reisebeschreibung, da er, was er von fremden Ländern mehr als andre Griechen gesehen und sehr genau gesehen und beobachtet hatte, so gern episodisch darstellt. Eben dieser vielen Episoden und der ganz freyen, dichterischen Anordnung wegen, hat man sein Werk auch mit der epischen Darstellung alter Heldengedichte verglichen. Gewiß aber ist, daß diese Treue, diese Einfalt und Klarheit, diese Leichtigkeit und ungesuchte Anmuth der Erzählung, eben die Eigenschaften sind, die eine darstellende Geschichte eigentlich vollkommen machen, und die man nothwendig und unentbehrlich nennen müchte, wenn sie nicht so selten wären. Er ist der Homer der Geschichte.

An diese drey geschilderten großen Autoren schließen sich später noch einige andre von eben so hoher Würde an. Der erste ist Sophokles. In jeder Art der Geistesentwicklung gibt es, wie in dem Stufengange der Natur, einen Moment der Blüthe und einen höchsten Punct der Vollendung, der sich dann auch durch eine schöne Vollkommenheit in der Form und in der Sprache kund gibt. Diesen Punct bezeichnet uns So-

phokles, nicht in der tragischen Kunst allein, sondern in der griechischen Poesie und Geistesbildung überhaupt. Es liegt in dieser Vollendung des Sophokles noch mehr und etwas anderes als das, was wir oft in ähnlichen Fällen an Dichtern und Schriftstellern bemerken, und weßhalb wir sie für die höchsten und in Form und Styl für vollkommen halten. In der Schönheit seiner Werke spiegelt sich die innere Harmonie und die Schönheit seiner Seele ab. Es ist an manchen Stellen der alten Dichter wohl zu bemerken, daß ihnen eine eigentliche Kenntniß und ein richtiger Begriff von Gott fehlte. Hatten sie aber diesen nicht, weil er ihnen und ihrer Zeit überhaupt nicht enthüllt war, so kann man doch ohne Ungerechtigkeit den größten und den besten unter ihnen, eine tiefgefühlte und oft bewundernswerthe Ahndung des Göttlichen nicht absprechen. Diese scheint mir in keinem der ältesten Dichter so hell und hervorleuchtend als im Sophokles. Es ist überall das Schicksal und der Gang der Poesie, daß sie mit dem Wunderbaren und Erhabenen, mit den großen Gestalten der Götterwelt und der Heldenzeit beginnt. Sie senkt sich in der Folge immer mehr herab von diesem hohen Fluge, nähert sich mehr und mehr der Erde, bis sie zuletzt in das Bürgerliche u. Gemeine herabfällt, und sich da am Ende verliert. Die mittlere Region ist die glücklichste für die Poesie;

ὁ δ' εὐκολος μεν ενθαδ' ενκολος δ' εκει.

da wo das heroisch Große noch natürlich und ungesucht, die Erinnerung des Göttlichen noch vorhanden ist, aber nicht mehr in abschreckender Riesengestalt vor uns aufsteigt, sondern milde und menschlich rührend, und menschlich schön zu uns tritt. Dieß ist der Charakter des Sophokles. Die eigenthümliche Kunstform der griechischen Tragödie, welche durch ihn vollendet ward, werde ich noch öfter in Betrachtung ziehen; auch dann vorzüglich, wenn ich auf die gelungenen oder vergeblichen Versuche andrer Völker kommen werde, um diese große Form der griechischen Dichtkunst nachzuahmen oder sich anzueignen.

Dem Sophokles folgte in der Kunst, aber nicht in der Gesinnung Euripides, welcher aber schon einer ganz andern Generation angehört. Er war eben so sehr Redner als Dichter, und ist, je nachdem man ihn günstig oder ungünstig beurtheilt, ein Philosoph oder ein Sophist zu nennen; denn in dieser Schule hatte er sich gebildet, und daher manchen der Poesie eigentlich fremden Schmuck entlehnt. Dieß läßt ihn sein Feind und unerbittlicher Verfolger Aristophanes oft genug fühlen. Ehe ich aber diesen und einige andere Schriftsteller aus den Zeiten des griechischen Verderbens mit wenigen Zügen schildere, ist es nöthig, erst überhaupt in der Kürze darzustellen, wie es zur Zeit des beginnenden Bürgerkrieges und der innern Staa-

ten-Zerrüttung, dem Geschlecht der Sophisten gelang, ihren Einfluß überall zu verbreiten, und Griechenland auch geistig zu Grunde zu richten, bis Sokrates gegen sie auftrat, den sophistisch gewordenen Geist der Griechen, so weit als dieß noch möglich war, zur Wahrheit zurückführte, und eine Schule gründete, aus welcher Plato hervorging.

Zweyte Vorlesung.

Spätere griechische Litteratur. Sophistik und Philosophie. Alexandrinisches Zeitalter.

Es war das glänzende Gemählde des aufblühenden griechischen Geistes in seiner ganzen Kraft und Herrlichkeit, welches ich in dem ersten Vortrage versuchte, mit kurzen Worten in das Gedächtniß zurückzurufen. Ich wende mich jetzt zu der andern Seite des Bildes, zu dem allgemeinen Verfall, der auf jene Fülle der Erfindung und Entwicklung so unmittelbar und unglaublich schnell folgte, und nachdem die Sitten entartet, die Staaten zerrüttet waren, auch die Kunst und den Geist der Griechen durch eine falsche Sophistik zu Grunde richtete.

Der erste große Schriftsteller, welcher uns den Verfall und die Zerrüttung in den öffentlichen Begebenheiten historisch darstellt, ist Thucydides. Durch den hohen Styl und den tiefen Inhalt reiht er sich noch ganz an die Zahl der ersten Autoren Griechenlands. Seine Geschichte ist ein Kunstwerk der Darstellung; so wurde sie von den Alten selbst beurtheilt,

reckons his account of the Sic. Exp. with Plutarch's.

und besonders einer obwohl nicht erdichteten, sondern geschichtlichen Tragödie verglichen, und wohl mochte dem Darsteller selbst jener große Bürgerkrieg, die Geschichte von dem Untergang seiner einst so blühenden, glücklichen, mächtigen Vaterstadt als ein furchtbares Trauerspiel erscheinen. War ja doch diese Begebenheit in den weitern Folgen für uns, was damals noch nicht so hell einleuchtete, auch die Geschichte von dem allgemeinen Untergang der gesammten griechischen Nation! Thucydides hat die den Griechen eigenthümliche Kunstform der Historie gestiftet und auch vollendet. Die Eigenschaften dieser besondern historischen Kunstform bestehen in der Einflechtung ausführlicher, kunstreicher politischer Reden, welche alle Bewegungsgründe und Staatsansichten jeder wichtigen Begebenheit aus dem verschiedenen Standpunct der entgegengesetzten Partheyen enthalten und mit Scharfsinn entwickeln; sodann in einer fast dichterisch ausführlichen, lebhaft mahlenden Darstellung von Schlachten und andern, in der Weltgeschichte sich nur allzu häufig wiederhohlenden, öffentlichen Begebenheiten; endlich in der höchsten Würde eines reich geschmückten Styles in der kunstreichsten Prosa. Bey ähnlichen Staatsverhältnissen, und einem ähnlichen Übergewicht und Einfluß der Redekunst, konnten die Römer unter allen Kunstformen der griechischen Bildung diese sich am leichtesten und am glücklichsten aneignen. Für uns neue Europäer

paßt sie nicht; die Versuche der Nachahmung sind meistens unglücklich ausgefallen. Die jetzigen Verhältnisse sind anders, die Redekunst hat nicht mehr diesen entscheidenden, oft verderblichen Einfluß; bey dem reichen Vorrath von Thatsachen, den wir in der gesammten Weltgeschichte überschauen, verlangen wir statt der dichterisch ausführlichen Beschreibungen von Schlachten, und andern öffentlichen Begebenheiten, vielmehr kurze Angaben, die zum Zwecke führen, und in einfacher Erzählung deutlich machen, was eigentlich geschah, und warum es so gekommen sey. Eine solche deutliche Kürze, die schmucklose Einfalt, und schöne Klarheit des Herodot, entsprechen mehr unserm Bedürfnisse und Wunsch in der historischen Darstellung, und müssen eher das Ziel seyn, wohin diese jetzt zu streben hat, und worin er, wenn auch noch nicht vollkommen vollendet zu nennen, unter den Griechen doch der Erste geblieben ist. Was ihm an der Vollendung abgeht, liegt nicht in der Anordnung und Zusammensetzung des Ganzen, welche durchaus groß, vortrefflich, und wie die Alten sein Werk nannten, eines erhabenen historischen Trauerspiels würdig ist; es liegt bloß in dem noch rauhen, härten und hie und da dunkeln Styl. Sey es nun, daß nicht bloß am Schluß und letzten Theile des Werks, sondern an dem Ganzen, wie ein scharfsinniger Gelehrter vermuthet, die letzte überarbeitende Hand fehlt; sey es dem Zeitalter zuzu-

schreiben, in welchem die Prosa erst eben entstanden war, und sich zu bilden angefangen hatte, und nach einem so hohen Styl strebend, als der, welchen dieser Historiker im Sinne hatte, die kunstreiche Form noch nicht erreichen konnte, ohne Spuren des dazu vorhergegangenen Kampfes, der Anstrengung und des Zwanges an sich zu tragen; oder sey es, daß der Verfasser dieses, bey aller Erhabenheit und Kunst dennoch Rauhe und bisweilen Abschreckende der Schreibart angemessen fand für den dunkeln Inhalt seiner tragischen Geschichte, jener furchtbaren Katastrophe von dem Verfall und dem Untergang seines Vaterlandes, die er nicht zur flüchtigen Unterhaltung beschreiben und aufzeichnen wollte, sondern, wie er selbst im Eingang seines Werkes kraftvoll sagt, hinstellte als ein „Denkmahl auf ewig."

Wenn uns Thucydides die innere Zerrüttung aller griechischen Staaten und Verfassungen überhaupt, sammt ihren Ursachen vor Augen stellt, und erklärt; so schildert uns dagegen Aristophanes den tiefen Verfall der athenischen und überhaupt der griechischen Sitten, auf eine Weise, und mit einer Stärke, die mitunter allen Glauben übersteigt, und die uns kein geschichtliches Werk und kein andres Denkmal irgend so deutlich schildern könnte. Von dieser Seite, als Urkunde der Sittengeschichte des Alterthums, ist sein Werth nun allgemein anerkannt, und auch keinem Zweifel mehr unterworfen.

Wollen wir ihn als Schriftsteller und Dichter beurtheilen, so müssen wir uns freylich ganz und durchaus in sein Zeitalter versetzen. In dem neuern Europa hat man gegen einzelne Nationen oder Epochen den Vorwurf geltend gemacht, daß die Litteratur, die Dichter und überhaupt die Geisteswerke derselben, zu ausschließend nach dem feinern gesellschaftlichen Ton sich richten, und insbesondere nach dem Beyfall der Frauen streben. Es hat unter den Nationen, und in den Epochen selbst, die dieses Fehlers am meisten beschuldigt werden, nicht an Autoren gefehlt, welche darüber Klage geführt, welche behauptet und dargethan haben, wie die Litteratur durch eine solche überall und auch da, wo sie nicht hingehört, angebrachte Eleganz und Galanterie beschränkt, einförmig, kleinlich und unmännlich werde. Es mag seyn, daß diese Klage einigen Grund habe; der Litteratur der Alten, und besonders der der Griechen muß man dagegen den Vorwurf machen, daß sie eine allzu ausschließend und einseitig männliche Litteratur war, die eben deßfalls in einigen Stücken rauher erscheint und roher blieb, als von der sonstigen Geistesbildung und Verfeinerung der Alten zu erwarten war. — In den ältesten Zeiten, so wie uns deren Zustand und Sitten auch noch die homerischen Gedichte schildern, war das Verhältniß der Frauen würdiger, freyer, und für diese frühere Stufe der gesellschaftlichen Ausbildung günstig zu nennen. Späterhin nah-

So z. B. Goethe

men die Griechen in dieser Hinsicht immer mehr von den asiatischen Völkern die Sitte der völligen Absonderung, Einschließung, und Unterdrückung des weiblichen Geschlechts an. Selbst die republikanische Verfassung, welche das ganze Leben und die Seele mit den bürgerlichen Geschäften, mit wahrhaften oder bloß eingebildeten vaterländischen Gefühlen, und Gegenständen, und mit der besondern politischen Meinung und Partey anfüllte, denen ein Jeder angehörte, war dem Einflusse und den Verhältnissen des weiblichen Geschlechts nachtheilig. Wohl waren diese Verhältnisse nicht überall dieselben, es gab vielerley Verschiedenheit und Ausnahmen, da die Sitten und die Verfassung der einzelnen griechischen Völker in diesem Stücke, wie in vielen andern, so weit von einander abgingen. In Sparta und überhaupt bey dem dorischen Stamm, so wie auch nach der von den Pythagoräern eingeführten neuen Lebenseinrichtung, wurden die natürlichen Rechte und die Würde der Frauen ungleich besser anerkannt. Im Ganzen war aber doch jene Sitte der asiatischen Einschließung und Absonderung der Frauen, auch in Griechenland sehr ausgebreitet, von welcher in den Geisteswerken der Griechen viele ungünstige Folgen zu sehen sind. Daher fehlt diesen Werken bey allen übrigen herrlichen Vorzügen oft jene Blüthe der feinen Sitte und weiblichen Zartheit, die zwar nicht überall angebracht werden darf, überhaupt

auch nicht erzwungen und geſucht ſeyn muß, die man aber doch da, wo ſie an ihrer Stelle wäre, ſehr ungern vermißt, oder das rauhe und beleidigende Gegentheil davon wahrnimmt. Durch jenen Mangel wurden die Alten überhaupt, und beſonders die Griechen in einzelnen Fällen nicht bloß minder geſittet, als man es von einem ſonſt ſo geſitteten, gebildeten und geiſtreichen Volke erwarten ſollte; auch die entſchiedenſte Unſittlichkeit und Unnatur hatte jene Herabwürdigung des weiblichen Geſchlechts zur Folge, und rächte ſich dadurch für die ungerechte Unterdrückung. Selbſt in den ſchönſten und edelſten Werken der Alten, ſtört uns noch hie und da die Erinnerung an dieſen Punct, in welchem ihre Lebenseinrichtung ſo fehlerhaft, ihre Sitten ſo verkehrt waren. Hier, wo der Verfall der griechiſchen Sitten, und von dem Schriftſteller, der denſelben am kraftvollſten und anſchaulichſten mahlt, vom Ariſtophanes die Rede iſt, war wohl der Ort, dieſen allgemeinen Mangel zu berühren. Hat man dieſe Unvollkommenheit aber einmal als ſolche anerkannt, deren Vorwurf doch billigerweiſe nicht den einzelnen Schriftſteller, ſondern die geſammte Bildung der Alten, ihre Sitten wie ihre Litteratur trifft; ſo muß man ſich alsdann auch dadurch nicht abhalten laſſen, die übrigen großen Eigenſchaften ſolcher Schriftſteller, die uns für vollſtändige Kunſt und Geiſtesbildung oft ſo unentbehrlich ſind, ganz anzuerkennen, und in dem

Ariſtophanes z. B. den groſſen Dichter zu ſehen, der er wirklich iſt. Zwar ſeine Gattung und Form, wenn es anders für eine eigentliche und geregelte Gattung gelten kann, iſt für uns gar nicht anwendbar. Die alte Komödie beruht nach ihrem erſten Urſprung auf dem Naturdienſt der Alten. An den, dem Bacchus und andern fröhlichen Gottheiten geheiligten Feſten, ſchien ihnen jede Freyheit und auch die ausſchweifende Freude rechtmäßig und nicht bloß erlaubt, ſondern geheiligt. Allerdings iſt die Fantaſie, die an und für ſich unbeſchränkt ſeyn möchte, das eigentliche Erbtheil des Dichters, und ſo hat ſich derſelbe Trieb, ſich ihrem Flug und ihren Launen einmal ganz zu überlaſſen, und alle andre Schranken, Geſetze, und Gewohnheiten wenigſtens für dieſen Augenblick nicht zu achten, auch wohl ſonſt bey Dichtern in andrer Zeit, und unter andern Formen geregt. Immer hat der wahre Dichter, wenn er dieſes alte Vorrecht einer ſaturnaliſchen Freyheit für die Spiele ſeiner Fantaſie auf eine kurze Zeit zurückforderte, dabey die Verpflichtung gefühlt, nicht bloß durch die Fülle und Verſchwendung von Erfindung und Geiſt, ſondern auch durch die höchſte Bildung in Sprache und Verskunſt, ſeine poetiſche Ebenbürtigkeit und Anſprüche zu bewähren, und es dadurch zu beweiſen, daß es nicht ein proſaiſcher Muthwille, oder gar eine perſönliche Triebfeder ſey, was ihn begeiſtere, ſondern eine poetiſche Kühnheit. Dieſes findet auf den

Aristophanes volle Anwendung. In Sprache und Verskunst ist er nicht bloß von anerkannter Vortrefflichkeit sondern den ersten Dichtern gleich zu setzen, welche Griechenland jemals hervorgebracht hat. In manchen ernsthaften und poetischen Stellen, welche diese atheniſche Volkskomödie in ihrer äußerst mannichfaltigen und regellosen Zusammensetzung nicht ganz ausschließt, zeigt er sich als wahrer Dichter, dem jeder Versuch auch in der ernsten und höhern Gattung unstreitig gelungen seyn würde. So sehr nun übrigens auch der Inhalt seiner Stücke von gemischter Art seyn mag, so wenig ein großer Theil seines Witzes uns gefallen und ansprechen kann, so bleibt doch, wenn man alles Mißfällige oder Untaugliche wegschneidet, immer noch ein fast verschwenderischer Geistesreichthum von Witz, Fantasie, Erfindung und poetischer Kühnheit übrig. Eine Freyheit wie die, deren sich Aristophanes gebraucht, kann freylich nur in einer so zügellosen Demokratie, als Athen damahls war, Statt finden. Daß aber ein Schauspiel, welches seinem Ursprung nach ein bloß zur Belustigung bestimmtes Volks-Schauspiel war, eine so reiche poetische Ausstattung litt, ja derselben bedurfte, das erregt immer einen hohen Begriff, wo nicht von der eigentlich so zu nennenden Bildung, doch von dem lebhaften Geist und regen Sinn des Volks jener merkwürdigen Stadt, die der Sammelplatz und Mittelpunct griechischer Redekunst und Verfeinerung, so wie auch griechischer Zü-

gellosigkeit und Verdorbenheit war. Dieß wird genug seyn, um den Dichter Aristophanes zwar nicht als Urbild zur Nachahmung aufzustellen, was er auf keine Weise seyn darf, aber doch ihn in sein wahres Licht zu stellen. Sehen wir nun auf den Gebrauch, den er als Mensch und besonders als Bürger von jener ihm nach der Sitte des Alterthums und der Verfassung seines Vaterlandes als Dichter-Vorrecht gestatteten Freyheit machte, so läßt sich auch hier vieles zu seiner Rechtfertigung sagen, und manches anführen, was ihm unsere Achtung erwerben muß. Am vortheilhaftesten erscheint er als Patriot, wo er alle Mängel des Staats rügt, und schädliche Demagogen mit einem in demokratischen Staaten und anarchischen Zeiten gewiß sehr gefährlichen, und verdienstlichem Muthe, der selten gefunden wird, schonungslos angreift. Wenn er nach der alten Feindschaft, und schon gewohnten Parodie, welche die Komödien-Dichter gegen die Tragiker ausübten, besonders den Euripides unermüdlich und unerbittlich geißelt; so ist dabey auffallend, wie er nicht bloß von dem ältern Aeschylus, sondern auch vom Sophokles, der noch sein Zeitgenosse gewesen war, in einem ganz andern Tone und mit Schonung, ja mit einer tiefgefühlten Ehrfurcht spricht. Eine schwere Anklage gegen ihn bildet, daß er den tugendhaftesten und den weisesten seiner Mitbürger, den Sokrates, so gehäßig geschildert hat; vielleicht aber war es nicht bloß poetische Willkühr, und daß er den

ersten besten berühmten Nahmen aufgriff, um unter demselben die Sophisten, die es allerdings verdienten, zu verspotten, und dem Volke so lächerlich und verabscheuungswerth darzustellen als möglich. Der Dichter verwechselte und vermengte vielleicht selbst, ohne es zu wollen, den Weisen, den sein Trieb nach Wahrheit Anfangs auch in diese Schule führte, mit diesen Sophisten selbst, welche Sokrates studirt hatte, um sie zu widerlegen, und deren Schule er nur besuchte, bis er ihre Leerheit erkannte und nun den Kampf gegen sie, und den Versuch begann, die Griechen auf einem ganz neuen Wege zur Wahrheit zurück zu führen.

Nicht bloß die Staaten und die Sitten der Griechen, sondern auch die redenden Künste, und alle durch die Rede wirkende und sich mittheilende Erkenntniß, und die allgemeine Denkart sind durch den sophistischen Geist vergiftet, verderbt, und durchaus zu Grunde gerichtet worden, bis Sokrates dem Strom des Verderbens entgegen trat und ihn hemmte, in so weit es noch möglich war. Dieser eifrige Freund und Erforscher der Wahrheit, ein Bürger von Athen, in den einfachsten und beschränktesten Verhältnissen lebend, und nur auf einen kleinen Kreis auserlesener Schüler und gleichgesinnter Freunde wirkend, hat dadurch für die Geistesbildung und Litteratur der Griechen einen Einfluß erhalten, und eine Epoche in ihr gemacht, wie kaum der Gesetzgeber Solon vor, oder der Eroberer Alexander

nach ihm. Um aber diesen denkwürdigen Kampf des Sokrates, die durch ihn erfolgte Wiedergeburth der Philosophie, und den von da an beginnenden neuen Aufschwung des griechischen Geistes deutlich vor Augen zu stellen, ist nothwendig, daß ich zuvor noch einen Blick rückwärts wende, auf die ältere Philosophie und den herrschenden Volksglauben der Griechen, so wie auf den Ursprung der zwischen beyden hervorkeimenden Sophistik. —

So ausgezeichnet die Griechen hervortreten in allem, was Kunst und Geistesbildung betrifft, in allem, was vom Menschen zur äußern Erscheinung und an die sinnliche Oberfläche gelangt; so läßt sich doch nicht läugnen, daß die, allen diesen zum Theil glänzenden und erfreulichen Erscheinungen zum Grunde liegenden Ansichten der Griechen von der Welt, vom Menschen und von Gott viel zu materiell, ungenügend und eigentlich verwerflich waren. — Die ältern Philosophen der griechischen Nation sind selbst dieser Meinung gewesen, indem sie den Homer und Hesiodus, als die allgemein bekanntesten und verbreiteten Dichter und Hauptstifter der Götterlehre, eben wegen dieser dichterischen Götterlehre und der in ihren Werken und Liedern enthaltenen unwürdigen, irrigen und unsittlichen Vorstellungen von der Gottheit durchaus tadelten, und in den stärksten Ausdrücken mißbilligten und verdammten. Uns gelten jene Dichtungen nur als ein angeneh-

nes Spiel der Einbildungskraft zur Ergötzung und Heiterung; ſobald wir uns aber daran erinnern, daß dieſe Anſichten in dem Volksglauben als Wahrheiten galten, ſobald wir an die Folgen denken, die daraus gezogen, an die Anwendungen, die davon gemacht wurden; ſo können wir bey aller Vorliebe für den Zauber der Darſtellung in jenen alten Gedichten doch nicht umhin, den tadelnden und verdammenden Urtheilen der Philoſophen einigermaßen beyzuſtimmen. Wir fühlen und verſtehen wenigſtens den Grund ihrer Mißbilligung. Zwar mögen ſie ſich ihrer daher rührenden Feindſchaft gegen die Dichtkunſt zu ſehr überlaſſen, und ſich in ihrem Tadel viel zu allgemein ausgedrückt haben, wie denn überhaupt die Entwickelung des griechiſchen Geiſtes ſo mannigfaltig war, daß es ſchwer iſt irgend ein ganz allgemein geltendes Urtheil, beſonders in den frühern Zeiten zu fällen. So kann es zugegeben werden, ja es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die ältern Geſänge vor Homer, jene Lieder, welche die Thaten des Herkules, die Kämpf der Rieſen, Götter und Helden, die Belagerung der Burg von Thebä durch die ſieben Helden, beſonders aber den wunderbaren Zug der Argonauten beſangen, zum Theil eine viel tiefere Bedeutung hatten, auf eine viel höhere Anſicht ſich gründen, als die ſpätern Heldengeſänge aus der trojaniſchen Zeit. Einiges darin mochte ſelbſt mit den aſiatiſchen Überlieferungen weit mehr übereinſtimmen als die ſpätere grie-

chische Denkart, oder doch daran erinnern, wie, um nur ein Beyspiel anzuführen, die unter dem Nahmen des Hesiodus erhaltene schöne Dichtung von den Weltaltern, dem ersten goldenen, einer im Anfange vollkommnen Unschuld, im ungestörten seligen Lebensgenuß, der noch mit den Göttern befreundeten und selbst göttlich lebenden Menschen; dem dann folgenden schlechtern Zeitalter, dem ehernen der Gewalt und rohen Heldenstärke, und wie die Entartung immer tiefer sinkt. In Rücksicht auf diese wahrscheinlich tiefere und höhere Bedeutung der ältesten griechischen Dichtkunst bleibt Orpheus ein, wenn gleich fabelhafter, doch auch für die Geschichte nicht sinn- und inhaltsleerer Nahme, als der eines Sängers, welcher die Geheimnisse alter Überlieferung und heiliger Sinnbilder dem Volk in Heldengesängen, wie sie seiner Zeit angemessen waren, offenbarte und allgemein mittheilte. Wie dem aber auch sey und in der ältesten Zeit gewesen seyn möge: in den homerischen Gedichten, ist diese tiefere Bedeutung schon fast ganz erloschen, und kaum mehr in einzelnen schwachen Spuren sichtbar. In der dem Hesiodus beygelegten Theogonie, die doch ziemlich allgemeine Ausbreitung gehabt zu haben scheint, und als ein Maßstab für die übrigen gelten kann, ist die Bedeutung dagegen klar genug; aber sie ist sehr materiell und ganz verwerflich. Die Welt ist dieser Ansicht zu Folge aus dem Chaos entstanden. Aller unschicklichen und widersinnigen Vorstellungen von

den Göttern nicht zu gedenken, wird die Natur nur von der Seite ihrer unerschöpflichen Fruchtbarkeit und Lebensfülle, unter mancherley Sinnbildern aufgefaßt, die sich eigentlich doch alle auflösen in den Begriff eines unendlichen Thieres. Das Leben der Natur aber wird in dieser Ansicht der dichterischen Götterlehre aufgefaßt bloß als ein ewiger Wechsel von Liebe und Haß, Anziehung und Abstoßung, ohne Ahndung des höhern Geistes, der, wie er sich im Innern des Menschen vernehmen läßt, so auch aus der Natur wenigstens an einzelnen Stellen hervorbricht und emporleuchtet.

Es ist diese Götterlehre eigentlich ein entschiedener Materialismus, zwar noch nicht als System, als angebliche Wissenschaft und Philosophie, aber in dichterischer Einkleidung, und dem Volksglauben sich anschließend. — Vom Homer läßt sich dieß nicht sagen, wenigstens tritt eine solche durchaus materielle Ansicht in ihm nirgends deutlich hervor. Es ist vielmehr in seinem durchaus bloß menschlichen Gemälde, wo die Götter bloß als Gestalten der dichterischen Einbildungskraft erscheinen, fast gar keine Beziehung sichtbar, auf das, was wir in einem philosophischen und allgemeinen Sinn Religion nennen würden, oder solche irrige Ansichten, die deren Stelle vertreten sollen. Es ist nicht Unglaube, Abläugnung oder eine verwerfliche materielle Auffassung dieser Verhältnisse, sondern vielmehr gänzliche Unwissenheit, und kindliche Unbefangenheit, aber doch

eben wie bey Kindern, hier und da mit einem schönen Gefühl, mit einer glücklichen Ahndung und mit einem einzelnen Lichtblick verbunden. — Wir also würden nach unsrer Ansicht, die Götterlehre des Hesiodus, dem strengen und gerechten Tadel der alten Philosophen gern Preis geben, vom Homer dagegen aber ungleich günstiger urtheilen. Doch läßt sich wohl erklären, was auch in seiner Götterlehre den spätern Sittenlehrern seines Volkes anstößig war, und nicht zu läugnen ist, daß gerade die Darstellung der Götter selbst in poetischer, noch mehr aber in moralischer Rücksicht die schwache Seite dieser Gedichte bildet. Wenn die homerischen Helden wenigstens an Kraft und Größe oft übermenschlich und göttlich erscheinen, so finden wir dagegen die Homerischen Götter ungleich roher, den menschlichen Schwachheiten noch mehr unterworfen, und in jeder Hinsicht ungöttlicher als die Helden. Dieß ist leicht zu erklären, gerade weil der Charakter und die Handlungsweise der Götter mehr der alten Überlieferung und Bedeutung angehörten, als der veredelnden Einbildungskraft des Dichters. Alle Göttergestalten und Götterbegebenheiten des alten Volksglaubens hatten ursprünglich eine Bedeutung, meistens eine Naturbedeutung. Ein solcher naturbedeutender Gedanke, in eine Handlung von Menschengleichen Wesen eingekleidet, fiel sehr oft in das Widersinnige und anscheinend Unsittliche. Man erinnere sich nur an den seine Kinder selbst ver-

gehrenden Saturnus oder Kronos. Eine, wenn man es menſchlich und moraliſch nimmt, gräßliche Vorſtellung, womit doch nicht viel anders gemeint iſt, als die ihre eigenen Geburthen immer wieder ſelbſt verſchlingende Zeitlichkeit und Bildungskraft der Natur. Heſiodus iſt voll von ſolchen Dichtungen und Vorſtellungen, die, wenn ſie nicht auf die Natur und ihren eigentlichen Sinn gedeutet werden, widerſinnig, unſchicklich und unſittlich ausfallen. Auf eine ähnliche Weiſe iſt die ſymboliſche Bedeutung, die urſprünglich faſt allen Vorſtellungen der alten Völker von ihren Gottheiten zum Grunde lag, auch in der bildenden Kunſt der Schönheit nachtheilig. Nehmen wir z. B. die Vorſtellung eines hundertarmigen Rieſen, ein einfaches Sinnbild der Stärke und gewaltſamen Thätigkeit. In einem Gedichte, wie es ſich dann auch bey dem Homer und Heſiodus findet, laſſen wir es uns wohl gefallen, weil da das Bild doch in Gedanken nicht ſo deutlich ausgeführt wird; nun laſſe man es aber durch die Sculptur zum dauernden Anblick ausführen, und es entſtehen jene noch wohl jetzt bey einigen aſiatiſchen Völkern gebräuchlichen Götzenbilder, die uns durch das Ungeheure ihrer Mißgeſtalt abſchrecken. Oder man nehme andere ähnliche Vorſtellungen, die ſchon geiſtiger und edler ſind, aber doch auch mit der Schönheit der Geſtaltung nicht vereinbar. Man erinnere ſich, wie die Indier ihren Begriff von der in einem Weſen verbundenen, ſchaffenden, erhal-

tenden, oder zerstörenden Gottheit in einer dreyköpfigen Gestalt darstellen. In einer ähnlichen, ebenfalls symbolischen Beziehung und Bedeutung wurden dem indischen Brahma vier Gesichter, so wie dem altitalischen Janus zwey gegeben. Alle diese Sinnbilder sind der Schönheit der Gestaltung ungünstig. Eben dadurch erhob sich die bildende Kunst bey den Griechen höher als bey den Aegyptern, weil sie diese alte Symbolik, in so weit sie zur Mißgestalt führte, immer mehr und mehr verließ, ohne doch alle Bedeutung und die Beziehung auf das Göttliche ganz zu verlieren. In der Poesie versuchten wohl auch einzelne Alles ins Edle verschönernde Dichter, wie besonders Pindar, was in den alten Göttersagen Rohes und das sittliche Gefühl Beleidigendes lag, zu verschleyern und zu mildern. Aber es konnte hier bey weitem nicht mit demselben Erfolge wie in der bildenden Kunst geschehen, indem die Dichtkunst der Alten ganz auf der Mythologie beruhete, diese zu verändern und umzugestalten aber nicht in der Willkür eines einzelnen Dichters lag. Daher selbst beym Homer, der doch die Götter am meisten bloß als Menschen darstellt, Spuren dieser Art sich finden. Ein Beyspiel wird hinreichend seyn, dieses deutlich zu machen. Wenn Zeus in einem Ausbruch des Zornes den Göttern sagt, sie sollten eine Kette am Himmel befestigen, und sich alle daran hängen, sie würden ihn dennoch nicht von seinem Sitze bringen, ja er würde sie, wenn es ihm gefiele,

wohl eher alleſamt von der Erde zu ſich hinauf zie-
hen; ſo erſcheint dieſes auf den erſten Blick als eine
rohe und nicht angemeſſene Prahlerey. Es iſt hier aber
wohl ohne allen Zweifel, ſo wie es auch ſchon die Alten
deuteten, etwas Allegoriſches von der Verkettung aller
Weſen gemeint. Noch deutlicher iſt dieſes in einer an-
dern Stelle, welche für das Gefühl beym erſten An-
ſchein ſehr beleidigend und widerſinnig iſt. Zeus droht
der Juno abermahls in einem ſolchen ihm nicht unge-
wöhnlichen Ausbruch von Zorn, ſie ſolle ſich erinnern,
welche Strafe ſie einſt erlitten, weil ſie ſeinen gelieb-
ten Sohn, den Herkules zu verfolgen nicht aufgehört
hatte. Zu Folge dieſer Strafe ward die Königinn des
Himmels, welche die Alten meiſtens auf die Luft deu-
teten, vorgeſtellt, als mit gefeſſelten Händen von der Feſte
des Himmels herabhängend, an jedem Fuß mit einem Am-
boß belaſtet. Hierbey hat dem Dichter unſtreitig nicht
bloß ein allegoriſcher Gedanke vorgeſchwebt, ſondern
wahrſcheinlich hat ihm irgend ein beſtimmtes hierogly-
phiſches Bildwerk im Gedächtniß vor Augen geſtanden.
Stellen ſolcher Art ſind jedoch verhältnißmäßig ſelten
im Homer, ſo daß manche Erklärer dieſe und ähn-
liche als unecht verwarfen, oder ſie doch anders auszu-
legen ſuchten.

Gleichwohl waren es ſolche und ähnliche Vorſtel-
lungen, welche die Sittenlehrer anſtößig fanden, und
auf ihrem Standpuncte auch wohl finden mußten,

und weßhalb ſie den Homer und die Dichtkunſt überhaupt verwarfen. Außer jenen aus einer ältern Zeit ſtammenden Überbleibſeln einer kaum mehr verſtandenen Symbolik, deren Deutung zum Theil ſchon verlohren war, mußte die Götterlehre aber noch von einer andern Seite den Sittenlehrern anſtößig werden. Bey der Gewohnheit der Alten, ihre edlen und berühmteſten Geſchlechter von dem Stamme der Helden, dieſe aber von den Göttern abzuleiten, wurde beſonders dem Vater der Götter eine ſo zahlreiche Nachkommenſchaft von Heldenſöhnen, und eine ſo große Anzahl von ſterblichen Geliebten beygelegt, daß Ovid mehrere Geſänge und Bücher mit dieſen Geſchichten hat anfüllen können. Uns gilt das, wie ſchon erinnert worden, bloß als ein erlaubtes und ergötzliches Spiel der Einbildungskraft, und kaum ſind wir, da wir es ſo nehmen, gewohnt, es einer ernſthaften Beurtheilung zu unterwerfen. Konnten aber wohl die alten Sittenlehrer Dichtungen, die doch allgemein geltender Volksglaube waren, ſo leicht nehmen? Ein Volksglauben, auf welchem die ganze Lebenseinrichtung, und die öffentliche Erziehung gegründet war, und wo die übeln ſittlichen Anwendungen und Folgen, die dergleichen Vorſtellungen hatten, überall einleuchten mußten!

In ſo weit läßt ſich alſo der Tadel der alten Philoſophie verſtehen und rechtfertigen, wenn wir uns nur in den rechten Standpunct verſetzen. Wir müſſen für

uns zweyerley in diesem Urtheil trennen: den Homer und die alte Mythologie überhaupt. Homer ist trotz aller jener Mängel, die Quelle von so vielem Guten und Schönen für Griechenland und für ganz Europa gewesen und geworden, daß wir nicht umhin können, dem Solon und den Pisistratiden Dank dafür zu wissen, daß sie uns den Dichter erhalten haben, den die Philosophen, wenn ihre Meinung die allgemein herrschende geworden wäre, vielleicht vertilgt, oder doch verdrängt und in Vergessenheit gebracht haben würden. Von der griechischen Mythologie überhaupt aber und abgesehen von jenem ersten aller alten Dichter, kann man zugestehen, daß sie in den Zeiten, die uns historisch bekannt sind, tadelnswerth, nicht bloß gegen einzelne sittliche Begriffe anstoßend, sondern dem Innersten ihrer Ansicht nach materiell, durchaus verwerflich und ungöttlich war. Aber freylich haben diese Philosophen, welche die Dichter und ihre Mythologie so hart tadelten und verdrängen wollten, vor Sokrates sich selbst nicht zur Gottheit, und die meisten nur kaum über eine etwas gedankenreichere Naturverehrung erhoben, und bald wurden aus den Philosophen Sophisten, gefährlicher für Staat und Sitten und verwerflicher an und für sich, als nur irgend die alten Dichter in ihrer Unschuld und Einfalt je gewesen waren.

So wie die Dichtkunst, so ist auch die Philosophie der Alten von den asiatischen Griechen ausgegangen.

Die-

Derſelbe Himmel, welcher den Homer und den Herodot erzeugte, hat auch die erſten und größten Philoſophen hervorgebracht; nicht bloß den Thales und Heraklit, welche in ihrer Heimath die ſogenannte joniſche Schule ſtifteten, ſondern auch die, welche in Groß-Griechenland, in dem ſüdlichen Italien ihre Lehren verbreiteten, wie der Dichter Xenophanes und Pythagoras, der Stifter des großen Bundes. In der Kunſt und Poeſie ſind wir ſchon gewohnt die Griechen zu bewundern; vielleicht hat ſich aber ihr Geiſt in keinem andern Gebiethe ſo thätig, erfinderiſch und reich gezeigt, wie in dem der Philoſophie. Selbſt ihre Irrthümer ſind lehrreich, weil ſie überall Frucht des Selbſtdenkens waren. Ihnen war kein gebahnter Weg der Wahrheit gegeben; ſie mußten ſich ſelbſt überall den Weg bahnen und ſuchen, und können uns ſo am beſten zeigen, wie weit der Menſch mit ſeinen natürlichen Kräften in der Erforſchung der Wahrheit kommen kann. Ich widme dieſer Philoſophie noch einige wenige Worte.

Die joniſchen Philoſophen verehrten als die erſte Grundkraft der Natur, das eine oder das andere Element, Thales das Waſſer, Heraklit das Feuer. Man darf nicht glauben, daß dieß ganz körperlich gemeint war. Sie erkannten, außer der das Wachsthum nährenden und verbindenden Kraft des Waſſers, in der Geſtalt des Flüſſigen auch das Princip einer ſteten Veränderlichkeit und Beweglichkeit der Natur. So war es

πάντα ῥεῖ.

auch nicht bloß das äußerlich sichtbare Feuer, was Heraklit als das Erste in der Natur aufstellte, sondern vorzüglich jene verborgene Wärme, jenes innere Feuer welches die Alten als die eigentliche Lebenskraft alles Lebenden betrachteten. Heraklit, der Urheber dieser Lehre, hat vor allen andern wohl besonders tiefe geistige Ansichten gehabt. Wie wenig aber der Geist dieser Denker sich noch ganz von den materiellen Banden los machen konnte, zeigt am besten das Beyspiel des Anaxagoras. Denn wiewohl er als der Erste genannt wird, der vor Sokrates einen in der Natur und über die Natur waltenden und die Welt ordnenden Verstand anerkannte, so nahm er doch nachher, um die Welt zu erklären, wieder seine Zuflucht zu den kleinen einfachen Grundkörperchen, aus denen nach der Meinung des Materialismus Alles zusammen gesetzt ist. Diese Lehre von den Atomen, aus deren mechanischem Zusammenfluß alles entstanden seyn soll, ward schon frühe bey den Griechen durch Leucipp und Demokrit in ein ausführliches System gebracht, und späterhin durch Epikur bey Griechen und Römern eben so allgemein herrschend, als sie es nur immer im achtzehnten Jahrhundert gewesen ist. Dieß ist der eigentliche Materialismus, welcher jeden Begriff von der Gottheit aufhebt.

Man darf nicht glauben, daß dieß bloße Speculationen waren, ohne Einfluß auf das Leben. Am auffallendsten zeigt sich das Mangelhafte des griechischen

Volksglaubens, und ihrer ältern Philosophie vor Sokrates, wenn man das Auge auf die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele richtet. Die unbestimmte Schattenwelt des Volksglaubens und der Dichter war eben nur ein dichterischer Traum, der, sobald das Nachdenken erwachte, in Zweifel, oder in entschiedenen Unglauben überging. In den Mysterien, oder geheimen Gesellschaften, welche, wie in Aegypten so auch in Griechenland, sehr weit ausgebreitet waren, scheint etwas mehr, und etwas Festeres von einem künftigen Leben gelehrt worden zu seyn; es blieb aber in diesem engen Kreis eingeschlossen. Die früheren und späteren Philosophen, welche die Unsterblichkeit zu beweisen versuchten, hatten doch meistens nur die Unzerstörbarkeit der innern Grundkraft im Sinne, ohne persönliche Fortdauer. Diese und eine eigentliche Unsterblichkeit scheint vorzüglich Pythagoras gelehrt, und diese Lehre zuerst allgemein verbreitet zu haben. War auch dieser Wahrheit einiger Irrthum beygemischt, indem er sich die Unsterblichkeit wie mehrere orientalische Völker als Seelenwanderung dachte, so ragt er doch durch diesen einzigen Umstand über alle andern alten Philosophen der Griechen hervor, und erscheint dadurch als ein Verkünder der Wahrheit, und Wohlthäter seiner Nation. Aber sein Bund, der allerdings wohl nach politischer Herrschaft strebte, und dessen Absicht nicht ohne den gänzlichen Umsturz des alten Volksglaubens erreichbar gewe-

sen wäre, ward gestürzt, und seitdem gerieth die Philosophie bis auf Sokrates immer mehr in Anarchie.

Der Widerspruch und die Seltsamkeit der Meinungen, die mit dem größten Scharfsinn ersonnen und vertheidiget, mit dem höchsten Aufwand der Redekunst verbreitet wurden; der dadurch sich allgemein verbreitende Zweifel und Unglaube, die Verwirrung aller Begriffe, die Auflösung aller Grundsätze, haben sich kaum jemahls in ihrem ganzen verderblichen Einflusse auf das Leben so gezeigt, wie damahls. Die eine Klasse der ältern Philosophen stimmte bey mancher sonstigen Verschiedenheit nur darin überein, daß sie die Natur ganz allein von Seiten ihrer steten Veränderlichkeit und Beweglichkeit auffaßten. Alles sey in einem steten Flusse, sagten sie. Diese Behauptung aber trieben sie so weit, daß sie überhaupt gar nichts für bleibend und bestehend erkennen wollten; sie läugneten, daß es irgend ein solches Bestehendes im Daseyn, etwas durchaus Festes in der Erkenntniß, etwas Allgemeingeltendes in den Sitten gebe; d. h. mit andern Worten, sie läugneten nebst der Gottheit auch die Wahrheit und Gerechtigkeit.

Eine andre Parthey, welche dagegen an dem Vernunftbegriff einer unveränderlichen Einheit fest hielt, verfiel in die ganz entgegenstehende Behauptung, indem sie die Möglichkeit der Bewegung, und das wirkliche Daseyn der Sinnenwelt durchaus läugnete, und diese Paradoxien mit der höchsten dialektischen Kunst durchzuführen suche-

te, wobey sie wenigstens in so fern ihren Zweck erreichten, daß Zweifel und Ungewißheit immer allgemeiner wurden. Einer der ersten und größten dieser Sophisten eröffnete seine Lehre ausdrücklich mit der Behauptung: daß es überhaupt, an und für sich keine Wahrheit gebe; daß, wenn es aber auch eine Wahrheit geben sollte, dieselbe doch dem Menschen durchaus nicht erkennbar, und wenn sie auch erkennbar, doch durchaus nicht mittheilbar sey. Der Zweifel möchte dem Denker leicht gestattet scheinen, wenn er nach redlichem Forschen zu dieser wenig erfreulichen Überzeugung gelangt wäre, und seine Zweifel für sich bewahrte. Allein jene Sophisten hatten Schüler und Anhänger in ganz Griechenland, die Erziehung aller Edlen und Gebildeten war in ihren Händen. Nicht immer auch war jene Zweifelsucht redlich gemeint, und während Einige lehrten, man könne überhaupt nichts wissen, behaupteten andre Sophisten, sie wüßten Alles, und seyen Meister jeder Kunst und jeder Kenntniß. Wenigstens gelang es ihnen leicht, die Jünglinge dahin zu bringen, daß sie vermittelst einiger sophistischen Wendungen und Kunststücke, andre Ungeübtere in Verwirrung setzen und verblenden konnten, und daß sie selbst im Stande zu seyn glaubten, Alles nach ihrem eingebildeten Wissen leicht und und voreilig, viel besser als die Alten, die man verlachte, zu entscheiden. In ihren Schulen wurde nicht etwa bloß zur Übung im Scharfsinn und in der Redekunst ge-

lehrt, entgegenstehende Meinungen, nach Willkühr die eine oder die andere zu vertheidigen, sondern es wurde recht eigentlich gelehrt, anerkannte Unwahrheit und eine entschieden ungerechte Sache durch Scheingründe geltend zu machen und seine Mitbürger zu täuschen. Es wurde gelehrt, daß es keine andre Tugend gebe als die Geschicklichkeit und die Kraft, mit kühner Verachtung aller der sittlichen Grundsätze, durch die sich die Schwächern leiten und täuschen ließen, und die hier für Aberglauben und Thorheit erklärt wurden, und kein anderes Recht, als das Recht des Stärkern, oder die Willkühr des Herrschers. Es wurde in diesen Schulen nicht nur des Volksglaubens gespottet, der bey aller seiner Mangelhaftigkeit doch bey vielen noch mit bessern und sittlichen Gefühlen zusammen hing, der also geschont werden mußte, so lange man nichts Besseres an dessen Stelle zu setzen hatte; es wurde nicht nur viel unter sich Streitendes, Leeres und Verkehrtes über die Welt und deren erste Ursache vorgetragen, sondern es wurde recht eigentlich Gott geläugnet, denn der Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit wurde an der Wurzel ertödtet und ausgerissen.

Und das Alles in Staaten, welche ohnehin schon am Rande des Abgrundes einer zügellosen Volksherrschaft oder dem Spiel der Partheyen hingegeben, durch Kriege geschwächt und zerrüttet, aus einer blutigen Revo-

lution in die andre stürzend, immer tiefer in Anarchie versanken.

Unter diesem allgemeinen Atheismus erhob sich Sokrates, und lehrte wieder Gott auf eine ganz praktische Weise: indem er zunächst die Sophisten bekämpfte und in ihrer Nichtigkeit enthüllte, dann aber das Gute und Schöne, das Edle und Vollkommne, Gerechtigkeit und Tugend, was irgend auf Gott hinführt und von ihm kommt, in allen Gestalten den Menschen vor Augen stellte, und ihrem Herzen nahe legte. Er wurde dadurch der zweyte Stifter und Wiederhersteller aller bessern und höhern Geistesbildung der Griechen, wurde aber selbst ein Opfer seines Eifers und der Wahrheit. Sein Tod ist ein zu merkwürdiges Ereigniß in der Geschichte der Menschheit, als daß wir nicht einige Augenblicke dabey verweilen sollten.

Der eine Vorwurf, welcher ihm gemacht wurde, daß er eine neue und unbekannte Gottheit lehre, und also eines Verbrechens gegen die alten vom Staat anerkannten Götter des Volksglaubens schuldig sey, ist wohl in einem gewissen, für den Sokrates sehr ruhmvollen Sinn gegründet. Wäre die sokratische Denkart, die allerdings eine ganz neue in Griechenland war, nicht bloß in dem Kreise einiger auserlesener Schüler, sondern in ganz Griechenland die herrschende geworden, so würde allerdings die gesammte alte Lebenseinrichtung und mit dieser gewiß auch ein großer Theil des Volks-

glaubens ganz von selbst weggefallen seyn, oder hätte doch eine gänzliche Umgestaltung erfahren müssen. Dieß wohl fühlend, mochten beschränkte Anhänger des alten Volksglaubens einen Haß auf den Sokrates geworfen haben, ihn sogar mit den andern Neuerern und Sophisten, denen er doch gerade entgegen arbeitete, vermengen; bey vielen aber war es gewiß nur ein Vorwand, und lag der eigentliche Grund des Hasses in der politischen Denkart des Sokrates.

Sokrates hatte sich in allen Verhältnissen als ein vortrefflicher Bürger und muthvoller Patriot bewähret, aber er war ein erklärter Feind der Volksherrschaft, wenigstens waren es die meisten seiner Schüler. Die Art, wie Xenophon und Plato, oft fast mit Partheylichkeit und Übertreibung, die Verfassung von Sparta, überhaupt aber jede sich der Aristokratie nähernde vorziehen, konnte in Athen nicht anders als verhaßt und unnational erscheinen. Auch waren die Feinde der Volksherrschaft, die aus Sokrates Schule hervorgingen, nicht alle so tadelfreye und edle Männer, wie Xenophon und Plato. Auch Kritias war ein Schüler des Sokrates gewesen; Kritias, einer von den Tyrannen, welche durch spartanischen Einfluß in Athen herrschten, nachdem dieses besiegt und fast ganz von Sparta abhängig geworden war. Dieses gibt ein alter Schriftsteller, vielleicht nicht mit Unrecht, als die Hauptursache vom Tode des Sokrates an.

Wie Sokrates auf die ihm eigenthümliche Ansicht gekommen sey, ist nicht leicht ganz befriedigend zu erklären. Die höhere Philosophie kannte er, ohne doch ganz von ihr befriedigt zu seyn. Er berief sich in vielen Umständen seines Lebens auf einen Dämon, der ihn lenke; ob er hiermit bloß die innere Stimme des Gewissens, die Eingebungen und Entscheidungen seines denkenden und ahnenden Geistes, oder doch noch etwas anders gemeint habe, ist auch nicht ganz sicher zu entscheiden. Eben so wenig wie seine eigentliche Denkart über den Volksglauben; ob er ihn ganz verworfen oder einiges Bessere daraus, es höher deutend, in der Seele festgehalten habe. Mit dem, was man in den geheimen Gesellschaften dermaliger Zeit wußte, scheint er bekannt gewesen zu seyn. Frey war er nicht von solchen Meinungen und Ansichten, welche die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts ohne Bedenken Aberglauben nennen würde, eben so gut, wie jene allwissenden und nichts glaubenden Weisen, gegen die Sokrates stritt. Ein Beyspiel mag vergönnt seyn, wie sehr er auch in dieser Hinsicht oft verkannt ward, und unrichtig beurtheilt wird. So hat man es allgemein getadelt, daß er in dem letzten Gespräche, welches er vor dem Tode mit seinen Freunden hielt, als man fragte: ob er noch etwas zu bestellen habe, antwortete: Nichts, als daß man dem Aesculap einen Hahn opfern solle. So habe er also, sagen seine Tadler, noch in dem letzten Augenblick seines

Einfalt und wahren Schönheit aufstellten, blieb im Ganzen doch die sophistische Redekunst bey den Griechen allgemein herrschend. Isokrates kann uns ein Beyspiel geben, wie weit diese Künsteley in Sprache und Ausdruck bey jenem geistreichen Volk getrieben ward, wobey sehr oft ganz ersonnene oder willkührliche Gegenstände ohne Anwendung und Gehalt gewählt und allen andern vorgezogen wurden; denn Alles war nur abgesehen auf eine bloße Redeübung und geistreiche Spielerey. Es liegt immer etwas künstlerisches in dieser Sorgfalt der Ausführung, wo jedes Wort nach Auswahl und Stellung, jede Sylbe nach ihrem Wohllaute und Verhältnisse abgewogen, eine Periode mit wiederhohltem Fleiß immer mehr abgerundet, das Ganze unermüdlich geglättet ward. Für uns mag dieser Schmuck der Rede, diese Feile in der Ausführung sogar etwas Empfehlenswerthes haben, da wir uns meistens in dem entgegengesetzten Falle, und in dem Fehler einer sorglosen Vernachlässigung der Sprache befinden. Nur muß man diese Kunst nicht fühlen, was uns selbst bey Werken der bildenden Kunst störend ist. Und doch ist hier der Fall viel anders; man läßt es sich an dem todten Bildwerke viel eher gefallen, an das Künstliche der Arbeit erinnert zu werden; eine Schrift aber ist kein Schnitzwerk. Die Rede soll eben nicht bloß Kunst seyn, sondern etwas Freyes, lebendig und auf das Leben einwirkend.

Plato und Aristoteles, die ich hier bloß als Schriftsteller betrachte, bezeichnen zugleich den ganzen Umfang der griechischen Geistesbildung, und die größte Höhe und Tiefe, welche der griechische Geist je erreicht hat. Der erste hat die Philosophie ganz als Kunst behandelt, und darstellend vorgetragen; der andre als Wissenschaft im weitesten Sinn des Worts, indem er außer der Philosophie noch Naturkunde und Naturgeschichte, und auch Geschichte, Politik und Gelehrsamkeit umfaßte, und alles griechische Wissen in ein System brachte.

In den darstellenden und in den dichterischen Theilen seiner Dialogen, überhaupt in Sprache und Kunst, ist Plato von den Alten durchaus für den Ersten von allen, die in Prosa geschrieben haben, geachtet worden. Was ihn besonders auszeichnet, ist die große Mannigfaltigkeit, mit der seine Schreibart sich jedem Gegenstande anschließt, von den künstlichsten Abstractionen und Spitzfindigkeiten, in deren Labyrinthe er die Sophisten verfolgt, bis zu den poetischen, oft dithyrambisch kühnen Stellen, in denen er seine philosophischen Dichtungen und Mythen mittheilt. Auch als Werke der Darstellung gehören Phaedon und die Republik zu dem Vortrefflichsten, was der griechische Geist hervorgebracht hat.

Diese beyden großen Geister, Plato und Aristoteles, haben zwey Jahrtausende hindurch auf den Gang

Neuern besonders die Dichter gefühlt, wenn sie diese Form nachbilden und sich aneignen wollten. Der vollendete Einklang und das angemessene Verhältniß zwischen dem Chorgesang und der dramatischen Handlung ist daher das wesentliche Erforderniß zur Vollkommenheit einer solchen Tragödie. Beym Sophokles ist beydes ganz in Harmonie; beym Euripides schweift der Chor, als ob ihm seine Stelle nur des alten Rechts und der Gewohnheit wegen gelassen wäre, oft weit umher im ganzen Gebiethe der Mythologie. So sind auch lyrische Schönheiten, die an sich vortrefflich und hinreissend seyn mögen, und was der Dichter in der Schule der Sophisten gelernt hatte, so wie manche lange Reden nach der rhetorischen Kunst sehr oft zur Unzeit angebracht, wo sie nicht hingehören. Jetzt nachdem die Harmonie aufgelöst war und die lyrischen Bestandtheile nicht mehr recht in das Ganze eingriffen, erschien die Handlung, wie sie ehemals ein Trauerspiel ausfüllte, nun meistens arm und ungenügend. Um sie reichhaltiger zu machen, nahm der Dichter seine Zuflucht zu allerley Verwickelungen, Überraschungen, verdoppelten Katastrophen, Intriguen, die mehr dem Lustspiel angehören, mit dem Wesen und der Würde des Trauerspiels aber nicht wohl vereinbar sind.

Der letzte Dichter, welcher in Athen das Leben auf eine neue und eigenthümliche Art darstellte, war Menander, der Stifter oder Vollender des feinern

Lust-

Luſtſpiels, den wir aus den Nachbildungen oder Überſetzungen des Terenz einigermaßen kennen lernen. So hatte die dramatiſche Dichtkunſt, welche im Aeſchylus mit dem heroiſch Großen und Wunderbaren begann, nun die letzte Stufe erreicht; indem ſie ſich aus dem Dunkel und den großen Geſtalten einer dichteriſchen Vergangenheit der Gegenwart immer mehr näherte, mit einer geiſtreichen Darſtellung des gewöhnlichen bürgerlichen Lebens endete, und nachdem alle die Gegenſtände, die Charaktere, Situationen und Verwicklungen, welche dieſes darbietet, auch erſchöpft waren, ihre Laufbahn beſchloß und ganz aufhörte. Ob eine Darſtellung des wirklichen Lebens und der Gegenwart, ob das bürgerliche Luſtſpiel zur Poeſie gehöre, ward bey den Alten von vielen bezweifelt. Mehrere entſchieden dagegen, weil ihnen zur Poeſie außer der Verskunſt auch die Mythologie weſentlich ſchien. Nach unſerm Begriff von der Dichtkunſt kann die lebendige Darſtellung des Lebens auch ohne alles Wunderbare, und ohne alle eigentliche Dichtung, von dem Gebiethe der Poeſie nicht ausgeſchloſſen werden. Die erſte und urſprüngliche Beſtimmung der Poeſie, wenn wir ſie auf den Menſchen und das Leben, und überhaupt darauf beziehen, was ſie eigentlich für eine Nation ſeyn ſoll, iſt es freylich, die einem Volke eigenthümlichen Erinnerungen und Sagen zu bewahren und zu verſchönern, und eine große Vergangenheit verherrlicht im Andenken zu erhalten; ſo

wie es in den Heldengedichten geschieht, wo das Wunderbare freyen Raum hat, und der Dichter sich an die Mythologie anschließt. Die zweyte Bestimmung der Poesie ist es, ein klares und sprechendes Gemählde des wirklichen Lebens uns vor Augen zu stellen. Es ist dieß auch in andern Formen möglich; die dramatische Dichtkunst aber kann es am lebendigsten. Nicht bloß die äußere Erscheinung des Lebens allein soll die Poesie darstellen; sie kann auch dazu dienen, das höhere Leben des innern Gefühls anzuregen. Das Wesen einer hierauf gerichteten Poesie ist eben die Begeisterung, oder das höhere und schönere Gefühl, was in vielerley Gestalten sich kund gibt, die aber, sobald diese Richtung die überwiegende ist, immer zur lyrischen gehören.

Uns also besteht das Wesen der Poesie in der Dichtung, Darstellung und Begeisterung. In der Dichtung sind die beyden andern Elemente, Darstellung und Begeisterung, vollständig vereint; aber auch ohne eigentliche Dichtung, und ohne alles Wunderbare, kann ein Werk des Geistes und der Rede durch Darstellung oder Begeisterung allein poetisch seyn, und genannt zu werden verdienen.

Wenn wir mit Menander, dem letzten Original-Dichter Athens, der das Leben darstellte, und auf das Leben Einfluß hatte, die Epoche der attischen Geistesbildung beschließen, so nimmt dieselbe, von Solon an zu rechnen, einen Zeitraum von gerade drey Jahrhunderten ein.

Die Dichter, welche nachher in dem nun durch Alexanders Eroberungen erweiterten Griechenlande noch auftraten, besonders an dem Hof der Ptolomäer sich versammelten, sind höchstens als eine Nachlese der ältern Poesie der Griechen zu schätzen. — Für die Sprache, Erhaltung und Erklärung ihrer Denkmale, überhaupt für Gelehrsamkeit und Kritik, hatten diese Hofgelehrten, Mitglieder von Akademien und Bibliothekare zu Alexandrien sehr große Verdienste. Sonst haben sie den gewöhnlichen Fehler gelehrter Dichter, Künsteley im Ausdruck, nur selten vermieden; manche sind absichtlich dunkel. Diejenigen, welche sich der epischen Dichtkunst, oder überhaupt den mythologischen Gegenständen widmeten, trugen wenigstens bey, die alte Poesie zu erhalten und auf die Nachwelt zu bringen. So mag es uns bey dem Verlust so vieler andern ältern Dichter angenehm seyn, die schöne Fabel von dem ritterlichen Zuge der Argonauten, wenigstens in der Behandlung eines zierlichen Dichters aus diesem Zeitalter, des Apollonius, zu besitzen. Bey dem großen Reichthum von alten Gedichten, welchen diese Alexandriner vor sich hatten, kann es leicht geschehen seyn, daß sie in den Zusammenhang der alten Sage, und den eigentlichen Sinn der Mythologie tiefer eindrangen, als die darstellenden Sänger der blühenden Zeit. Von dieser Seite mag besonders Kallimachus sehr ausgezeichnet erscheinen, als Kenner und Bearbeiter der alten Sa-

gen, als dichtender Mythologe, und als solcher nicht ohne eignen Dichtergeist; daß es ihm an diesem überhaupt nicht fehlte, dafür zeugt der feurige Properz, der besonders ihm in der Elegie unter den Römern nachfolgte. — Oft behandelte man jetzt die mythologischen Gegenstände Rubrikenweise, indem man alle Dichtungen ähnlicher Art zusammennahm; da ist denn gar keine poetische Einheit des Ganzen mehr vorhanden, oder sie wird wie in Ovids Metamorphosen durch künstliche Übergänge und eine unnatürliche Verflechtung herbeygeführt.

Es ist überhaupt der Gang der Poesie in ihrem Verfall, daß sie sich immer mehr absondert und vereinzelt, und auf Gegenstände verfällt, die der Poesie eigentlich fremd sind. Daß die wissenschaftliche Astronomie unter diese Gegenstände gehört, daß ein Abschnitt aus der Botanik oder eine Reihe von medicinischen Vorschriften, darum weil sie in Versen abgefaßt sind, noch nicht zur Poesie gehören; daß diese ganze Form des sogenannten Lehrgedichts, welche wir von den Alexandrinern überkommen haben, eine verfehlte Form falscher Kunst und Künsteley ist, bedarf wohl eigentlich keines ausführlichen Beweises. Die Neuern hätten diese Form um so weniger annehmen und nachahmen sollen, weil sie hierin doch den Griechen weit nachstehen, und viele Vortheile, wodurch jene begünstigt wurden, ganz entbehren müssen. Zuerst waren in älterer Zeit bey den

Griechen allerdings Lehrgedichte über eine Menge ganz wissenschaftlicher Gegenstände abgefaßt worden, nicht um seine Dichterkunst an einem schwierigen und ungünstigen Stoff zu zeigen, sondern zu wirklichen Lehren, weil die Prosa entweder noch gar nicht vorhanden, für den Zweck und Gegenstand nicht entwickelt genug, oder doch dem Verfasser nicht so geläufig war, als der Hexameter. Also war das Lehrgedicht bey den Griechen ursprünglich doch natürlich entstanden, aus einem wahren Bedürfniß ihrer Geistesart und Geistesbildung hervorgegangen. Dieses mußte selbst dem spätern künstlichen Lehrgedicht zu gute kommen. Außerdem bevölkert die Mythologie die ganze sichtbare Welt mit ihren Gestalten und reizenden Fabeln; so daß gar kein Gegenstand erdacht werden mag, der nicht überall mit jenen Dichtungen in Beziehung steht, und also noch in das eigentliche Gebiet der alten Poesie eingreift. Selbst bey einem medicinischen oder botanischen Stoff boten sich dem Dichter überall Gelegenheiten in Menge dar, einzelne poetische Züge aus der Fabelwelt zu entlehnen, und ganz ungezwungen dergleichen Episoden zu finden, welche doch den eigentlichen Reiz dieser Gedichte ausmachen, und welche der Neuere erst sehr mühsam zusammensuchen, und oft weither entlehnen muß.

Nur eine poetische Gattung dieser spätern Zeit ist uns anziehender, weil sie nicht bloß Kunst und Nachahmung ist, sondern das Leben von einer eigenthümli-

chen Seite auffaßt und darstellt. Ich meine die bukolischen Lieder und Hirtengedichte; die Idyllen des Theokrit und andrer Alten. Das Landleben hat schon an sich viel Poetisches; es ist aber auch hier nicht abzusehen, warum diese eine Seite grade abgesondert und allein herausgehoben werden soll, aus dem großen und allgemeinen Welt- und Lebensgemählde, welches die Poesie uns aufstellen soll. Man erinnere sich nur an solche Stellen in den Heldengedichten der Alten, oder auch in den Rittergedichten der Neuern, wo die Einfalt und die schuldlose Ruhe des friedlichen Landlebens grade im Gegensatz mit dem unruhigen Umhertreiben in den Gefahren des Krieges und der Helden nur um desto rührender auffällt. Da erscheint Alles in seinem wahren und natürlichen Zusammenhange und Verhältniß, und es bleibt ein großes und allgemeines Gemählde der Welt und des Lebens. Die Absonderung der ländlichen Darstellung in der Poesie als eine eigne Gattung, führt den Dichter leicht zu Wiederhohlungen, oder um nicht zu ermüden, und wenn er seine Vorgänger überbieten will, auch wohl zu Übertreibungen. Sonderbar ist es, daß diese Gattung besonders in den spätern Zeiten der gesellschaftlichen Verfeinerung hervorzutreten und beliebt zu seyn pflegt. Es ist auch in der Poesie nicht selten der Überdruß an der städtischen Verfeinerung, welcher uns zur Natur zurück, und auf das Land hinaus treibt. Die meisten Idyllen verrathen diesen Ur-

ſprung, und es iſt oft nur allzu leicht gewahr zu werden, daß es Herren und Frauen aus der Stadt ſind, die ſich auf das Land begeben, ſich in Hirten und Hirtinnen verkleidet haben. Im Theokrit, und in der bukoliſchen Sammlung der Alten ſind allerdings einige wahre Land-Volks- und ungeſchminckte Naturlieder der Hirten. Doch findet ſich auch hier vieles, was durch die Zierlichkeit der Sprache und durch das Spiel des Witzes an die Verfeinerung der Kunſt, oder an die Verführungen der Stadt und die Schmeicheley der Höfe erinnert. Überhaupt war die alte Idylle nur das, was das Wort εἰδύλλιον ſagt: ein Bildchen, ein kleines poetiſches Gemählde, oft aus dem Leben, oft auch aus der Mythologie entlehnt, meiſtens immer aber erotiſchen Inhalts. So zerſtreute, verſplitterte und vereinzelte ſich jetzt die Poeſie; ſie nahm immer mehr eine diminutive Geſtalt an, und beſtand zuletzt ganz und gar aus ſolchen kleinen poetiſchen Gemählden, Bildchen und Blumen, einzelnen Sinngedichten und Blumenkränzen oder Anthologien; d. h., Auswahlen und Sammlungen der anziehendſten und geiſtvollſten poetiſchen Tändeleyen aller Art.

Dritte Vorlesung.

Rückblick. Einfluß der Griechen auf die Römer, und Abriß der römischen Litteratur.

Nachdem die Griechen aufgehört hatten, eine Nation zu seyn, zog sich ihre Litteratur immer mehr von dem Leben zurück. Zuerst und am meisten geschah dieß mit der Philosophie, deren wissenschaftliche Ansicht mit dem bestehenden Volksglauben im Streit, deren hohe Ideen auf den Zustand der so tief gesunkenen Nation nun gar nicht anwendbar waren. Das historische Wissen wurde freylich vielfach erweitert, Sprache und Litteratur erst jetzt recht wissenschaftlich begründet, und allgemein bearbeitet und verbreitet. Aber die große alte Behandlung, der freye Geist fehlte. Die Redekunst stand immer noch hoch in der allgemeinen Achtung, und war mehr als je der Hauptgegenstand der Erziehung. Wenn aber schon in den ältern, bessern Zeiten oft ein spielender und sophistischer Gebrauch von dieser Kunst gemacht worden war, wie viel mehr mußte dieß jetzt der Fall seyn, da

die wahre und freye Staatsberedsamkeit gar nicht mehr anwendbar, der allgemeine Sinn selbst in der Sprache entartet war. Auch die Poesie, von welcher alle Bildung der Griechen zuerst ausging, war jetzt mehr und mehr eine bloß gelehrte Kunst geworden; sie konnte dem allgemeinen Loose der Entartung nicht entgehen. Das Schicksal der bildenden Kunst war wohl günstiger, vielleicht deswegen, weil sie vom Leben nicht so abhängig ist. Der Künstler arbeitet in seiner Werkstätte ruhig nach den alten großen Ideen fort, wie sehr auch die Staaten zerrüttet, der Zustand der Dinge verändert seyn möge. Und wenn auch hier die Entartung der Sitten eine Verweichlichung und Verwirrung des Geschmacks zur Folge hatte, so war doch das Verderben nicht so allgemein. Es ist nicht zu bezweifeln, daß mehrere Werke der alten Sculptur und Baukunst von hoher Schönheit und Vollkommenheit noch aus Zeiten herrühren, in welchen die Dichtkunst und die Redekunst schon durchaus und ganz in Verfall waren. Auch in solchen Wissenschaften, welche von dem öffentlichen Leben sehr abgesondert, von dem bürgerlichen und sittlichen Zustande einer Nation unabhängig sind, zeigte sich jetzt noch der erfinderische Geist der Griechen glänzend, und in seiner Kraft. In der Mathematik haben sie, bey dem Mangel so vieler uns jetzt unentbehrlich scheinenden Werkzeuge und Hülfsmittel, den Anfang gemacht zu einer wissenschaftlichen Erdmessung und Sternkunde, wo-

bey die schon früher, wie behauptet wird, den Pythagoräern nicht ganz unbekannte Vorstellung von dem wahren Weltsystem, wenigstens von einigen eingesehen und angenommen wurde. Die bewunderungswürdige Kenntniß und Geschicklichkeit des Archimedes flößte auch den Römern Erstaunen ein, und mit ihrer unbequemen Zahlenbezeichnung nach Buchstaben, ohne Kenntniß der Decimalzahlen, brachten die Griechen im Euklides einen Schriftsteller in der Geometrie hervor, der noch jetzt den Kennern dieser Wissenschaft für classisch gilt. Die Medicin, von Alters her viel geübt bey den Griechen, ward jetzt eine ihrer Hauptbeschäftigungen, und gab ihrem Scharfsinn, ihrem Erfindungsgeist und ihrer Systemsucht einen weiten Spielraum. Auch durch diese Kenntnisse, nicht durch ihre Litteratur allein, als Rhetoren und Sprachlehrer, aber auch als Künstler, Mathematiker und Aerzte, empfahlen sich die Griechen den Römern, als diese nach der Eroberung von Tarent, des untern Italiens und Siciliens in die griechische Welt eingetreten waren, und wurden bald den Siegern unentbehrlich, so sehr diese sich Anfangs der unvermeidlichen Einwirkung entgegensetzten. Zweymal wurden die griechischen Philosophen und Rhetoren durch einen Beschluß des Senats aus Rom vertrieben, und der alte Cato, der unversöhnliche Feind aller griechischen Künste, wollte selbst ihre Aerzte, die sich häufig bey den Römern einfanden, nicht dulden, schilderte sie als Be-

trüger, welche die Kranken eher um das Leben brächten und empfahl, wie bey den alttömischen Sitten und Gesinnungen, so auch in diesem Stücke bey den aus der guten alten Zeit sich herschreibenden Gewohnheiten und Hausmitteln zu bleiben. Wie unentbehrlich aber besonders die Rhetoren und Lehrmeister in der griechischen Sprache und Kunst den Römern waren, sieht man schon aus dem wiederhohlten Befehle der Vertreibung, welcher zum Beweise dient, daß der erste nicht lange war gehalten worden. Auch ist es aus der Lage der Sache leicht zu erklären. Die griechische Sprache war damals die allgemein herrschende der ganzen gebildeten Welt. In dem entferntesten Asien wurden Homers Gedichte gelesen, selbst die Indier sind wahrscheinlich nicht ohne alle Kenntniß von der griechischen Litteratur geblieben, und im äußersten Westen schrieben die Karthager ihre Entdeckungsreisen, so wie der punische Hannibal die Geschichte seiner Kriege in griechischer Sprache nieder. Nach der Eroberung des südlichen Italiens und Siciliens, deren Landessprache damals größtentheils noch die griechische Sprache war, und nach der allmähligen Besitzergreifung von Macedonien und Achaja, mußte die Kenntniß dieser allgemeinen Sprache den Römern immer nothwendiger werden, besonders durch so viele historische Werke der Griechen über alle die Länder und Völker, mit welchen die Eroberer jetzt in ihrem erweiterten Wirkungskreise in Verhältniß kamen. Es wähl-

ten daher selbst die ersten Römer, welche in diesem Zeitraume die Geschichte ihres Volks zu schreiben anfingen, die griechische Sprache, und der Grieche Polybius, der als Geißel nach Rom geführt worden war, war es, der zuerst die große Nation in einem ausführlichen Werke, welches wenigstens im politischen Gehalt classisch für alle folgende Zeiten geblieben ist, der Welt darstellte und bekannt machte. Ein gefangener Grieche aus Tarent, Livius Andronicus, welcher der lateinischen Sprache kundig war, gab den Römern zuerst die Odyssee, noch in rauhen Landes-Versen zu hören und zu lesen, und machte sie durch Übersetzungen mit den Vergnügungen des Theaters, und mit dem dramatischen Reichthum der Griechen bekannt. Am meisten jedoch war es der mit der Erlernung der Sprache selbst verbundene Unterricht in der griechischen Redekunst, was bey den vornehmen Römern, und durch diese mehr und mehr bey der ganzen Nation, die griechische Bildung überhaupt beliebt machte. Auch in Rom war die Beredsamkeit in Staatsangelegenheiten von großem oft Alles entscheidendem Einfluß, und je unruhiger die Zeiten seit Gracchus wurden, je mehr bedurfte der Ehrgeiz zum Werkzeuge einer Kunst, die eben deßwegen den altrömisch Gesinnten als eine staatsgefährliche, und selbst für die Denkart nachtheilig wirkende Sophistik erschien.

Die spätere römische Geistesbildung hat diesen Ursprung nie verläugnen können, und man ist schon gewohnt zu wiederhohlen, daß die Römer in der Litteratur bloße Nachahmer der Griechen seyen.

Daß die Nationen, welche später in die Weltgeschichte und in die allgemeine Entwickelung der Menschheit eingreifen, einen großen Theil ihrer Geistescultur von den früher gebildeten Nationen als ein Erbtheil empfangen, das ist unvermeidlich; an sich also kein Vorwurf. Es wäre widersinnig, nach der Idee eines geschlossenen Handelsstaates, auch in die Litteratur den Grundsatz einer abgeschlossenen und isolirten Nationalbildung einführen zu wollen. Wenn die Aneignung selbstständig ist, wenn nur das Eigne und Eigenthümliche in Geist und Sprache, in der Sage und Denkart eines Volks nicht über der fremden Bildung verloren geht und vergessen wird, so ist diese selbst nicht tadelnswerth. Kenntnisse sind an sich ein Eigenthum aller Nationen; der Geist eines Dichters oder lehrenden Schriftstellers, der auf sein Volk wirken will, wird erhoben und bereichert durch den Anblick der hohen Stufe und Vollkommenheit, zu welcher Kunst und Nachdenken, Geist und Sprache auch bey andern Völkern sich empor gehoben haben. Nur diejenige Nachahmung ist todt, welche statt der allgemeinen Erweiterung und Belebung des Geistes, bloß einzelnen Kunstformen einer fremden Nation, die selten ganz für

eine andre passen, ängstlich nachstrebt, und durch Kunst erzwingen will, was doch niemals recht gedeiht, wo es nicht mehr an seiner natürlichen Stelle ist.

Beyde Fehler treffen einigermaßen die römische Litteratur; sowohl der Vorwurf, die eigene alte vaterländische Nationalsage vernachlässigt zu haben, als jener Irrthum der vergeblichen Nachbildung fremder Formen, welche ihrem ursprünglichen Boden entrissen, meistens unwirksam, todt und kalt erscheinen, oder doch nur ein kümmerliches Leben, wie Pflanzen im Treibhause sich erfristen.

Dennoch ist ein Charakter in der römischen Litteratur, wodurch sie sogar gegen die ihr sonst so überlegne griechische Geistesbildung, die ihr Vorbild und Quelle war, mit einer eigenthümlichen Würde und Bedeutung auftreten darf. Dieser ihr Werth gehört nun ganz der Nation an und Rom, jenem großen Mittelpunct der alten und der neuen Weltgeschichte.

So wie der bildende Künstler von einer ihm einwohnenden großen Idee ganz begeistert seyn muß, und davon erfüllt ist; eine Idee, über die er alles Andre vergißt, in welcher allein er lebt, und von der alle seine Werke nur durch die Ausführung verschiedene Versuche und Wege sind, um jene innere hohe Idee auszudrücken, sichtbar zu machen und Allen darzustellen; eben so ist auch der wahre Dichter, und jeder große erfindende Schriftsteller von einer solchen, ihm ganz

eignen Idee erfüllt, die für ihn der Mittelpunct wird, warauf ſich Alles bey ihm richtet, worauf er Alles bezieht und wovon die beſondere Kunſtform, worin er ſie darzuſtellen verſucht, nur der äußere Abdruck iſt. Das iſt es, was die Griechen vor den Römern auszeichnet. Vergleiche man die großen Dichter der blühenden Zeit, den Aeſchylus, Pindar, Sophokles; oder den patriotiſchen Volksdichter Ariſtophanes, den Redner Demoſthenes, die beyden, welche die erſten ſind in der Geſchichtſchreibung, Herodot und Thukydides; oder die höchſten Denker, Plato und Ariſtoteles. Jeder von dieſen hat ſeine ihm eigenthümliche Idee, die ihm Alles gilt, und in allen ſeinen Hervorbringungen ſich abſpiegelt. Daher finden wir bey einem jeden dieſer großen Schriftſteller einen andern und eignen Geiſtesweg des Nachdenkens, eine eigne Art der Darſtellung und eigne Form der Kunſt, ja ſelbſt in Styl und Sprache iſt es bey jedem dieſer erſten Autoren, als ob man in eine ganz neue Welt träte. So reich und mannigfaltig war die griechiſche Bildung, und dieſen großen Originalgeiſt ſuchen wir vergeblich in den römiſchen Schriftſtellern. Aber es iſt etwas in ihnen, was einen Erſatz dafür gibt, auch eine hohe große Idee; keine, die den Einzelnen eigenthümlich, ſondern die ihnen allen gemein iſt: die Idee von Rom. Dieſes Rom, ſo bewundernswürdig in ſeiner alten Sitten- und Geſetzesſtrenge, gewiß auch in ſeinen Verirrungen und ewig denk-

würdig in seiner Weltherrschaft. Das ist der Geist, der aus allen römischen Schriften athmet, das gibt ihnen eine Hoheit, unabhängig von aller Griechenkunst und Künsteley, die sie oft unglücklich genug nachahmten.

Die Größe, und das alles beherrschende Leben des Staats, und die Geisteskraft und Kühnheit der Einzelnen stehen einander in der Wirklichkeit einigermaßen entgegen, ungeachtet es ein natürlicher und gerechter Wunsch wäre, beyde Vorzüge in gleichem Maße vereint zu sehen. Wie aber die Dinge meistens sind, kann in einem Staate, wo die eine Idee des Vaterlandes, seiner Größe und seines Ruhms Alles bestimmt, und nichts wäre, was nicht davon durchdrungen ist, eine griechische Mannigfaltigkeit der Geistesentwicklung kaum Statt finden. Athen mußte so frey seyn, als es war, zu frey oft für die bürgerliche Ruhe, wenn Alles in Kunst und Geist da so aufblühen sollte, wie es aufgeblüht ist. Sparta der einzige als Staat gut und kraftvoll eingerichtete, nicht bloß vorübergehend herrschende, sondern dauerhafte, gesunde und starke Staat in Griechenland, erkaufte diesen Vorzug durch eine auf diesen Zweck berechnete Beschränkung der Denkart und der Sitten, des forschenden und selbst des dichtenden Geistes.

Ich mache die Anwendung auf das Einzelne. Haben Cäsar, oder auch Cicero, als Schriftsteller nicht etwas voraus vor den Rhetoren, den Grammatikern,

hern, den Philosophen und Sophisten, bey denen sie, was Sprache und Redekunst, und die Wege des Nachdenkens betrifft, allerdings in die Schule gingen, und denen sie an Scharfsinn und wissenschaftlicher Kenntniß in diesen geistigen Übungen unstreitig sehr weit nachstehen? Ein Jeder fühlt es wohl, daß hier, wie in allen großen römischen Werken, noch ein andrer Geist weht als der der entarteten griechischen Sophisten-Künste der spätern Zeit; aber es ist nicht das Genie, es ist nicht der individuelle Geist dieser Schriftsteller, sondern jene Idee des Vaterlandes, jenes in der Welt einzige Rom ist es, was sie, obwohl in sehr verschiedener Ansicht Alle beseelte, und wie der unsichtbare Lebensgeist dieser Schriften überall durchschimmert.

Daß die Römer Alles von den Griechen erlernt und entlehnt, und nie irgend etwas ursprünglich, und von alter Zeit her Eignes gehabt hätten, ist so wenig gegründet, daß vielmehr durch die übermächtige Einwirkung der fremden Geistesbildung die gesammte alte, dem römischen Volke eigne Heldensage und Dichtkunst, die jener Erlernung und Nachahmung des Griechischen lange vorging, bis auf einige wenige, aus wahrer Poesie in eine halb fabelhafte Geschichte übertragnen Überbleibsel, eben durch jene ausländische Bildung zu Grunde gegangen ist. In mehreren mit den altrömischen Gebräuchen und Lebenseinrichtungen am meisten bekannten

Schriftstellern werden mehrmahls alte Lieder erwähnt, welche die Thaten der Vorfahren erzählten, und an den Festen und bey den Gastmahlen der Edlen abgesungen wurden. Historische Heldengedichte waren es also, in welchen das Vaterlandsgefühl und der Dichtergeist der Römer sich aussprach, ehe sie bey den Griechen in die Lehre gegangen waren, um da die sophistische Redekunst, und eine gelehrtere, nun auch in Prosodie und Sprache ungleich kunstreichere und geregelte Poesie zu erlernen. Fragt man nun, welches die Gegenstände dieser altrömischen Heldengesänge seyn konnten, so gibt die Geschichte selbst darüber leicht Antwort. Nicht bloß die fabelhafte Geburth und Schicksale des Romulus, der Raub der Sabinischen Frauen, sondern auch der poetische Kampf der drey Horatier und Curiatier, dann wieder der Übermuth des Tarquinius, das Unglück und der Tod der Lucretia, die Rache und Befreyung durch Brutus; Porsennas wunderbarer Krieg, nebst der Standhaftigkeit des Scävola, späterhin noch die Verbannung des Coriolan, sein Kampf gegen die Vaterstadt, und wie endlich in dem innern Zwiespalt seiner Heldenseele die Gegenwart der Mutter und der Gedanke an Rom gesiegt; alle diese angeblichen Geschichten erscheinen dem prüfenden Auge, sobald man den rechten Standpunct gefaßt hat, sofort als altrömische Heldensagen und Dichtungen, die als solche von hohem Werthe sind, so wenig der Geschichtsforscher, wenn er sie bloß historisch

nimmt, die vielen innern Widersprüche zu erklären oder zu rechtfertigen weiß. Daß dem also sey, daß vieles, was diesen alten Gesängen angehört, in den frühesten Epochen Roms, unter falscher historischer Einkleidung noch vorhanden, daß besonders aus dem Livius der Geist und die Kraft jener alten Lieder am vernehmlichsten noch hervorhalle, das hatten schon mehrere vermuthet. Einem gelehrten Forscher unserer Zeit, Herrn Niebuhr, bleibt das Verdienst, daß er die genauere Sonderung und Sichtung bis ins Einzelne unternommen, und größtentheils befriedigend durchgeführt hat. Wir verlieren durch diese Kritik ein Stück, bisher auf Glauben als Thatsache angenommene sogenannte Geschichte, die doch immer als schwierig, zweifelhaft und widersprechend auffallen mußte, und gewinnen dagegen einen Nachhall wenigstens von der einheimischen Römersage. Es wurden diese historischen Helden-Abenteuer, ehe griechische Verskunst und Verskünsteley die Ohren von dem Klange der vaterländischen Lieder entwöhnte, in jenen einfachen Versen abgesungen, welche man in Italien nach der alten Zeit saturnisch nannte, und die bis auf den Schmuck des Reims, den sie entbehrten, den noch ungeregelten sogenannten Alexandrinern nicht unähnlich waren, deren fast alle Nationen Europa's im Mittelalter sich bedienten.

Auch im Inhalt waren diese altrömischen Heldenlieder bey manchen hohen Zügen, wenn wir nach dem

urtheilen, was davon in angeblicher Geſchichte übertragen noch vorhanden iſt, von einem patriotiſchen, ganz auf die Vaterſtadt beſchränkten, und bey einzelnen wunderbaren und fabelhaften Einmiſchungen doch an das Hiſtoriſche ſich nähernden Geiſte und Charakter. So iſt es wohl begreiflich, daß die bezaubernde Mannigfaltigkeit der Odyſſee und die Fülle des Wohllauts in dem Wogenſpiele des griechiſchen Hexameters Ohr und Seele der Römer ganz gewonnen, und ſie von ihrem vaterländiſchen Geſange abwendig gemacht hat.

Es lag aber noch ein andrer Grund, der die Römer von ihrer alten Heldenſage abwendig machen, und ſie ſo weit in Vergeſſenheit bringen mußte, daß ſie endlich nur in der ganz verſtümmelten Form einer halb fabelhaften, unzuſammenhängenden Chronik übrig blieb, in Roms eigner Geſchichte und den ſpätern Weltverhältniſſen. Die letzte Heldengeſtalt der alten römiſchen Geſchichte, welche noch zum großen Theil der Sage angehört und der Dichtkunſt, und unſtreitig in Liedern verherrlicht auf die Nachwelt gekommen, iſt Camillus, der das von den Galliern eroberte Rom befreyte. Mit dieſer Befreyung beginnt die hiſtoriſche Zeit Roms. In der galliſchen Verwüſtung mochten die Denkmahle größtentheils zu Grunde gegangen ſeyn; alles Ältere iſt ungewiß und zweifelhaft, oder doch, wenn auch Einzelnes als Thatſache bleibt, mit Fabeln vermiſcht. Von da begann Roms Größe, die ſich zuerſt entwickelte in

dem samnitischen Krieg. Dieses ist auch geschichtlich die eigentliche Heldenzeit des römischen Volks, während welcher höchst wahrscheinlich jene alten Heldenlieder, deren Cato und Cicero erwähnen, und so wie sie Ennius und auch noch Livius vor Augen hatten, abgefaßt seyn mögen. Dieser historischen Heldenzeit römischer Kraft und Tugend lagen die alten Sagen, von den Königen und Helden, und dann von den Befreyern und andern Schicksalen der herrlichen Stadt noch nahe genug, um lebendig gefühlt zu werden. Als aber Tarent, Italien und Sicilien, Macedonien und Karthago, Hispanien und Achaja besiegt und unterjocht worden, was für ein Verhältniß war da noch zwischen dem alten kleinen Rom, das mit den Sabinern Fehde hatte, oder zehn Jahre, wie einst die Griechen an Troja's Mauern, vor der Burg von Veji gelagert war, und dem jetzigen zur Weltherrschaft, schon wie vorher bestimmten und unaufhaltsam vordringenden Rom! Die Griechen waren selbst in den ältesten Zeiten eine zahlreiche, in viele Stämme und Völkerschaften verbreitete Nation gewesen. Rom, ursprünglich nur eine Stadt, war durch einverleibte Länder und Völker Italiens erst eine Macht, bald ein welterobernder Reich geworden.

So lag es also in der Natur der Sache, und in dem unvermeidlichen Gange der Begebenheiten, daß die alte vaterländische Heldensage immer mehr in das

Dunkel zurück trat, wenigstens nicht weiter in mannigfaltiger Darstellung verschönert und entfaltet, daß griechische Geistesbildung und Dichtkunst statt dessen bey den Römern allgemein herrschend wurde. Die Schuld davon ist nicht allein dem Ennius zuzuschreiben, von dem der schon genannte scharfsinnige Geschichtforscher sagt, er habe sich für den ersten Dichter der Römer gehalten, weil er die alte Nationalpoesie verdrängt und vertilgt habe. Wohl läßt sich denken, daß er, der so treuherzig meinte, daß drey Seelen oder drey Geister in ihm wären, weil er drey Sprachen wußte: lateinisch, griechisch und osciſch oder altitalisch, nicht wenig stolz darauf seyn mochte, daß er mit neu eingeführter Weise den Griechen ihre Hexameter, obwohl noch unbeholfen genug, zuerst nachgekünstelt. Auch der wahre Dichter ist nicht immer frey von einer solchen Eitelkeit, und legt oft einen zu hohen Werth auf eine bloß äußerliche, vielleicht sogar falsch gewählte, oder nicht ganz gelungene Form, eben weil sie ihm Nachdenken und Anstrengung gekostet hat; während er um den Geist, den wir in ihm ehren, selbst kaum recht weiß; eben weil er ihn der Natur verdankt, es ihm also nicht einfällt, sich in dieser Hinsicht mit Andern zu vergleichen. Indessen hat doch Ennius seine neue und noch unbeholfene Kunst zum Theil auch jenen alten vaterländischen Gegenständen zugewandt, und manche noch von ihm vorhandene Verse athmen einen hohen

Dichterschwung; zu einem günstigen Urtheil über ihn stimmt uns auch die Bewunderung des Lucrez, wenn wir anders annehmen dürfen, daß diese Bewunderung auf eine Geistesverwandtschaft und Ähnlichkeit in Schwung und Sprache sich gründete.

Unaufhaltsam drang nunmehr griechische Kunst und und Art in Rom ein, obwohl mit sehr verschiedenem Erfolg. Unter allen Kunstformen der Griechen lag die historische und die der Beredsamkeit den Römern am nächsten, und diese gelang ihnen auch am besten. Die Philosophie war ihrem Geiste am meisten fremd, und in der Poesie war der Erfolg verschieden nach den Gattungen.

In der dramatischen versuchten sich die Römer zuerst seit Ennius; aber fast haben sie in diesem Fache nur Übersetzungen geliefert, minder treu oder nachlässig, die aber doch meistens nur Übersetzungen, und kaum Nachbildungen zu nennen sind. So die verlornen Tragiker, Pacuvius und Attius, die noch erhaltenen Komiker, Plautus und Terenz. Das einheimische Possenspiel, die sogenannten Atellanen in oscischer Mundart, blieben nur eine Art von Liebhaberey und Gesellschaftsspiel der vornehmen Römer, die sich auf solche Art, mitten unter aller ausländischen Verfeinerung, durch eine Erinnerung an die altitalische Nationalität und Fröhlichkeit erheiterten. Daraus konnte keine wahrhaft eigne große Form des Schauspiels sich gestalten. Was die Übersetzungen der griechischen Trauerspiele betrifft,

so war zwar die Mythologie der Römer der der Griechen ursprünglich nah verwandt und wenigstens ganz gleichartig, aber im Einzelnen war doch alles verschieden und local; Iphigenia und Orestes erschienen hier mehr oder minder als fremde Gestalten, das Ganze blieb eine künstliche Pflanze, die nach einem kümmerlichen Daseyn nicht anders als allmählig absterben mußte. Die einzelnen Trauerspiele römischer Dichter, die aus dem Zeitalter des Augustus als besser und in ihrer Art vortrefflich gerühmt werden, beweisen, wie sparsam die Gattung angebaut wurde und wie bald die tragische Kunst bey den Römern ihre Endschaft erreichte; das sehen wir noch an jenen Redeübungen in dramatischer Form, welche dem Seneca zugeschrieben werden. Die fremdartigen atheniſchen Sitten im Lustspiel mußten für den römischen Zuschauer auch kalt und unwirksam bleiben. Ganz begreiflich daher ist es, daß der Zauber pantomimischer Darstellungen und Tänze endlich jedes andere Schauspiel verdrängte.

Mußten nicht auch bey einem Volke, wo in großen Kampfspielen oft Hunderte von Löwen oder Elephanten, Gladiatoren zu Tausenden zu einer blutigen Belustigung und Augenweide aufgeopfert wurden, die Empfänglichkeit für die geistigern Schmerzgefühle des hohen Trauerspiels abgestumpft werden? — Immer möchte es sonderbar scheinen, warum bey so vielen Versuchen in der tragischen Dichtkunst, die Römer den

Stoff dazu faſt nie aus der vaterländiſchen Geſchichte oder Sage entlehnten, da doch ſelbſt die Tragödie der Neuern jene Gegenſtände, die in ſo hohem Grade poetiſch und nicht undramatiſch ſind, den Kampf der Horatier, die That des Brutus, oder die Selbſtüberwindung und veränderte Geſinnung des Coriolan gewählt, und ſo der Poeſie, was urſprünglich ihr Eigenthum war, wieder zugewandt und zurückgegeben hat? Über dieſe Frage giebt der eigenthümliche Charakter dieſer hiſtoriſchen Dichtung einen ganz befriedigenden Aufſchluß. Das in dieſen Sagen ſich ausſprechende patriotiſche Gefühl ſtand der Gegenwart für die dramatiſche Darſtellung noch zu nahe. Die Geſchichte Coriolans mag zum Beyſpiel dienen. Wie hätte wohl ein römiſcher Dichter dieſen Patricier in ſeinem ganzen anfänglichen Übermuth gegen die Plebejer nach der Wahrheit darſtellen können, zu der Zeit als die Gracchen das römiſche Volk von demſelben patriciſchen Übermuthe zu befreyen ſtrebten? Welche Erſcheinung hätte der verbannte Coriolan auf dem römiſchen Theater machen können, wie er etwa im gerechten Unmuth die Vaterſtadt mit bitterer Rede und nicht ohne treffenden Tadel ſchmäht, zu einer Zeit wo der edelſte und freygeſinnteſte unter den letzten Römern, Sertorius, in der Verbannung unter den unbezwungenen luſitaniſchen und ſpaniſchen Völkern lebend, von dort aus das Vaterland zu retten, und ein neues Rom zu gründen

trachtete? Oder wie hätte man den Coriolan als Anführer eines siegreichen Heeres gegen die Vaterstadt anrückend auf der Schaubühne ertragen, zu den Zeiten wo ein Sulla wirklich mit gewaffneter Macht gegen die Stadt im Anzuge war; oder auch selbst in den etwas spätern Zeiten, wo alle jene angeführten Begebenheiten noch lebhaft und wie gegenwärtig im Andenken waren? Nicht bloß in dieser Geschichte, sondern überall war für die Zeiten der Republik der Zwiespalt zwischen den Patriciern und Plebejern zu hervorleuchtend aus diesen Geschichten und Sagen, zu tief in das Wesen derselben verwebt. Für das Zeitalter des Augustus aber waren Brutus und die andern Alten vollends keine angemessenen Gegenstände. Ein Beyspiel von der neuen, und von unserer Bühne entlehnt, kann zur Erläuterung dienen: Shakespear stellt in seinen historischen Schauspielen die blutige Fehde zwischen York und Lancaster dar; aber als er dichtete, war dieser Zwiespalt längst ausgeglichen und versöhnt. — Für unsere deutsche Bühne bieten sich dem Dichter sehr reichhaltige Gegenstände aus den Bürgerkriegen, besonders aus dem dreyßigjährigen dar; aber auch hier ist der Fall nicht völlig derselbe wie bey den Römern. Demungeachtet hat der deutsche Dichter, wenn er dem Gegenstande ganz Genüge leisten will, eine schwere Aufgabe, und muß mit großer Schonung verfahren, wenn er nicht Partheygefühle verletzen, oder wo sie schon versöhnt sind, sie

von neuem wieder erregen, und dadurch den poetischen Eindruck zerstören will.

Aus diesen Gründen haben die Römer kein eigenthümliches Trauerspiel, und überhaupt keine ausgezeichnete Schaubühne gehabt.

Unter den Dichtern der übrigen Gattungen steht der älteste, Lucrez, seiner Art und seinem Geiste nach, ganz allein in der römischen Litteratur. Nur er kann uns noch einigermaßen ein Bild geben von dem Styl und dem Schwung der ältern römischen Dichter; von den spätern Römern ward er wenig empfunden und sein Werth nicht anerkannt. Sein Werk über die Natur der Dinge gehört der Art nach zu jener, bey den Griechen aus besondern Umständen hervorgegangenen und bey ihnen noch natürlichen Form des wissenschaftlichen Lehrgedichts. Die Philosophie, welcher Lucrez sich ergeben, war die schlechteste, die ein Römer und die ein Dichter erwählen konnte. Die Philosophie Epikurs nähmlich, die allen Glauben und alles höhere Gefühl vernichtend, in wissenschaftlicher Hinsicht mit den seltsamsten Hypothesen angefüllt, in ihrem Einfluß auf das Leben, wo nicht unsittlich, doch wenigstens durchaus egoistisch und unnational, für die Fantasie aber noch besonders ertödtend und aller Dichtkunst feind war. Gleichwohl hat Lucrez alle diese Schwierigkeiten überwunden; mit Bedauern sieht man diese große Seele, die doch überall hervorbricht, einem so verderblichen

Systeme griechischer Sophistik hingegeben. Er ist an Begeisterung und Erhabenheit der erste unter den römischen, als Sänger und Darsteller der Natur der erste unter allen noch vorhandenen Dichtern des Alterthums. Über diese Gattung, und überhaupt welche Stelle die Natur in den Darstellungen der Poesie einnehmen soll, darüber sey hier eine allgemeine Betrachtung verstattet.

Allerdings soll die Poesie nicht bloß den Menschen, sondern auch die ihn umgebende Natur zum Inhalt und Gegenstände ihrer Darstellungen, oder ihrer Begeisterung wählen. Es findet hier eben jener dreyfache Unterschied Statt, wie auch in der Darstellung des Menschen. Die dichterische Darstellung und Behandlung des Menschen kann zuerst seyn, ein klarer Spiegel des wirklichen Lebens und der Gegenwart; zweytens die Erinnerung der wunderbaren Vorzeit eines vergangenen Heldenalters, oder aber da wo die Poesie mehr begeistern als darstellen will, die Anregung und Erweckung der tiefer verborgenen Menschengefühle. Alles dieses kann auch auf die Natur angewandt werden. Die Poesie soll uns ein Bild geben von der gesammten äußern Erscheinung der Natur; dazu dient, was der Frühling irgend Erquickendes und Belebendes hat, das Edelste, was die Thierwelt an Gestalt und Leben, das Schönste und Lieblichste, was die Pflanzen- und Blumenwelt darbiethet, alles was in den äußern Veränderungen am Him-

mel und auf der Erde dem Auge der Menschen erhebend, oder doch bedeutend erscheint. Das Schwierige ist hier nur, das Übermaaß zu vermeiden; üppige Beschreibungen, auch wenn sie wahr sind, ermüden und verfehlen die Wirkung. Einzelne Blumen aber aus der Fülle der Natur, an der rechten Stelle eingeflochten in das Gewebe der Dichtkunst, sind der herrlichste Schmuck desselben. Auch die Natur hat ihre wunderbare Vorzeit, wo sie ungeregelter und gigantischer war, gleich wie das Menschengeschlecht im Heldenalter. Dieß Gefühl bemächtigt sich unsrer bey dem Anblick der wildern Naturgegenden und übereinandergestürzten Felsen und Gebirge. Alle Urkunden und Sagen des Alterthums bestätigen uns diese große Katastrophe der Vorzeit; ungewöhnliche Erscheinungen, Sturm, Ungewitter, Wasserfluthen und Erdbeben, versetzen uns theilweise und im Kleinen zurück in jenen wildern Zustand der Natur. Alles dieses sind angemessene und große Gegenstände für den Dichter, an denen Lucrez sich so oft als ein großer Naturmahler bewährt. Aber auch hier bedarf der Dichter nur das Allgemeine, die Voraussetzung eines freyern wildern Zustandes, einer erhabenern, gröbern Vorzeit, als Spielraum für das Wunderbare in der Natur. Die eigentlich wissenschaftliche Ansicht davon, ob die Gebirge z. B. vulkanisch gebildet, oder bloß durch Wasserfluthen entstanden sind, das ist eben so wenig ein Gegenstand für die Dichtkunst, als die Lehre

von den Atomen, die ſelbſt die hohe Einbildungskraft des Lucrez nicht poetiſch zu geſtalten vermochte. Die dritte Weiſe endlich, wie der Dichter mit der Natur in Berührung tritt, iſt durch das Gefühl. Nicht bloß in dem Geſange der Nachtigall, oder was ſonſt einen Jeden anſpricht, auch in dem Rauſchen des Stroms oder der Wälder glauben wir eine uns verwandte Stimme zu vernehmen, in Klage oder in Freude; als ob Geiſter und Empfindungen, den unſerigen ähnlich, aus der Ferne, oder wie aus engen Banden zu uns hindurch dringen wollten, und ſich uns verſtändlich machen. Um dieſen Tönen zu horchen, mitzufühlen und zu ahnden die Seele der Natur, liebt der Dichter die Einſamkeit. Die Zweifel des Unterſuchers, ob auch wohl die Natur auf ſolche Weiſe beſeelt, oder ob dieß eine Täuſchung ſey, gelten ihm gleich; genug daß dieß Gefühl, dieſe Ahndung vorhanden iſt in der Fantaſie und in der Bruſt des Menſchen und des Dichters. Von dieſer letztern Anſicht der Natur werden indeſſen bey den Dichtern der Griechen und Römer nur wenig Spuren gefunden, deſto mehr bey den alten nordiſchen, ganz im Gefühl der Natur lebenden. Alle dieſe Naturſchilderungen und Naturgefühle dürfen aber in der Poeſie nicht abgeſondert werden von der Darſtellung der Menſchen, deren ſchönſte Zierde ſie bilden. Werden ſie abgeſondert, ſo wird das große vollſtändige Weltgemählde, was die Poeſie uns vor Augen ſtellen ſoll, zerſtückt,

die Harmonie unvermeidlich aufgelöst, und die Wirkung, welche, wo das Ganze erscheint, so groß ist, wird zertheilt und fällt ins Kleinliche. Daher ist das wissenschaftliche Naturlehrgedicht nach der Weise des Lucrez eigentlich eine verfehlte Form, wie die Philosophie, welche er erwählte, verwerflich ist; während er selbst als Mensch uns Theilnahme, als Dichter die höchste Bewunderung einflößt.

Die großen Schriftsteller der Römer können am besten nach der Epoche betrachtet und zusammengestellt werden, der sie angehören. Die letzten Zeiten der Republik sind weniger vollendet in der Sprache, sonst aber vielleicht reicher gewesen als das Zeitalter des Augustus. Cicero hat als Redner Mannigfaltigkeit und Übung in der Kunst genug; die Größe der Gegenstände, so wie die Stelle, welche er in der Weltgeschichte einnimmt, leihen seinen Reden eine höhere Würde. Indessen ist es doch nicht wohl einzusehen, wie man diese so oft überschwellende Wortfülle als ein Vorbild der guten Schreibart hat ansehen können. Auch seine Zeitgenossen warfen ihm asiatischen Schwulst in seiner Rednerweise vor. Am wichtigsten ist er der Litteratur und Bildung seines Volks geworden durch die Einführung der höhern sittlichen Philosophie der Griechen. Für die tiefere Speculation, in deren Labyrinthe der Geist der Griechen so gern umherirrte und eine subtile Kunst darin übte, hatte Cicero so wenig als irgend ein an-

derer Römer, Sinn oder Anlage. Als Freund und Liebhaber der Philoſophie aber, der bey ihr in den Stunden des Unglücks, der Zurückgezogenheit von öffentlichen Geſchäften, oder der ruhigen Muße Troſt und Beſchäftigung ſuchte, hat er eine ſehr gute und verſtändige Auswahl getroffen. Er ſchloß ſich zunächſt der Philoſophie des Plato an, als derjenigen, welche einer allgemeinen und ſchönen Geiſtesbildung am günſtigſten iſt, und als der Gipfel der Vollkommenheit in Geiſt und Sprache von dem ganzen Alterthum anerkannt und verehrt ward. Da aber die ſpätern Nachfolger Plato's, von welchen die Römer dieſe Philoſophie zunächſt empfingen, weil ihr Meiſter die Philoſophie nur als Kunſt geübt, aber kein vollſtändiges Syſtem hinterlaſſen hatte, wieder ganz ſkeptiſch geworden waren, ſo nahm er für das Leben, wo dieſe Anſicht nicht angemeſſen iſt, ſeine Zuflucht oftmahls zu den Sittenlehren der Stoiker, oder wo ihm der dieſer Schule eigene Starrſinn nicht zuſagte, zum Ariſtoteles, der, wie er in allem den Mittelweg ſucht, auch in der Moral den Mittelweg hält zwiſchen der Strenge der Stoiker und der Nachgelaſſenheit des Epikur. Nur gegen dieſen letzten war Cicero durchaus feindlich, und zwar mit Recht. Man darf zwar nicht glauben, alle die, welche bey den Alten wie Epikur das Vergnügen als den letzten und höchſten Zweck des Lebens betrachteten, hätten damit auch alle die verderblichen und verwerflichen Folgen angenom-

men und in der That ausgeübt, welche aus dem Grundsatze hergeleitet werden können. Wenn aber auch unter jenem, als das höchste Gut des Menschen aufgestellten Vergnügen, nicht der positive Sinnengenuß, wie beym Aristipp gemeint war, sondern nur der schmerzenlose Zustand innerer Zufriedenheit, den die bessern Epikuräer, wie andere griechische Philosophen vorzüglich in geistiger Beschäftigung und im Umgang mit gleichgesinnten Freunden suchten, so stimmten sie doch alle darin überein, daß sie sich vom bürgerlichen Leben und von öffentlichen Geschäften ganz zurückzogen. Ihre Lehre war also wenigstens egoistisch und unnational, und hat, da sie Anfangs viel Anhänger in Rom fand, allerdings beygetragen zu Roms Verderben. Cicero, ein Feind des Epikur und seiner Lehren, ist dagegen ein durchaus patriotischer Denker. Daher seine Philosophie oft von Staatsmännern geachtet wurde, die, ohne zur Speculation Muße übrig zu haben, doch in freyen Augenblicken das Nachdenken lieben. ἀταραξία

In der Form und auch im Vortrage ist Cicero sehr ungleich, wie das bey vielen römischen Schriftstellern der Fall ist, da es ihnen selten gelingt, was sie aus den Griechen entlehnten und erlernten, mit dem, was sie selbst denken und sagen wollen, ganz in Harmonie zu bringen.

Eine vollkommne Gleichmäßigkeit des Ausdrucks findet sich zuerst im Caesar. Auch in der Schreibart zeigt

er sich, wie er im Handeln war: ganz nur auf den einen Zweck gerichtet und alles diesem Zwecke angemessen. Jene Eigenschaften, die in einer geschichtlichen Darstellung nebst der Lebendigkeit die ersten sind: Klarheit und ungekünstelte Einfalt, besitzt er vollkommen. Aber wie ganz anders ist Caesars Deutlichkeit und Kürze, und die sich gern ausbreitende, oft homerisch geschwätzige Klarheit des Herodot. Wie ein Feldherr seine Kriegsvölker so stellt, wie sie am besten und am sichersten wirken können, und jeden Vortheil gegen den Feind benutzt, eben so zweckmäßig ordnet Caesar auch seine Worte und seinen Vortrag, aber auch eben so unerbittlich verfolgt er die Überlegenheit, die ihm der Sieg gab, wider die Gegner. Unter denen, welche gleichfalls ihre eignen Thaten beschrieben haben, ist Xenophon bey allem Schmuck der attischen Rede, doch als Staatsmann und Feldherr von zu geringem Gewicht, um mit Caesar verglichen zu werden. Was einige der Feldherrn Alexanders, was Hannibal, von ihren eigenen Denkwürdigkeiten aufgezeichnet haben, ist nicht mehr vorhanden. Auch als Schriftsteller ist der Römer, wenn wir ihn mit denen vergleichen, die in ähnlichen Verhältnissen ein Gleiches versucht haben, Caesar, und unbesiegt geblieben.

In Schilderung der Charaktere und überhaupt als historischer Mahler ist Sallust groß; aber ganz so gleichmäßig, so klar und überall angemessen wie Caesar ist

ei nicht. Man fühlt hier und da das Gezwungene in der Schreibart und die gesuchte Kunst. Selbst in der Geschichte, deren Form doch am leichtesten aus den griechischen Republiken, wo sie zuerst entstanden ist, nach Rom zu verpflanzen war, ist die Nachahmung eines bestimmten Vorbildes, wie hier des Thucydides, nicht ohne nachtheilige Folgen geblieben.

In diesem ersten Zeitalter der aufblühenden römischen Geistesbildung und Redekunst, fühlt man recht deutlich, wie vortheilhaft es einer Litteratur ist, wenn die Ersten der Nation Antheil an ihr nehmen, und zu ihrer Ausbildung mitwirken. Schon durch ihren Standpunct haben diese das Ganze desselben immer vor Augen, und können nicht umhin, alles nach größern Verhältnissen zu betrachten und zu beurtheilen. Dieß hat der römischen Litteratur vorzüglich ihren eigenen großen Charakter gegeben. Als nach dem Tode des Brutus eine neue Ordnung der Dinge begann, da ward im Zeitalter des Augustus auch in der Litteratur ein ganz anderer Geist und Ton herrschend. Die freye Beredsamkeit mußte verstummen; dagegen wandte man sich wieder zur Poesie, deren Stimme in der letzten unruhigen Zeit unter blutigen Bürgerkriegen wenigstens keine allgemeine Theilnahme hatte finden können. Jetzt aber schien vielmehr, um den wieder hergestellten Frieden und des Augustus glückliche Herrschaft würdig zu feyern und durch ihren Glanz zu verschönern, nichts so an-

gemeſſen, als wenn ſich große Nationaldichter erwecken, und zu claſſiſchen Werken der erſten Gattung und von vaterländiſchem Inhalt erheben ließen. Dazu wurde nicht nur Virgil begünſtigt, ſondern auch Properz und Horaz von dem Erſten des Staats aufgemuntert, ja dringend aufgefordert. Properz wäre durch ſeinen kunſtreichen Styl wohl zum epiſchen Dichter geeignet geweſen, aber er wollte frey bleiben, lebte nur ſich, und den Gefühlen der Freundſchaft und der leidenſchaftlichen Liebe, die ſeine Seele erfüllten, und auch ſeine Geſänge beſeelen und vor allen andern römiſchen auszeichnen. Horaz hat unter den erhaltenen Dichtern vielleicht am meiſten Sinn für das heroiſch Große. Er war ein Patriot, der ſeinen Schmerz über den Untergang der Republik in ſeine Bruſt verſchloß, und um dieſen Schmerz zu zerſtreuen, ſich in allerley Vergnügungen warf, und der Poeſie ergab. Bey jeder Gelegenheit bricht unter dem angenommenen Leichtſinn die Begeiſterung für das Vaterland und die Freyheit gewaltſam hervor. Ein größeres Gedicht aus der vaterländiſchen Geſchichte oder Sage, hätte er gar nicht dichten können, ohne überall Geſinnungen zu verrathen, die nicht mehr an der Zeit waren, und nicht mehr gehört werden ſollten. Darum konnte auch er den oft wiederholten Aufforderungen nicht entſprechen.

Der friedliche, kunſtreiche, gefühlvolle Virgil war durch ſeine Liebe zur Natur und zum Landleben ganz

besonders geeignet, der Nationaldichter der Römer zu werden. Die altrömische, wie überhaupt die altitalische Lebensweise, war ganz auf den Ackerbau und das Landleben gegründet, dagegen die Griechen nach ihrem größern Theil ein gewerbtreibendes, seefahrendes, und handelndes Volk waren. Selbst die Vornehmsten und Ersten Roms in der guten Zeit, lebten dieser alten ländlichen Weise gemäß, und noch war ungeachtet des Verderbnisses der Hauptstadt, diese einem ackerbauenden und landlebenden Volke eigne gesunde Kraft der Sitten und Gefühle in dem größern Umkreis des übrigen Italiens bey weitem nicht erloschen. Diese Seite mußte ein Dichter berühren und benutzen, der jetzt noch der Dichter der Nation werden, und nicht bloß auf die Hauptstadt sich beschränken wollte. Virgils Liebe zur Natur und zum Landleben, ist schon in dem ersten Jugendversuche der Eklogen sichtbar, und als Meister hat er sie in seinem vollendetstem Gedichte vom Landbau ausgesprochen. Hätte er nur diese herrliche, für das jetzige, endlich beruhigte Rom so wohlthätige, in Italien der Größe und dem Inhalt nach wahrhaft einheimische Poesie, nicht in der fremden und ausländischen Kunstform des alexandrinischen Lehrgedichts, niedergelegt! Hätte er seine Ansichten und seine Gefühle von dem Landleben und dem Ackerbaue nur gleich mit aufgenommen in sein großes Werk, was der vaterländischen Vorzeit gewidmet seyn sollte, und uns so ein um-

+ I agree with Coleridge's "Take from Virgil his rhythm & diction, & what is left"?

faſſendes und vollſtändiges Gemählde des altitaliſchen Lebens gegeben! Dadurch würde auch die vaterländiſche Heldenſage, die er wieder erwecken wollte, einen feſten Boden und Anhalt in der Gegenwart, und ein neues Leben gewonnen haben. Nur hätte er ſein Heldengedicht alsdann auch in viel freyeren Umriſſen, und einem noch loſern Zuſammenhange abfaſſen müſſen. In der beſchränkenden Anordnung des Ganzen, die er wählte, ſteht nun freylich der letzte italiſche Theil des Gedichts ſehr zurück gegen die erſte Hälfte, in der er Roms Urſprung an die herrlichen trojaniſchen Sagen ſo glücklich anknüpfen, und den ganzen Reichthum desſelben benutzen konnte. Dennoch iſt die Aeneide, die der Dichter unvollendet ließ, ja ſelbſt verwarf und vernichten wollte, mit Recht das eigentliche Nationalgedicht der Römer geblieben. Urtheilen wir bloß nach dem Schwunge der Begeiſterung oder der glücklichen Leichtigkeit des angebornen Talents, ſo möchten vielleicht Lucrez und Ovid mehr Dichter ſcheinen als Virgil; was ihm den Vorzug gibt, iſt das in ihm am vollendetſten ſich ausſprechende Nationalgefühl. Nur als ein vollkommnes Dichterwerk kann die Aeneide nicht gelten; denn eben jene Gleichmäßigkeit, welche den meiſten römiſchen Dichtern im Kampf zwiſchen der erlernten Kunſt und der eignen Kraft fehlt, vermiſſen wir auch im Virgil, in + der Darſtellung, und ſelbſt in der Sprache.

Noch merklicher iſt dieſe Ungleichheit in Horazens

Styl, so wie bey den übrigen lyrischen Dichtern. Die epische Dichtkunst der verschiedenen Nationen steht am meisten in Berührung miteinander, obwohl auch hier die Nachahmung der homerischen Form den Virgil und so viele Andere nach ihm zwanghaft beschränkt, oder irre geleitet hat. Aber von der Form abgesehen, wird aus der Heldensage eines Volks am leichtesten noch etwas in die eines andern verpflanzt, da sich ohnehin so viel Verwandtes und auffallend Ähnliches in den verschiedenen Sagen auch der entlegensten Völker findet. Dieß ist entweder daher zu erklären, weil der Zustand aller Völker in jener frühern Zeit noch jugendlicher Kraftentwickelung in vielen Stücken überall derselbe ist; oder sey es auch, daß jene oft seltsame Übereinstimmung hindeutet auf einen gemeinsamen Ursprung, besonders des Wunderbaren und Sinnbildlichen in diesen Dichtungen. In der ernsten dramatischen Poesie, kann die Erkenntniß, welche hohe Stufe der Vollkommenheit die Kunst bey andern Völkern erreicht habe, im Allgemeinen zum Vorbilde und zum Maßstabe dienen, wie hoch man streben soll, und wie viel sich leisten läßt. Nur die bloße Form muß man nicht nachahmen; die Schaubühne, wenn sie allgemein wirken soll, muß bey jeder Nation eine ihren Sitten, ihrer Bildung, ihrem Charakter und der Gedankenweise angemessene und durchaus eigenthümliche Gestaltung annehmen.

Am meisten aber ist die Nachbildung in der lyri-

schen Gattung schädlich und zu verwerfen. Denn, was kann ein lyrisches Gedicht wohl für einen Werth und Reitz haben, als den, daß es ein ganz freyer Erguß des eignen Gefühls ist? Und was kann diesen Reitz ersetzen, wenn man das Nachgeahmte fühlt, und was ganz Natur seyn sollte, als ein bloßes Kunststück erscheint? Bey den römischen Dichtern kann man oft sogar die Stellen unterscheiden, die sie aus griechischen Vorbildern entlehnt haben, von denen, wo sie aus eignem Gefühl reden. Ungeachtet dieser Ungleichmäßigkeit bleibt Horaz unter allen römischen Dichtern der, welcher uns als Mensch am nächsten berührt und anspricht. Am größten erscheint er in solchen Stellen, wo er ganz als Römer spricht, erinnernd an die alte Hoheit, an den Regulus, den herrlichen Verbannten, oder die andern, welche nach seinem Ausdrucke für das Vaterland „die große Seele verschwendeten."

In der einzigen den Römern ganz eigenthümlichen Gattung, welche sie im Gebiethe der Poesie hervorgebracht haben, in der Satire, ist Horaz der geistreichste. Diese, von der allgemeinen Art lyrischer Scherz- oder Spottgedichte, noch durch eine bestimmte Form verschiedene römische Satire, zu welcher das epische Versmaß, nur nachlässiger und frey behandelt, angewandt ward, ist auch im Geist und Gehalt ganz römisch. Alles in ihr bezieht sich auf die Hauptstadt, ihre gesellschaftlichen Verhältnisse, gesellschaftliche Spötte-

reyen und Anſpielungen, freylich auch auf das Sittenverderbniß, welches in Rom aus der halben Welt zuſammenfloß. Ein Gemählde des wirklichen Lebens gehört der Dichtung an nur durch die Darſtellung; aber einzelne, noch ſo geiſtreiche Züge, ſind noch keine Darſtellung, bilden noch kein Gemählde. Daher kann uns die römiſche Satire in der geiſtreichen Art, wie Horaz ſie behandelt, doch nur als ein Surrogat gelten für das Luſtſpiel, was die Römer eigentlich nicht beſaßen; nähmlich kein eigenthümlich römiſches, das zu einer vollſtändigen und ſchönen Entwickelung gelangt wäre. Wird das Intereſſe bey den Satiren aber in die Begeiſterung des Unwillens und des Haſſes gegen Laſter und Thorheit gelegt, wie man es im Juvenal findet, ſo mag eine ſolche Begeiſterung moraliſch achtungswerth ſeyn, aber poetiſch iſt ſie nicht.

Die Proſa hat bey den Römern eine viel höhere Stufe erreicht als die Poeſie; Livius kann in der Sprache vollkommen genannt werden, wie denn überhaupt die Kunſt der Geſchichtſchreibung, nach der redneriſchen Form, welche den Alten eigen war, in ihm vollendet erſcheint.

In der erſten Hälfte der langen Regierung des Auguſtus erndtete man noch den Ruhm der großen Talente, die ſich damahls entwickelten, die aber größtentheils ſelbſt noch aus den letzten Zeiten der Republik herſtammten, die noch das Große geſehen, und deren Geiſt in der Jugend noch Freyheit geathmet hatte.

Anders war daher das jüngere Geschlecht, das schon in den Zeiten der Alleinherrschaft geboren oder aufgewachsen war. Noch in den letzten Zeiten des Augustus zeigten sich die Spuren des sinkenden Geschmacks, am ersten in Ovid, in der überfließenden Fülle seiner üppigen Einbildungskraft, und der auch in der Sprache bey ihm schon fühlbaren Weichlichkeit.

Wie schnell selbst die Historie, in der die Römer doch am größten waren, unter dem fürchterlichen Druck den nachfolgenden Caesaren auch als Kunst entartet sey, zeigt der geschraubte Styl des Vellejus, der unwürdigen Schmeicheley nicht zu gedenken. Das eigentliche Haupt und der Stifter eines neuen, äußerst gekünstelten Geschmacks, der sich in Sentenzen gefiel, war der Philosoph Seneca. Je despotischer der Druck wurde, je mehr warfen sich die im Geist noch Widerstrebenden, dem Stoicismus in die Arme, der dem Freyheitsstolze starker Seelen gefallen mußte, je mehr sie überall um sich her das Gegentheil dieser Gesinnungen und Grundsätze herrschen sahen. Schwulst, Übertreibung und Unnatur, auch im Ausdruck, ist nicht selten im Gefolge eines gewaltsam unterdrückten Zustandes des Staats und der Gesellschaft wahrzunehmen. Wir finden sie im Lucan sonderbar mit anmaßendem republikanischen Hochgefühl gepaart; es erregt Erstaunen und Abscheu, wie derselbe Dichter dem Nero in Ausdrücken, die fast Verbrechen sind, schmeichelt, und dann den Cato mit Ab-

götterey ſelbſt über die Götter erhebt. Die römiſche Dichtkunſt kehrte, als ob ſie ihren älteſten faſt vergeſſenen Anfang doch nicht ganz verläugnen könnte, mit Lucan zu dem hiſtoriſchen Heldengedicht zurück. An ſich könnte eine große hiſtoriſche Begebenheit wohl den Stoff zu einem Heldengedichte herleihen; wie nahe oder wie fern die Begebenheit chronologiſch ſteht, darauf kommt nichts an, ſondern nur auf die innere Beſchaffenheit. Sie muß, wenn ſie zum Gegenſtande eines Heldengedichts geeignet ſeyn ſoll, von der Art ſeyn, daß der Einfluß des Gefühls und der Begeiſterung darin mehr vorherrſchen, als ein berechneter Plan des Verſtandes, und daß die Fantaſie freyen Spielraum behält. So iſt es mit Alexander, deſſen Leben und Thaten, der Untergang des Darius, der Zug nach Indien, wohl gleich damahls Gegenſtand für einen Dichter hätte ſeyn können, wenn es einen ſolchen, der dieß hätte beſingen mögen, noch gegeben hätte. Der Bürgerkrieg zwiſchen Cäſar und Pompejus, dieſer Kampf der Partheyen und entgegenſtehender Staatsſyſteme, hat wohl dramatiſchen Darſtellungen der neuern Zeit zum Gegenſtande dienen können; aber durch kein Genie und keine Kunſt konnte er je in einen epiſchen Stoff verwandelt werden. Das Gemählde, von dem Geſchmack dieſer Zeit vollendet der Dunkle Perſius, und die gezwungene Schreibart des ältern Plinius, der uns an einem Beyſpiel gezeigt hat, was die Römer als den-

lende Sammler mit den unermeßlichen Hülfsmitteln, die ihnen bey ihrer Macht zu Gebothe ſtanden, für die Erweiterung menſchlicher Kenntniſſe hätten leiſten können, wenn ſie dieſelben öfter für dieſen Zweck hätten anwenden wollen.

Es kamen wieder beſſere Zeiten, und noch einmahl ſollte ein Römer von alter Art und Größe auf dem Thron des Auguſtus die gebildete Welt beherrſchen. Wie Trajan in dem Reiche der Cäſaren der letzte iſt, der römiſch dachte, und in Denkart und Thatkraft römiſch groß war, ſo beſchließt kurz vor ihm die Reihe der großen Autoren, welche Rom hervorgebracht hat, Tacitus, dem man in Geſinnung und Darſtellung das gleiche Lob beylegen darf. Unter den erſten wieder beſſern Caſaren nach Nero, unter Veſpaſian und Titus war er empor gekommen, unter Domitian hatte er wohl beobachten und ſchweigen lernen, unter Nerva lebte er der neuen glorreichen Zeit entgegen, die Rom unter Trajan noch einmahl zu Theil werden ſollte.

Die gedankenreiche Tiefe ſeines Geiſtes, und die ihm ganz eigne, jener Tiefe angemeſſene und entſprechende Kunſt des Ausdrucks erſcheinen immer unnachahmlicher, je mehrere in dieſer Nachahmung ſich verſucht und vergeblich angeſtrengt haben. Auch im Ausdruck iſt er vollendet zu nennen, obgleich die Sprache damahls ſchon nicht mehr dieſelbe, nicht mehr die des großen Caeſar oder des Livius war, noch ſeyn konnte. In dieſen drey Autoren

erſcheint die römiſche Sprache nach meinem Gefühl in ihrer höchſten Reinheit und Vollkommenheit: bey Caeſar in ſchmuckloſer Einfalt und Größe; bey Livius in allem Glanz und Schmuck einer redneriſchen Ausbildung, aber ohne Übertreibung, ſchön und edel geſtaltet; bey Tacitus in einer Tiefe, Kraft und Kunſt, die von der alten Würde des ehemahligen Rom durchdrungen iſt.

Vierte Vorlesung.

Kurze Dauer der römischen Litteratur. Neue Epoche unter Hadrian. Einfluß der orientalischen Denkart auf die abendländische Philosophie. Mosaische Urkunde, Poesie der Hebräer. Religion der Perser. Denkmahle der Indier. Begräbnißweise der alten Völker.

Wie sehr Litteratur und Philosophie in Rom eigentlich eine fremde Pflanze war, das zeigt sich aus der, gegen den griechischen Reichthum gehalten, nicht sehr großen Anzahl von bedeutenden Schriftstellern, welche die lateinische Sprache besessen, und aus dem kurzen Zeitraume, während welcher die römische Kunst und Geistesbildung überhaupt blühte und gedauert hat.

Uebersetzungen aus dem Griechischen, einzelne Dichter und Originalschriftsteller gab es zu Rom, seitdem die Scipionen griechische Litteratur und Redekunst begünstigten, der ältere Cato, um die altrömische Denkart gegen den eindringenden griechischen Geist aufrecht zu erhalten, die Geschichte, die Lebensweise, und die

Sprache der Vorfahren zum Gegenstande seiner Forschungen und mancher Schriften machte; und seitdem Ennius griechische Kunst und Gesangsweise zum Theil noch auf römische Gegenstände anwandte, und die ältere Schule der römischen Dichtkunst gründete. Erfordert man aber für den Begriff einer blühenden Litteratur, mehr als solche einzeln einander zum Theil entgegenstrebender Versuche und Werke; gehört dazu ein gewisser Zusammenhang und Einheit, eine festere und regelmäßigere Bestimmung der Sprache, besonders auch der Prosa, eine fortgehende Überlieferung durch den Unterricht und allgemeinere Verbreitung aller der auf die Sprache, die redenden Künste, und höhere Geistesbildung gerichteten Kenntnisse; so beginnt die römische Litteratur erst mit Cicero, der an ihrer Stiftung einen sehr großen, ja den größten Antheil hat. Bis auf seine Zeit war der ganze Unterricht in der Redekunst und Geistesbildung ganz griechisch eingerichtet, wurde auch nach griechischen Lehrbüchern und in griechischer Sprache mitgetheilt. Erst mit Cicero begann ein öffentlicher, wissenschaftlicher Unterricht auch in der lateinischen Sprache, die er zuerst für philosophische Gegenstände und die Theorie der Beredsamkeit mit Glück anwandte und bildete. Nicht nur außerordentlich erweitert aber ward Roms Sprache durch ihn, sondern auch fester bestimmt, wozu nebst ihm, besonders auch Caesar und Varro durch ihre grammatischen Schriften mitgewirkt

haben. Beyde haben nebst Cicero den meisten Antheil an dieser Ausbildung der eigentlich so zu nennenden römischen Litteratur; Caesar, durch Begünstigung der Gelehrsamkeit, als Redner, und dann durch seine Bemühung, von der Sprache, deren er so vollkommen Meister war, auch eine wissenschaftliche Erkenntniß zu begründen und zu verbreiten, und ihr dadurch eine feste Gestalt und Bestimmtheit zu geben, damit ihre Kraft desto sicherer und fester wirken könnte. Varro aber hat als gelehrter Sammler und Bücherkenner, als Sprach- und Alterthumsforscher am meisten nebst den beyden genannten dazu mitgewirkt, daß jene Zeit die eigentlich blühende Epoche der römischen Litteratur geworden ist. Die merkwürdigsten Schriftsteller bis auf Trajan habe ich in dem vorhergehenden Vortrage in der Kürze zu schildern versucht. Als das letzte Werk aus der noch blühenden Zeit des römischen Geistes könnte man die Lobrede des jüngern Plinius auf den Trajan betrachten; den würdigen Gegenstand der noch einmahl sich blühend erhebenden, und dann für lange Zeit darniedersinkenden römischen Beredsamkeit; deren Schwäche sich in so manchen dem Plinius nachgeahmten panegyrischen Schriften der spätern Redner auf die unwürdigen Nachfolger des Trajan zeigt.

Es hat also die classische Zeit der römischen Litteratur, von dem Consulate des Cicero bis auf den Tod des Trajan zu rechnen, nicht länger als hundert und achtzig Jahre

gedauert. In eben diesen Zeitraum fällt auch vorzüglich die erste wissenschaftliche Entwickelung derjenigen praktischen Kenntniß, in welcher die Römer stets einen ganz eigenthümlichen Reichthum besaßen und entwickelt haben, der Rechtsgelehrsamkeit. Cicero und Caesar, beyde faßten zuerst den Gedanken, die unübersehliche Masse römischer Rechte und Gesetze in ein Ganzes zu sammeln und zu ordnen; unter Augustus und in den nachfolgenden Zeiten entwickelten sich die beyden Partheyen der nach der Billigkeit oder nach dem strengen Recht entscheidenden Rechtsgelehrten; und unter Hadrian ward durch die neue Abfassung eines vollständigen Gesetzbuches, des sogenannten ewigen Edictes, eben das, was Cicero und Cäsar gewollt hatten, geleistet.

Mit Hadrian beginnt eine durchaus neue Epoche nicht nur in den Staatsgrundsätzen, sondern auch in der Geistesbildung. Die griechische Sprache und Litteratur trat allmählich wieder in ihre natürlichen Rechte ein, behauptete ihre Überlegenheit, und gewann eine immer ausgedehntere geistige Herrschaft, in der gesammten, unter Roms Caesaren politisch vereinten, gebildeten Welt.

Während die römischen Schriftsteller von einiger Wichtigkeit nach Trajan immer seltener werden, und diese wenigen gegen die ältern ganz unwürdig und wenig bedeutend erscheinen, bis auch diese sich endlich verlieren; so regt sich in der griechischen Littera-

tur und Philoſophie ein ganz neues Leben, und eine allgemeine geiſtige Thätigkeit, eine reiche Nachblüthe der griechiſchen Geiſtesbildung, die auch in Darſtellung und Sprache oftmahls der ältern Zeiten nicht ganz unwürdig und unähnlich erſcheint, auf jeden Fall wieder beſſer als in der zunächſt vorhergehenden Periode. Zwar in der Poeſie ſcheint nichts Neues, oder doch nichts Vortreffliches mehr bey den damahligen Griechen empor gekommen zu ſeyn; deſto eifriger wurde Philoſophie und Redekunſt bearbeitet, die in der alten attiſchen Zeit ganz getrennt, ja feindlich entgegengeſetzt waren, jetzt aber immer mehr und mehr zuſammengeſchmolzen wurden. Der alte ſokratiſche Vortrag der Philoſophie, wie in Plato's Geſprächen, war jetzt im Geiſt und in der Sprache nicht mehr angemeſſen; die Sitten und die ganze Lebenseinrichtung, die er vorausſetzte, zu fremd, als daß dieſe Form noch mit Glück angewandt und mit Beyfall hätte empfunden werden können. Die wiſſenſchaftliche Strenge des Ariſtoteles war nur für wenige. Deſto mehr kam jetzt eine neue redneriſche Behandlung wiſſenſchaftlicher Gegenſtände auf, welche von Hadrian und den Antoninen bis auf Kaiſer Julian vorzüglich geblüht, und eine Menge in dieſer ſpätern Zeit noch ausgezeichnete Schriftſteller hervorgebracht hat. Es beſtätigt ſich auch hier die allgemeine Bemerkung, daß die Griechen in der Poeſie wohl in einzelnen Zeiträumen vorüberge-

hend erfinderisch und groß waren, die Rhetorik aber eigentlich die Kunst ist, welche ihnen wie angebohren, und von den ältesten Zeiten bis zu den letzten immer ganz eigen war und blieb, und mehr als einmahl unter noch so veränderten Umständen wieder unter einer neuen Gestalt hervorkam.

Unter der großen Menge von Schriftstellern aus dieser letzten Periode der alten griechischen Litteratur, die nur als geschichtliche Quellen, oder zu einigem Ersatz anderer besserer Werke, aus denen sie schöpften, für den Untersucher im Ganzen wichtig sind, finden sich doch einige, die auch durch sich selbst einen allgemeinern Werth haben. Der erste ist Plutarch, dessen Biographieen bey allen Mängeln der Schreibart und der Beurtheilung doch einen wahren Schatz von moralischem Wissen auf die Nachwelt gebracht haben, der auch für uns noch von hohem Werth ist. Sein Styl ist überladen und nicht selten verworren. Unter der überfließenden Fülle von den eignen Bemerkungen, welche er der Geschichte seiner Helden anfügt, muß man auswählen; es finden sich häufig auch solche darunter, die nicht treffend und angemessen erscheinen. Überall aber zeigt sich darin ein Mann von dem redlichsten Willen, und der wenigstens von der moralischen Seite, den ganzen Reichthum der blühenden und classischen Zeit des Alterthums sich zu eigen gemacht hatte, damit vertraut, und davon durchdrungen ist. Daß auch die

Kunst der Schreibart damahls noch nicht ganz verlohren, daß attischer Geist und Witz noch nicht erloschen waren, zeigt uns Lucian. Er ist als Schriftsteller von Genie in dieser Gattung philosophischer Satire und gemischter Darstellung, ausgezeichnet wie Wenige; vorzüglich aber als Sittengemählde seiner Zeit unschätzbar. — Selbst in der Geschichte verdiente Arrian, der beste Geschichtschreiber Alexanders genannt, und durch eine schöne, aber einfache Schreibart, dem Xenophon verglichen zu werden. Marc Aurel nimmt in der Geschichte des menschlichen Geschlechts eine zu große und zu ruhmvolle Stelle ein, als daß nicht die stoischen Selbstbetrachtungen, die dieser letzte in der Reihe der großen und tugendhaften Caesaren Roms, nun schon in griechischer Sprache schrieb, auch in der Litteratur merkwürdig erscheinen, und die Blicke auf sich ziehen müßten.

Τὸ ΕΙΣ ΕΑΥΤΟΝ ΒΙΒΛΙΟΝ.

Aber auch die Geschichte von Marc Aurel's unwürdigen Nachfolgern ist durch Herodian in einem Styl dargestellt, den man von dieser Zeit kaum noch erwartet.

Schon Antoninus Pius hatte die griechischen Philosophen verschiedener Secten im römischen Reich in großer Anzahl als Lehrer angestellt, und diese wichtige Classe von Menschen, so zu sagen, in die Dienste des Staats genommen. Die Philosophie, besonders die stoische, sollte jetzt zur Stütze oder zum Ersatz des un-

aufhaltsam zusammenstürzenden Volksglaubens dienen. Wie sehr dieser Glaube an die alten Götter gesunken und verschwunden, wie allgemein Zweifelsucht, Freygeisterey und Unglaube jetzt in der römischen Welt verbreitet waren, das zeigt uns Lucian, und zum Beweise von der allgemeinen Gährung und neu erwachten Thätigkeit des forschenden Geistes, fällt auch der ausführlichste Schriftsteller der skeptischen Philosophie aus dem Alterthum, Sextus Empirikus in dieses Zeitalter. Auch das zeigt uns Lucian in seinem witzigen Sittengemählde, wie allgemein herrschend zu gleicher Zeit der Hang zur Schwärmerey war, indem an die Stelle des alten, meistens bloß poetischen Volksglaubens, der unaufhaltsam dahin schwand, jetzt immer mehr eine Art von wissenschaftlichem Aberglauben trat; astrologische Meinungen und die Neigung zu magischen Künsten, weit verbreitet durch den alles beherrschenden Einfluß geheimer Gesellschaften und Verbrüderungen, aber auch öffentlich vorgetragen in den Schriften und mündlichen Vorträgen der Philosophen. Immer allgemeiner ward der Einfluß der orientalischen Denkart und Ansicht, welche nebst den alten und reinen Quellen der Wahrheit, von jeher auch Ströme von einer wilderen Schwärmerey mit sich führten, als das jüngere kältere Abendland zu ersinnen und zu erfinden vermochte. Selbst in dem ägyptischen Geschmacke der unter Hadrian wieder erneuerten bildenden Kunst,

zeigt ſich dieſe herrſchend werdende Neigung zum orientaliſchen Geiſte. Plutarch, obwohl dem Plato folgend, zeigt uns die Platoniſche Philoſophie ſchon in jener ſpätern Geſtalt, wo ſie anfing, alles, was noch übrig war, von der aus Aegypten ſtammenden Lehre des Pythagoras, oder das, was jetzt für Pythagoräiſch ausgegeben ward, in ſich aufzunehmen, und ſich der ältern orientaliſchen Überlieferung und Lehre, aus der allerdings auch Plato geſchöpft haben ſollte, immer mehr zu nähern.

Bald ward dieſe neue Platoniſche Philoſophie allein herrſchend; die andern Secten, wie die ſkeptiſche, die des Epikur, auch ſelbſt die ſtoiſche, verſchwanden als abgeſonderte Secten. Doch floſſen manche ſtoiſche Meinungen mit ein in dieſe Eine, jetzt alles verſchlingende Philoſophie der Griechen, die man nach dem herrſchenden Beſtandtheile die Neuplatoniſche nennt. Dieſe Philoſophie war es, welche das Chriſtenthum lange Zeit hindurch mit der äußerſten Anſtrengung aller Geiſteskräfte bekämpfte, noch unter Kaiſer Julian hoffte, es zu beſiegen, den alten Volksglauben aufrecht zu erhalten, und ihn durch eine neue geiſtigere Deutung, welche ſie ihm unterſchob, wieder neu zu beleben.

Dieſer Kampf zwiſchen dem Chriſtenthum, und der heidniſchen Philoſophie, zwiſchen der alten Götterlehre und dem neuen Glauben, einer dichteriſchen Mythologie und einer ſittlichen Religion, der denkwür-

digſte Geiſteskampf, welchen die Menſchheit je dargebothen und in ſich durchgekämpft hat, iſt nicht nur in der Weltgeſchichte die Scheidewand zwiſchen zweyen ſich berührenden Welten, dem dahin ſcheidenden Alterthum und der beginnenden neuen Zeit, ſondern auch für die Culturgeſchichte und Entwickelung der Geiſtesbildung iſt er der allgemeine Mittelpunct und Wendepunct, um den ſich alles dreht und aus dem alles erhellt wird. Dieſen großen Kampf und Wendepunct ſo ins Licht zu ſetzen, wie eine Geſchichte der Litteratur ihn ins Licht ſetzen muß, worin dieſelbe nicht bloß als Sprachſtudium und Kunſtliebhaberey, ſondern nach ihrem Einfluß auf das Schickſal der Nationen und auf die geſammte Menſchheit dargeſtellt werden ſoll; das erfordert noch einige Betrachtungen über den eigentlichen Geiſt der griechiſchen Philoſophie, über die Stelle, welche die moſaiſchen und die chriſtlichen Lehren und Schriften in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes einnehmen, und eine kurze Erwähnung der übrigen orientaliſchen Überlieferungen, welche theils der moſaiſchen und chriſtlichen verwandt, theils für die Griechen älteſte Quelle der höhern Erkenntniß waren.

Was der menſchliche Erfindungsgeiſt in einem faſt unüberſehlichen Reichthum ſchöner Dichtungen Anziehendes, und für die Einbildungskraft Belebendes, was die Fortſchritte der Kunſt für den Geiſt Anziehendes haben, davon wird ſich noch mehr als einmahl Gele-

genheit darbiethen, ein der Wahrheit kaum entsprechendes und doch glaubwürdiges Gemählde aufzustellen. Für die jetzige Betrachtung müssen wir die Aufmerksamkeit ganz allein an demjenigen Punct festhalten, den eine unvermeidliche und nothwendige Wißbegier als den Mittelpunct aller Bildung und Geschichte des menschlichen Geistes bezeichnet.

Plato und Aristoteles waren die größten Meister, ja man kann sagen, sie bezeichnen den vollständigen Umfang der gesammten griechischen Erkenntniß. Plato behandelte die Philosophie ganz als Kunst, Aristoteles als Wissenschaft; in dem ersten sehen wir die denkende Vernunft in dem ruhenden Zustande der Anschauung und anschauenden Bewunderung der höchsten Vollkommenheit. Aristoteles hingegen erfaßte die Vernunft in ihrem lebendigen Wirken, als die bewegende Kraft nicht bloß alles menschlichen Denkens und Daseyns, sondern auch als das geistige Grundgesetz aller Thätigkeit der Natur und ihrer mannichfaltigen Erscheinungen. Plato ist der Gipfel der griechischen Kunst, Aristoteles der Inbegeiff des griechischen Wissens.

Wo Plato gegen die Sophisten streitet, und ihnen in ihren Verwirrungen folgt, da ist er spitzfindig und grüblerisch, ja oft wird er bey aller attischen Kunst und Schönheit seines Geistes, bey aller Gewandtheit und Klarheit der Sprache, selbst dunkel und sophi-

stisch, wie die Lehre, gegen die er streitet. Aber dennoch läßt sich der Hauptgedanke seiner Philosophie leicht ganz klar und anschaulich machen. Aus einem ursprünglichen, ungleich herrlichern und geistigern Daseyn, wohnt dem Menschen nach Plato's Ansicht, eine dunkle Erinnerung göttlicher Vollkommenheit bey. Diese ihm eingepflanzte, angestammte Erinnerung des Göttlichen ist bloß das, ist nicht ganz vollkommene Anschauung und Klarheit, weil die Sinnenwelt, selbst unvollkommen und veränderlich, uns mit unvollkommnen, veränderlichen, verworrenen und irrigen Vorstellungen erfüllt, und dadurch jenes ursprüngliche Licht verdunkelt. Gleichwohl, wo sich irgend in der Sinnenwelt und Natur etwas der Gottheit Ähnliches, ein Abbild der höchsten Vollkommenheit zeigt, da erwacht jene alte Erinnerung; die Liebe des Schönen erfüllt, begeistert den Anschauenden mit einer Bewunderung, die eigentlich nicht auf das Schöne selbst, wenigstens nicht auf die sinnliche Erscheinung desselben, sondern auf das unsichtbare Urbild gerichtet ist. Von dieser Bewunderung, dieser wieder erwachenden Erinnerung und uns plötzlich ergreifenden Begeisterung, beginnt alle höhere Erkenntniß und Wahrheit, die also nicht die Frucht des kalten und ganz besonnenen, nach eigner Willkühr und Kunst geleiteten Nachdenkens ist, sondern über alle Willkühr, kalte Besonnenheit, und bloße Kunst erhaben, und wie durch göttliche Eingebung mitgetheilt.

δια θειας τινος μανιας ἐγγινομενον.

Plato nimmt alſo für die Erkenntniß der Gottheit und der göttlichen Dinge eine höhere und übernatürliche Quelle der Erkenntniß an, und dieß iſt das eigentlich Unterſcheidende ſeiner Lehre. — Der dialektiſche Theil ſeiner Werke iſt nur der negative, in welchem er den Irrthum mit großer Kunſt widerlegt, oder mit noch größerer und noch von niemanden erreichter Kunſt uns Schritt vor Schritt bis an die Schwelle der Wahrheit führt. Wo er aber dieſe ſelbſt enthüllen will, in dem poſitiven Theil ſeiner Lehre, da redet er nach orientaliſcher Weiſe nur in Sinnbildern und Mythen, und wie in dichteriſcher Ahndung; ganz treu und gemäß jenem erſten Grundſatz von einer höhern Erkenntnißquelle, Begeiſterung, Eingebung oder Offenbarung. Nicht zu läugnen iſt dabey, daß ſeine Philoſophie durchaus unvollendet geblieben, und er ſelbſt in ſeiner Anſicht nicht zu vollkommner Klarheit und Beſtimmtheit gelangt iſt. Beſonders zeigt ſich dieß durch den in ſeiner Philoſophie nicht ganz aufgelöſten Zwieſpalt zwiſchen der Vernunft und der Liebe oder der Begeiſterung. Da, wo er von der Liebe des Schönen, und der göttlichen Begeiſterung, welche den Menſchen ergreift, redet, wo er es ausdrücklich anerkennt, daß dieſe Bewegungen, von denen er alle höhere Wahrheit ableitet, den Geiſt weit über die Gränze des beſonnenen Nachdenkens und der kalten Vernunftkunſt hinausreißen und etwas viel Höheres enthalten, als

durch dieſe zu erreichen ſteht, da ſcheint er lebendigere und gefühltere Begriffe von Gott und deſſen Vollkommenheit anzunehmen und vorauszuſetzen; während er da, wo er bloß dialektiſche Kunſt übt, nicht ſelten in die gewöhnlichen Vorſtellungen von einer unveränderlichen und unbedingten Einheit der Vernunft, als dem höchſten Begriff der Vollkommenheit herabſinkt. In dieſem Stücke ward er wohl durch den Einfluß und das Anſehen der ältern Philoſophen einigermaßen beſchränkt; überhaupt blieb ſeine Lehre ſo unvollendet, wie er ſie ließ, und wie ſie die göttliche Wahrheit nur aus Erinnerungen ableitet und nur in Ahndungen ausſprach, ſelbſt auch nur eine in Griechenland erneuerte Erinnerung der ältern aſiatiſchen Philoſophie, und eine unvollkommne Ahndung des Chriſtenthums, eingehüllt in alle Schönheit und Kunſt attiſcher Geiſtesbildung und ſokratiſcher Lebensweisheit.

Durch die letztere war er ſelbſt wohl vor Schwärmerey einigermaßen bewahrt, ſo wie ſeine nächſten Nachfolger in Athen, die das Gefühl von der Unvollendung ſeiner Philoſophie vielmehr wieder zur Zweifelſucht und zur Skepſis führte. Eigentlich aber lag doch dieſe Anlage zur Schwärmerey, die ſich bey ſeinen Nachfolgern ſo mächtig entwickelte, auch ſchon in ſeiner Denkart und ſeinen Grundſätzen ſelbſt. Die Anerkennung einer höhern übernatürlichen Erkenntnißquelle, unbeſtimmt, wie er ſie auffaßte und ſchilderte,

als eine dunkle Erinnerung, eine den Menschen über die Gränzen der Besonnenheit hinausführende Begeisterung und höhere Eingebung, führt nothwendig auf diesen Abweg; so lange nicht etwas Anderes und Festeres hinzukommt, um diese schwankende und unsichere Ahndung des Wahren, zu einer bestimmten und deutlichen Überzeugung für die Denkart, zu einem klaren Glauben für das Leben zu gestalten.

Wenn die spätern Nachfolger Plato's daher seine unvollendet gebliebene Lehre durch orientalische Begriffe und Überlieferungen zu ergänzen suchten, so war dieß zwar in der Art, wie sie es thaten, der attischen Bildung, und dem sokratischen Geiste Plato's oft unangemessen, seiner Philosophie selbst, und dem anerkannten Grundsatz einer höhern Erkenntnißquelle war es aber nicht widerstreitend; denn auf eben demselben Grundsatz beruhten ja mehr oder minder auch alle orientalischen Lehrbegriffe und Überlieferungen.

Der Hauptgedanke des Aristoteles läßt sich durchaus nicht eben so klar machen, wegen der Unverständlichkeit, über die selbst seine getreuesten Anhänger, von den ältesten Zeiten an, Klage führten. Doch das Resultat über den Geist seiner Philosophie läßt sich anschaulich mittheilen, und hängt genau zusammen mit eben jener allgemein anerkannten und getadelten Unverständlichkeit. Wie geschieht es denn aber, daß dieser große Geist, der Sprache, wie des Denkens vollkom-

men Meister, in jedem Gebiethe der Erfahrung der hellste Beobachter und scharfsinnigste Beurtheiler, dabey der eigentliche Erfinder des deutlichen und bestimmten Denkens, der wenigstens das wissenschaftliche Nachdenken und die Vernunftkunst zuerst auf Grundsätze und in ein System gebracht hat, doch über die eigentlichen und höchsten Fragen von der Bestimmung und vom Ursprung des Menschen, von Gott und von der Welt so durchaus dunkel, unbefriedigend und ganz unverständlich antwortet? Es liegt darin, daß er Vernunft und Erfahrung allein als Quelle der Erkenntniß anerkennt, indem jene höhere, von Plato angedeutete Erkenntnißquelle ihm nicht genügte, oder ihm doch zu unwissenschaftlich schien. Beyde, Vernunft und Erfahrung, sucht er, durch allerley zwischen eingeschobene Mittelglieder in Verbindung zu setzen. So sehr liebte er überall diese Weise, daß er selbst die Tugend nur in der Vermeidung der Extreme suchte, und als den Mittelpunct zwischen zwey entgegenstehenden Fehlern erklärte. Um in der wissenschaftlichen Betrachtung der äußern Welt den alten Streit zu schlichten, zwischen dem Gedanken des keiner Veränderung unterworfenen Ewigen, und der in der Erscheinung sich kund gebenden stäten Veränderlichkeit aller Dinge, nahm er zu einer ähnlichen Auflösung seine Zuflucht. Die erste, göttliche Ursache aller Bewegung, sagt er, sey selbst unbeweglich, in dieser unserer sublunarischen

Welt alles einer ſtäten Veränderung und Bewegung unterworfen; in der Mitte zwiſchen dieſen beyden entgegenſtehenden Extremen, ſtellte er den ſideriſchen Himmel, oder die aſtraliſche Welt, die zwar nicht durch ſich ſelbſt in Bewegung geſetzt werde, aber doch der erſten göttlichen Urſache näher ſtehe, weil ihre kreisförmige Bewegung vollkommen und ewig iſt. Auf gleiche Weiſe ſchob er, um die große Kluft zwiſchen der Sinnlichkeit und der Vernunft auszufüllen, den Begriff eines paſſiven leidenden Verſtandes, eines objectiven Gemeinſinns zwiſchen beyde ein. Alles dieſes kann als erfinderiſch und ſcharfſinnig bewundert werden, wenn es auch nicht vollkommen befriedigend gefunden wird; ja es kann ſogar dieſe Methode zu dem glücklichſten Erfolge führen, da, wo es darauf ankömmt, irgend einen beſondern Gegenſtand, wie er gegeben iſt, vollſtändig aufzufaſſen, und von allen Seiten zu durchdenken. Über jene höchſten Fragen aber, welche der Menſch nie unterlaſſen kann ſich aufzuwerfen, von ſeiner eignen Beſtimmung, von Gott und wie das Räthſel der Welt, alles Daſeyn, und deſſen erſte Urſache zu verſtehen und zu erklären iſt, darüber gibt weder Erfahrung noch Vernunft einen befriedigenden Aufſchluß. Die ſinnliche Erfahrung allein führt nur zum Abläugnen und zum Unglauben; die Vernunft verwirrt ſich in ſich ſelbſt, und kann auf jene eigentlich doch ſo einfachen und unvermeidlichen Fragen nur

unverſtändliche Formeln zur Antwort geben. Dieß Letzte trifft beſonders den Ariſtoteles, deſſen Philoſophie in der Mitte ſchwebt zwiſchen bodenloſem Idealismus und dem Syſtem der Erfahrung. Sieht man auf die größere Menge ſeiner Werke und Unterſuchungen, beſonders in dem angewandten Gebiethe der Naturkunde oder des Lebens, ſo ſcheint das letztere zu überwiegen, und Ariſtoteles ſtellt ſich uns dar als der Meiſter aller Empirie aus dem ganzen Alterthum, nicht bloß durch den Umfang ſeines Wiſſens, ſondern auch zufolge der Verfahrungsart beym Unterſuchen, und der dieſe leitenden Grundſätze. Der Grundbegriff ſeiner ganzen höhern Philoſophie iſt aber wohl unſtreitig der idealiſtiſche Begriff der ſich ſelbſt beſtimmenden Thätigkeit oder Entelechie. Gibt er uns nun ſtatt der höhern lebendigen Wahrnehmung des Ganzen, bloß einzelne Beobachtungen über das Einzelne, oder, wo er das Ganze und Erſte erfaſſen möchte, leere Formeln und bloße Abſtractionen über das Weſen der Dinge; ſo iſt das Eine oder das Andere allen begegnet, welche dem Ariſtoteles auf ähnlichem Wege gefolgt ſind, und die alles aus dem eignen Selbſt, aus der Vernunft oder der Erfahrung ſchöpfen, durchaus aber keine höhere Erkenntnißquelle, keine göttliche Offenbarung und Überlieferung der Wahrheit anerkennen wollen.

Deren aber, die in der Philoſophie den gleichen, oder einen ähnlichen Weg betreten haben, wie Ariſto-

teles, sind unzählige. Er selbst zwar hatte im Alterthum nur wenige einzelne Nachfolger; dann kam eine Zeit, wo eine Legion von Schülern auf allen Lehrstühlen des Morgen- und des Abendlandes sich zu seinen Lehren bekannte, ohne jedoch den Geist des Meisters zu erfassen. Seitdem man dem Lehrer entgelten ließ, was die Schüler verschuldeten und den man eben erst vergöttert hatte, nun ganz verwarf und verschmähte, gab es bis auf unsere Zeiten viele, die, ohne es selbst zu wissen, Anhänger des Aristoteles waren; theils solche, die ihn wenig oder gar nicht kannten, oder auch wohl solche, die als seine leidenschaftlichsten Tadler und Gegner auftraten. Das Erste gilt von den Wenigen, welche auf dem Wege des tiefen Selbstdenkens in den Abweg der gleichen idealistischen Unverständlichkeit gerathen sind; das andere aber trifft die, welche von Locke anzufangen, die Erfahrung allein als einzige Erkenntnißquelle auch für die Philosophie gelten lassen wollen, wobey sie doch, sobald sie wissenschaftlich verfahren wollen, dem abstracten Denken nie ganz entsagen, also auch ein dem aristotelischen ähnliches Formelwesen nicht vermeiden können.

So haben diese beyden großen Geister, Plato und Aristoteles, das ganze Gebieth des menschlichen Denkens und Wissens gewissermaßen erschöpft. Sie wurden von ihren Zeitgenossen nur sehr unvollkom-

men erkannt, hatten aber einen desto größern Einfluß auf die Nachwelt, deren Geist sie viele Zeiten hindurch nicht nur in allen wissenschaftlichen Angelegenheiten fast ausschließend leiteten, sondern auch oft in den Grundsätzen bestimmten, die für das Leben gelten. Noch jetzt, nachdem der menschliche Geist zwey Jahrtausende älter, und durch so viele Entdeckungen erweitert und bereichert worden ist; nachdem wir die wenigen Bücher, die Plato gelesen haben konnte, durch ganze Bibliotheken von merkwürdigen Urkunden des Alterthums, oder Versuchen des forschenden Scharfsinnes ersetzen können; nachdem die Ansichten des Aristoteles vom Weltsystem uns wie Begriffe der Kindheit erscheinen; nachdem wir endlich der Religion eine lebendigere Ansicht von Gott, und eine tiefere Erkenntniß des Menschen verdanken; bewähren sich jene beyden Denker gleichwohl so ganz in ihrer Größe, daß man sagen darf, sie bezeichnen noch immer den Umfang des menschlichen Geistes, und noch jetzt ist jede Philosophie unvermeidlich entweder platonisch oder aristotelisch, oder ein Versuch, beyde Geisteswege glücklich oder unglücklich zu verschmelzen. Wer irgend eine höhere Überlieferung der Wahrheit und Quelle der Erkenntniß zugibt, der berührt eben damit auch den Plato und betritt das Gebieth seiner Philosophie, die ja ohnehin kein beschränkendes System, sondern eine sokratische Kunst und ein freyer, aller Erweiterung fähiger

Geistesweg ist. Für Alle aber, welche den andern Weg der Vernunft und der Erfahrung wählen, wird es schwer und fast unmöglich seyn, den Aristoteles zu umgehen oder zu übertreffen. Auf diesem Wege, und in seiner Art ist er unübertrefflich groß. Geister, welche die ganze Erfahrung ihres Zeitalters so umfaßt, und wissenschaftlich beherrscht hätten, bietet die Weltgeschichte nur noch wenige dar; der Vernunft aber war er vollkommen Meister, wie kein Anderer.

Aus diesen beyden Elementen war die spätere Philosophie der Griechen zusammengesetzt; für die Kunst vortrefflich, für das Wissen umfassend, für die Wahrheit sehr ungenügend. Plato's Geist blieb herrschend, und ward es immer mehr, nur suchte man ihn für die äußere wissenschaftliche Form, die ihm fehlte, durch den Aristoteles, für die innere Vollständigkeit der Ansicht aber, durch die verschiedenen orientalischen Ansichten und Überlieferungen zu ergänzen.

Bey einer durchaus verschiedenen, mehr auf die äußere Erscheinung des Lebens, auf das Schöne, und die heitern Gestalten der Kunst gerichteten Geistesbildung, wie es die der Griechen war; bey einem, diesem geistreichen Volke leicht zu verzeihenden Bewußtseyn dieser Vorzüge und einer gewissen lebhaften Nationaleitelkeit hatten doch die tiefer Forschenden unter ihnen, in den frühern wie in den spätern Zeiten eine hohe Ehrfurcht vor dem Ernst und der Erhabenheit der orien-

talischen Denkart. Es waren ihre Blicke am meisten auf Aegypten gerichtet, als der alten Quelle, aus welcher sie selbst auch ihre eigne Götterlehre und Überlieferungen ableiteten; als der entferntere Hintergrund ihrer geistigen Welt erschien ihnen Indien. Ungleich fremder blieb ihnen der Glaube der Hebräer, und eben so abgesondert und ganz entfernt von ihrer Denkart, war auch der Gottesdienst der Perser. Mit den Aegyptern, Phöniciern, den Völkern in Klein-Asien, fühlten sich die Griechen durch das Band eines gemeinschaftlichen Götterdienstes verknüpft, der bey allen Verschiedenheiten, doch unläugbar nicht bloß in manchem Einzelnen, sondern auch in einer ähnlichen Grundlage des Ganzen übereinstimmte. Von den Hebräern, und zum Theil auch von den Persern fühlten die andern uns bekanntern Völker des Alterthums sich durch eine wahrhaft und wesentlich verschiedene Religion ganz getrennt. Seitdem die mosaische Urkunde unter dem großen Philadelphus in griechischer Sprache übertragen war, mochte wohl auch vor Longin mancher schon die Erhabenheit derselben gefühlt und bewundert, mancher, wie später so oft geschah, versucht haben, den Moses platonisch zu deuten, oder gar den Plato aus dem Moses abzuleiten, wie so viele zu verschiedenen Zeiten versucht haben. Im Ganzen aber blieb der Glaube und die Lebenseinrichtung der Hebräer, wie später die Lehre der Christen, den Griechen und Rö-

Τί γαρ ὁ Πλάτων ἢ Μωυσῆς ἀττικίζων;

mern eine ganz fremde Erscheinung, in welche sie sich nicht recht zu finden wußten, und über die sie auch noch spätherhin bey genauerer Bekanntschaft die sonderbarsten Urtheile fällten. Es konnte nicht wohl anders seyn, da selbst die erste und einfachste Ansicht vom Menschen und vom Anfang seines Daseyns, so wie vom Ursprunge aller Erkenntniß und Geistesbildung, die hier, und die dort herrschte, so ganz verschieden war. Nach der bey den Griechen und Römern herrschenden Ansicht, waren die ältesten Menschen als Urvölker überall aus der Erde hervorgewachsen, so wie die Gluth der Sonne im feuchten Stoff und Schlamm oft allerley Lebendiges erzeugt, oder doch erweckt, da die Natur, deren innere Kraft immer in Gährung und Thätigkeit ist, jede Gelegenheit ergreift, mancherley sich selbst Bewegendes und Beseeltes, wenn auch nicht in der vollkommensten Entwickelung und Gestalt, auszubrüten. In dieser Ansicht war das eine Element des Menschen, die Erde zu sehr nur allein in Betrachtung gezogen; das andere höhere Element, der göttliche Funken im menschlichen Geist, schien ihnen durch einen Raub dem Himmel entrissen und zum Lohn der wohlgelungenen Frevelthat nun sein eigen geblieben. Moses dagegen lehrte, nicht überall und nach Zufall sey der Mensch aufgewachsen, sondern an einen bestimmten Ort sey er auf Erden durch eine Hand von oben hingestellt worden; der höhere Gottes-Geist aber sey nicht durch einen

Raub und die eigne Kühnheit sein geworden, sondern aus Liebe ihm mitgetheilt. Für die älteste Geschichte des Menschen, auch für die seines Geistes, tritt Folgendes als Vereinigungspunct aller übrigen alten Überlieferungen aus dieser Lehre hervor. Der älteste Wohnsitz des Menschen, und seiner Entwickelung, sey das mittlere Asien, zwischen dem Euphrat und Tigris, dem Gihon, Ganges und dem südlichen Meere; durch eine große allgemeine Katastrophe von Naturverwüstung sey die jetzige Menschheit von einer ältern untergegangenen durchaus getrennt. Die Völker, die nach jener Katastrophe sich wieder gebildet haben, bestehen aus drey großen, an Geist und Charakter sehr verschiedenen Familien. Der eine, am meisten in eben jenem mittlern Asien ausgebreiteten Stamm, von der frühesten Zeit erleuchteter als die übrigen; dann ein zweyter besonders im Norden ausgebreiteter Stamm, von rohen, aber unverdorbenen und minder sittlich entarteten Naturvölkern, die eben deßwegen von den Vorzügen der früher erleuchteten Völker späterhin den meisten Vortheil gezogen; endlich ein Geschlecht von Völkern, die schon früh an aller höhern Erkenntniß und Bildung Antheil hatten, dieselbe aber durch das äußerste sittliche Verderben und die daher entspringende Geistesverwilderung auch schon in der ältesten Zeit entstellten und herabwürdigten. Diese Ansicht wird so sehr durch Zeugnisse und Denkmahle der Urwelt, je mehr

wir deren kennen lernen, durch alle Forſchungen, je mehr ſich dieſelben erweitern und feſter begründen, beſtätigt, daß man ſie als die Grundlage aller hiſtoriſchen Wahrheit betrachten kann. Beyde Theile unſerer Offenbarung, die moſaiſche Überlieferung und die Verkündigung des Chriſtenthums ſind auf verſchiedene Weiſe der Mittelpunct aller Geſchichte des menſchlichen Geiſtes. Das Chriſtenthum gab der ganzen gebildeten Römerwelt und dem neuern Europa einen neuen Glauben, neue Sitten und Geſetze, eine durchaus neue Lebenseinrichtung, und eben dadurch in der Folge, da Kunſt und Wiſſenſchaft doch immer aus der Denkart und dem Leben hervorgehen und an beyde ſich anſchließen müſſen, auch eine neue und durchaus eigenthümliche, von der alten ganz verſchiedene Kunſt und Wiſſenſchaft. Die Moſaiſche Überlieferung aber ſtellt uns erſt in den rechten Mittelpunct, aus dem man allein die übrige orientaliſche Geiſtesbildung überſehen kann. Nicht, als ob dieſe Geiſtesbildung bey einem oder dem andern Volke nicht auch ein ſehr hohes Alterthum hätte, ſo wie bey den Aegyptern. Ein ſolches Alterthum wird ſelbſt durch Denkmahle unwiderleglich erwieſen: vor jenen Rieſenwerken der Baukunſt, deren Trümmer der Reiſende noch jetzt bewundert, ſtaunte ſchon vor zwey und zwanzig Jahrhunderten Herodot, und ſchrieb ſie einer fernen Vorzeit zu. Schon vor Moſes gab es Hieroglyphen, und er ſelbſt war erfahren in

aller Weisheit der Aegypter. Mit Recht aber wurden Wissenschaft und Kunst, die als geweihte Gefäße göttliche Wahrheit enthalten, und nur ihr dienen sollen, den Aegyptern entrissen, welche sie aufs schlechteste anwandten und aufs schnödeste mißbrauchten. Um diesen Vorzug der mosaischen Urkunde vor allen andern asiatischen Überlieferungen, daß die Quelle der Wahrheit hier rein und lauter fließt, nicht anzuerkennen, haben viele Neuere jeden möglichen Ausweg versucht. Bald haben sie alle Weisheit aus Aegypten abgeleitet, wie von Alters her schon oft geschehen; andere haben die chinesische Staats- und Lebenseinrichtung als die vollkommenste, und die Sittenlehre des Confucius als die reinste gepriesen, oder ein atlantisches Urvolk im Norden erdichten wollen, oder sie haben sich von der Bewunderung des Tiefsinns und der Schönheit der indischen Geisteswerke so weit hinreissen lassen, daß sie auch sogar die offenbar fabelhafte Chronologie der Brahminen gelten lassen, und dadurch alle Kritik verläugnen, überhaupt aber lieber alles mögliche Unwahrscheinliche oder Erdichtete annehmen und behaupten, um nur nicht an die einfache Wahrheit zu glauben.

Unter den Völkern, welche an jener orientalischen Geistesbildung Theil hatten, deren hohes Alterthum in Aegypten, Persien und Indien durch Denkmahle bewiesen ist, waren die Perser in ihrem Glauben und

ihrer Überlieferung den Hebräern am meisten verwandt; von der griechischen Denkart standen sie eben deßhalb sehr weit ab. Unter dem milden Schutz der ihnen befreundeten persischen Herrscher sammelte sich das zerstreute Volk der Hebräer wieder, und der zerstörte Tempel erhob sich von neuem. Den aegyptischen Gottesdienst haßten dagegen die Perser eben so sehr, wie nur immer die Hebräer ihn hassen konnten; der Drück der Perser in Aegypten war eben dadurch hart, daß sie dessen Religion ausrotten wollten, die ihnen als der verwerflichste Aberglaube und Götzendienst erschien. Noch ehe der Grieche Gelon, in einem Bündniß mit den Karthagern, nach der seinem Volke eignen Humanität festsetzte, daß sie der Menschenopfer in Zukunft sich enthalten sollten, hatte der persische Kaiser Darius ihnen diese Gräuel untersagt, vermuthlich aus Gründen der Religion. Die Perser verehrten und erkannten denselben Gott des Lichts und der Wahrheit, wie die Hebräer, obwohl viel Erdichtetes und bloß Mythologisches, und mancher wesentliche Irrthum dieser Erkenntniß der Wahrheit beygemischt war. Die heilige Schrift selbst nennt den Cyrus einen Gesalbten des Herrn, was bey aller Dankbarkeit nie von einem aegyptischen Pharao gesagt werden würde. Die ganze Lebenseinrichtung der Perser, ja selbst die Staatsverfassung des persischen Kaiserthums war auf diesen hohen Glauben gegründet; der Monarch sollte als Sonne

der Gerechtigkeit ein sichtbares Abbild des höchsten Gottes und des ewigen Lichtes seyn; die sieben ersten Fürsten des Reichs entsprachen den Amshaspands, oder den sieben unsichtbaren Gewalten, welche als die Ersten in der Geisterwelt, die verschiedenen Kräfte und Regionen der Natur beherrschen. Eine solche Ansicht war den Griechen ganz fremd. Derselbe König von Syrien, welcher die Hebräer wegen ihres Glaubens so hart verfolgte und zum griechischen Götterdienst zwingen wollte, verfolgte auch die persische Religion. Selbst Alexander hatte den Orden der Magier ausrotten wollen, wohl nicht bloß um die Herrschaft allein zu haben, sondern, weil sie seiner Hauptabsicht entgegen standen. Er wollte die Perser und die Griechen zu einer Nation verschmelzen, und da fand nun freylich kein Mittelweg Statt, wie dieser Zweck erreicht werden sollte, entweder die Griechen mußten den Feuerdienst annehmen und ihre Tempel verlassen, deren die Perser unter Xerxes so viele, als dem Aberglauben und der Abgötterey dienend, zerstört hatten, oder die Lehre des Zoroaster mußte ausgerottet, und griechischer oder aegyptischer Gottesdienst in Persien eingeführt werden.

Der wesentlichste Irrthum der persischen Lehre bestand darin, daß sie jene Gewalt, welche allem Lichten und Guten entgegenstrebt, wohl anerkannten; dagegen aber nicht einsahen, daß, wie weit verbreitet

Metaphyſik, ja einer tiefern Kenntniß der Natur und ihrer Kräfte mag man denn auch gern den Perſern vor den Hebräern zugeſtehen. Zu dem Endzweck, zu welchem dieſe auserwählt waren, durften die Hebräer in allem dieſen andern Völkern nachſtehen, wie in der Aſtronomie, der bildenden Kunſt, oder worin dieſe ſonſt noch groß waren. Nur über ſolche Fragen, welche bey noch weniger deutlichen Ausſichten in die Zukunft das Vertrauen auf Gott ſchwankend machen könnten, enthält die Darſtellung der Leiden Hiobs einen Aufſchluß. Eine Darſtellung, die auch nur als ſolche betrachtet, zu dem Eigenthümlichſten und Erhabenſten gehört, was aus der Vorwelt übrig geblieben iſt. Nicht mehr ganz in das moſaiſche Geheimniß eingehüllt, deutlicher ſpricht ſich die den Hebräern eigene und ihnen anvertraute höhere Erkenntniß und Gottesanſicht in den Geſängen Davids, den Sinnbildern Salomons, und den Weiſſagungen Jeſaias aus; mit einem Glanz und einer Hoheit, die auch nur als Poeſie beurtheilt, Bewunderung erregt, und über allen Vergleich erhaben, jede ſchmähende Anfeindung darniederſchlägt; eine Feuerquelle göttlicher Begeiſterung, in der die größten Dichter auch der neuern, bis auf unſere Zeit ſich zu ihrem kühnſten Aufſchwung ermuthigt haben. Gleichwohl iſt auch dieſe Klarheit immer nur noch eine prophetiſche, halb verhüllte, die volle Entwickelung erſt in der Zukunft erwartend. Ueberhaupt

ist die eigentlich blühende Zeit der Hebräer nicht von langer Dauer gewesen; fast nie kam die mosaische Gesetzgebung und Lebenseinrichtung ganz und vollständig zur Wirklichkeit, denn nie erfüllte das Volk die Absicht des göttlichen Gesetzgebers. Die Hütte des Heiligthums, lange Zeit mit den Schicksalen des geprüften Volkes in der Wüste umherwandernd, stieg nur auf kurze Zeit unter Salomo als vollendeter Tempel in aller Herrlichkeit empor. Bald ward er durch eigne Schuld zerstört, und als er unter dem Schutz der persischen Herrscher wieder aufgebaut ward, da wurden die Schätze und Denkmahle der Vorwelt wohl wieder gesammelt und aufbewahrt, aber die eigentlich blühende Zeit des hebräischen Geistes war größtentheils vorüber, und wie die Römer, konnten die spätern Juden der immer mehr bey ihnen eindringenden griechischen Denkart, Bildung und Sprache sich nicht mehr erwehren.

Sieht man auf den bloß dichterischen Theil der persischen Religion, so hat dieselbe von dieser Seite weit mehr Aehnlichkeit mit der nordischen, als mit der griechischen Götterlehre. Dieselbe geistige Verehrung der Natur, des Lichts, des Feuers und der andern reinen Elemente, welche im Zendavesta gesetzlich und liturgisch angeordnet wird, athmet auch, nur in ganz poetischer Gestalt, aus der Edda. Eine ähnliche Ansicht von den Geistern, welche die Natur beherrschen und

Metaphyſik, ja einer tiefern Kenntniß der Natur und ihrer Kräfte mag man denn auch gern den Perſern vor den Hebräern zugeſtehen. Zu dem Endzweck, zu welchem dieſe auserwählt waren, durften die Hebräer in allem dieſen andern Völkern nachſtehen, wie in der Aſtronomie, der bildenden Kunſt, oder worin dieſe ſonſt noch groß waren. Nur über ſolche Fragen, welche bey noch weniger deutlichen Ausſichten in die Zukunft das Vertrauen auf Gott ſchwankend machen könnten, enthält die Darſtellung der Leiden Hiobs einen Aufſchluß. Eine Darſtellung, die auch nur als ſolche betrachtet, zu dem Eigenthümlichſten und Erhabenſten gehört, was aus der Vorwelt übrig geblieben iſt. Nicht mehr ganz in das moſaiſche Geheimniß eingehüllt, deutlicher ſpricht ſich die den Hebräern eigene und ihnen anvertraute höhere Erkenntniß und Gottesanſicht in den Geſängen Davids, den Sinnbildern Salomons, und den Weiſſagungen Jeſaias aus; mit einem Glanz und einer Hoheit, die auch nur als Poeſie beurtheilt, Bewunderung erregt, und über allen Vergleich erhaben, jede ſchmähende Anfeindung darniederſchlägt; eine Feuerquelle göttlicher Begeiſterung, in der die größten Dichter auch der neuern, bis auf unſere Zeit ſich zu ihrem kühnſten Aufſchwung ermuthigt haben. Gleichwohl iſt auch dieſe Klarheit immer nur noch eine prophetiſche, halb verhüllte, die volle Entwickelung erſt in der Zukunft erwartend. Ueberhaupt

ist die eigentlich blühende Zeit der Hebräer nicht von langer Dauer gewesen; fast nie kam die mosaische Gesetzgebung und Lebenseinrichtung ganz und vollständig zur Wirklichkeit, denn nie erfüllte das Volk die Absicht des göttlichen Gesetzgebers. Die Hütte des Heiligthums, lange Zeit mit den Schicksalen des geprüften Volkes in der Wüste umherwandernd, stieg nur auf kurze Zeit unter Salomo als vollendeter Tempel in aller Herrlichkeit empor. Bald ward er durch eigne Schuld zerstört, und als er unter dem Schutz der persischen Herrscher wieder aufgebaut ward, da wurden die Schätze und Denkmahle der Vorwelt wohl wieder gesammelt und aufbewahrt, aber die eigentlich blühende Zeit des hebräischen Geistes war größtentheils vorüber, und wie die Römer, konnten die spätern Juden der immer mehr bey ihnen eindringenden griechischen Denkart, Bildung und Sprache sich nicht mehr erwehren.

Sieht man auf den bloß dichterischen Theil der persischen Religion, so hat dieselbe von dieser Seite weit mehr Aehnlichkeit mit der nordischen, als mit der griechischen Götterlehre. Dieselbe geistige Verehrung der Natur, des Lichts, des Feuers und der andern reinen Elemente, welche im Zendavesta gesetzlich und liturgisch angeordnet wird, athmet auch, nur in ganz poetischer Gestalt, aus der Edda. Eine ähnliche Ansicht von den Geistern, welche die Natur beherrschen und

erfüllen, brachte ähnliche Dichtungen von Riesen, Zwergen und allen Zaubererscheinungen schon in der ältern nordischen, wie in der persischen Sage und Poesie hervor.

Das hohe Alterthum der indischen Mythologie wird im Ganzen durch die alten Denkmahle der indischen Baukunst bewiesen. Diese Denkmahle sind in ihrer Riesengröße, und ihrer ganzen Beschaffenheit durchaus den aegyptischen ähnlich, und wir können nicht wohl umhin, ihnen nach aller Wahrscheinlichkeit auch ein eben so hohes Alterthum beyzulegen. Alle diese Denkmahle, jene aegyptischen, mit Hieroglyphen bedeckten Riesenwerke, die Trümmern der großen Burg von Persepolis, mit ihren vielen Gestalten, und ihren noch unverstandenen Schriftzeichen, endlich die in Indien sich vorfindende, in Felsen ausgehauene Mythologie versetzt uns in eine sehr entfernte Vorwelt, von der wir uns ganz getrennt fühlen, und die für uns beynahe untergegangen ist. Man könnte sagen, so wie die Völkergeschichte ihr Heldenalter habe, so wie der jetzigen Epoche der Natur eine andere ältere voranging, wovon noch die Spuren so vieler Revolutionen zeugen, und die zahlreichen Reste von untergegangenen Thiergeschlechtern von riesenhafter Größe; so hat auch die Geistesbildung und Dichtungskraft ihre wunderbare und gigantische Vorzeit gehabt; wo noch alle Begriffe, Dichtungen und Ahndungen, die sich

nachher zur Poeſie entfalteten, und dann in den Werken der Rede, weiter bearbeitet, zu einer eigentlichen Philoſophie und Litteratur wurden; alle Kenntniſſe oder Irrthümer, die man beſaß, Sternkunde, Zeitrechnung, Menſchen- und Völkergeſchichte, Götterlehre und Geſetzgebung, in großen Werken der Sculptur niedergelegt wurden. Von den beyden großen Heldengedichten der Indier, welche noch vorhanden ſind, beſingt das eine den Ramo, welcher den ſüdlichen, von wilden Bewohnern bevölkerten Theil der Halbinſel, nebſt der Inſel Ceylon erobert haben ſoll. Es iſt der Lieblingsheld der Nation, der in aller Herrlichkeit und Fülle der Jugendkraft, der Schönheit, des Adels und der Liebe, meiſtens aber unglücklich, verbannt, und in ſtätem Kampf mit Gefahren und Leiden dargeſtellt wird. Ein Charakter und eine Anſicht des Heldenlebens, welche ſich nur mit andern Localfarben, faſt unter allen Himmelsſtrichen, in jeder ſchönen und glücklich entwickelten Sage wiederfindet. In der Blüthe der Jugend und Schönheit, auf dem Gipfel des Sieges, der Kraft und der Freude, ergreift den Menſchen oft am erſten ein tiefes Gefühl von der flüchtigen Nichtigkeit dieſes Daſeyns, welches er ſein Leben nennt. Dieſes Heldengedicht vom Ramo ſcheint mir, ſo wie es noch vorhanden iſt, nach einigen mir bekannt gewordenen Proben, ein Werk von hoher Schönheit zu ſeyn, etwa das Mittel haltend zwiſchen der homeriſchen Ein-

falt und Klarheit der Darstellung, und der Fülle der Fantasie, welche die persische Dichtkunst auszeichnet. Das andere indische, die ganze Mythologie umfassende, große Heldengedicht, der Mohabharot, besingt den allgemeinen Kampf, welcher die Helden, die Götter und Riesen gegen einander bewaffnete. In einer ähnlichen Dichtung von einem wunderbaren Helden- und Götterkriege, haben die Sänger der Vorwelt fast bey jedem Volke, das eine alte Sage besitzt, ihre Ahndungen und Erinnerungen von einer noch wilder und größer wirkenden und noch im Kampf ringenden Natur, und von dem tragischen Untergange einer frühern Heldenwelt sinnbildlich niedergelegt. In wie späten Zeiten auch beyde indische Heldengedichte, der Ramayon und Mohabharot mögen überarbeitet und in ihre jetzige Gestalt gebracht worden seyn, das Wesentliche der Dichtung ist alt, denn es ist größtentheils abgebildet und in Felsen gehauen auf jenen Denkmahlen der Urwelt noch vorhanden.

Fragen wir nun, was von der indischen Lehre etwa in Europa auch schon in ältern Zeiten bekannt geworden, oder dahin gekommen seyn möchte, so bietet sich als eine solche aus Indien herstammende Ueberlieferung vorzüglich die Lehre von der Seelenwanderung dar, die Pythagoras zu den Griechen brachte. Für diese war es offenbar eine ganz neue und fremde Erscheinung. In Indien ist dieser Begriff herrschend

gewesen, von den ältesten Zeiten an, wo man nur anfing einige Kunde von Indien zu erhalten; ja man kann sagen, die ganze Denkart nicht nur, sondern die ganze Lebenseinrichtung der Indier ist auf diesen Begriff gegründet. Hier ist also dieser Begriff gleichsam einheimisch; das war er in Aegypten nicht, wenn gleich Pythagoras ihn zunächst von dorther erhalten hatte, wenigstens allgemein herrschend kann er in Aegypten nicht gewesen seyn. Dieß läßt sich aus der den Aegyptern ganz eigenthümlichen Behandlungsart ihrer Todten schließen. Es ist dem Menschen eine gewisse fast ängstliche Schonung und heilige Scheu gegen den entseelten Körper der Verstorbenen so tief eingepflanzt, daß uns nichts mehr beleidigt und nichts unverzeihlicher dünkt, als eine Verletzung dieses Gefühls. Die bey verschiedenen Völkern herrschende Behandlungsart der Todten, ist nicht nur für ihre sittliche Denkart und Bildung sehr wichtig, sondern auch um so merkwürdiger, da sie meistens mit ihren innersten religiösen Vorstellungen und Gefühlen zusammenhängt; und so mag es denn verzeihlich seyn, einen Augenblick dabey zu verweilen. Die bey den Griechen beliebte Verbrennung der Verstorbenen, ist schon im hohen Alterthume üblich gewesen. Sie entspricht wohl dem Gefühl, wenigstens hat sie für die Einbildungskraft viel Anziehendes. Mit der Flamme steigt der Lebensgeist frey und gereinigt zum Himmel empor; der irdische Antheil

bleibt als Asche, auch so noch ein geliebtes Andenken zurück. Der sonderbarste und für das Gefühl am meisten empörende Gebrauch, herrschte bey den Anhängern des Zoroaster, und hat sich noch in Thibet erhalten. Aus einem mißverstandenen Begriff, um nicht das Feuer und die Erde, als heilige und reine Elemente durch die Berührung des Todten zu verunreinigen, werden die Leichen in eignen dazu bestimmten, von hohen Mauern eingeschlossenen Behältern ausgeworfen, den wilden Thieren und den Vögeln zum Raube überlassen. Die in unserer Religion herrschende Begräbnißart, könnte wohl, wenn nur immer mit hinreichender Sorgfalt und Schonung verfahren würde, der Natur am angemessensten scheinen. Der Erde wird wiedergegeben, was von ihr genommen war, und ihrem mütterlichen Schooß wird der irdische Leichnam, als eine Aussaat für die Zukunft anvertraut. Daß der Körper selbst da ruht, macht das Andenken seiner Ruhestätte dem Gefühle werther und bedeutender, als wenn sich das Andenken an eine leere Stelle heften soll, oder der Körper schon wieder in den allgemeinen Stoff der Elemente aufgelöst worden. Das sonderbare Einbalsamiren der aegyptischen Mumien, ist mit der Ueberzeugung und indischen Ansicht von der Seelenwanderung nach meinem Bedünken nicht völlig vereinbar. Es scheint vielmehr dieser Gebrauch ein dunkles Gefühl vorauszusetzen, daß auch diese scheinbar todte

Materie für den Menschen noch sehr wichtig sey, nach einem vielleicht nur mißverstandenen, und zu körperlich genommenen Begriff, daß das Band zwischen der Seele und dieser Materie nicht ganz aufgehoben sey, daß es vielleicht wieder angeknüpft werden solle, daß auch diese Materie an der Unsterblichkeit ihren Theil haben, und von neuem belebt und wieder erweckt werden solle. Andere haben denselben aegyptischen Gebrauch auf eine materielle Denkart gedeutet: als suchen diejenigen den Leichnam um so ängstlicher vor der Verwesung zu verwahren, welche keine Unsterblichkeit der Seele glauben.

Mir scheint jene Erklärungsweise natürlicher. In den vielen geheimen Gesellschaften, die in Aegypten verbreitet waren, herrschten manche, von dem gemeinen Volksaberglauben, der nirgends abergläubischer war als in Aegypten, ganz abweichende Vorstellungen und Ansichten; bisweilen vielleicht ein helles Licht, unter der dichtesten Finsterniß; gewiß aber vielerley, und mannichfach verschiedene Ansichten. So konnte also auch Pythagoras eine Lehre in Aegypten kennen lernen, die eigentlich da nicht die herrschende und allgemeine, sondern ursprünglich indisch war.

Die indische Lehre von der Seelenwanderung aber beruhte auf der Vorstellung, daß alle Wesen von Gott entsprungen und ausgeflossen seyen, hier in dieser Welt sich aber in einem durchaus herabgesunkenen und unglücklichen Zustande der Unvollkommenheit befänden,

aus welchem Zuſtande die Weſen überhaupt und die Menſchen insbeſondere durch mancherley Kreiſe von Verwandlungen der Geſtalt, und Wanderungen der Seele entweder durch eigne Schuld immer tiefer herabſinken, oder aber durch innere Reinigung ihres ganzen Weſens ſich der Vollkommenheit wieder nähern und zu ihrem göttlichen Urſprung wieder zurückkehren könnten.

Nirvana

Dieſes ſtimmt allerdings in der Hauptſache einigermaßen mit der Platoniſchen Philoſophie überein, deren Verwandtſchaft mit der orientaliſchen Denkart, ſo wie der Einfluß der letztern auf die Geiſtesbildung von Europa, der Gegenſtand der gegenwärtigen Betrachtung ſeyn ſollte.

Fünfte Vorlesung.

Litteratur, Denkart und Geistesbildung der Indier. Rückblick auf Europa.

Das äußerste Land gegen Osten, wovon die Griechen eine etwas bestimmtere, wenn gleich noch mangelhafte Kunde hatten, ist Indien. Als Eroberer haben sie es mehr als einmahl betreten, dort sogar auf eine kurze Zeit in einem Theile des Landes eine Herrschaft gegründet. Die Küsten des Landes und was ihnen sonst zugänglich war, haben sie durch eigne Entdeckungsreisen untersucht und beobachtet. Fortdauernd blieb die Handelsverbindung mit Alexandrien und dem griechisch gewordenen Aegypten, und auch an einem geistigen Verkehr und Einfluß, der vielleicht gegenseitig war, ist nicht zu zweifeln. Mit dem noch fernern Osten aber, mit China haben die Griechen, und hat das ältere Europa und Abendland überhaupt keinen unmittelbaren Verkehr, auch nur sehr unbestimmte Kunde von daher gehabt.

Wie die in Indien durchaus eigenthümliche, und daſelbſt ganz einheimiſche Lehre von der Seelenwanderung, über Aegypten, durch Pythagoras an die Griechen gekommen ſey, denen ſie urſprünglich durchaus fremd war, darüber habe ich mitgetheilt, was ich für das Wahrſcheinlichſte halte. Der indiſche Handel iſt ſo alt, als nur überhaupt die älteſten hiſtoriſchen Nachrichten von ſchon gebildeten Völkern hinaufreichen. Alexander und nach ihm die Ptolomäer, beſonders Philadelphus, haben dieſem Handel jene große Straße gebahnt, welcher Aegypten ſeinen Flor und Reichthum unter dieſen Beherrſchern verdankte. Auch unter den Römern behielt der indiſche Handel dieſen Weg, der wohl eigentlich der nächſte und natürlichſte iſt, und der unter manchen Abwechslungen fortgedauert hat, bis durch die Umſeglung von Afrika, ein anderer Weg entdeckt ward. Würde aber wohl Alexander und die Ptolomäer dieſen großen Plan gefaßt und ausgeführt haben, wenn nicht einiger Verkehr auf eben dieſem Wege ſchon früher Statt gefunden hätte; wenn nicht einige Erfahrungen derſelben Art, die Möglichkeit der Ausführung dargethan hätten? An einem ſolchen ältern Zuſammenhange beyder Länder iſt wohl um ſo weniger zu zweifeln, da ſelbſt die Kaſtenverfaſſung der Aegypter mit der indiſchen Lebenseinrichtung am meiſten übereinſtimmt, und die indiſche Mythologie ſich an keine andere ſo nahe anſchließt als an die aegyptiſche.

Dieſe Verwandtſchaft zwiſchen beyden Ländern und ihrer Götterlehre, hat in unſern Tagen, eine ſo zu ſagen ganz ſinnliche Beſtätigung erhalten. Als in den Ereigniſſen des letzten Krieges ein indiſches Kriegsheer, unter engliſcher Anführung, in Aegypten landete, erregten jene alten Denkmahle, deren Rieſengröße der Europäer ſchon ſo oft mit dem Erſtaunen der unbefriedigten Wißbegierde bewunderte, auf die Indier einen nicht minder ſtarken Eindruck, der aber eine ganz andere Urſache hatte. Sie fielen anbethend auf ihr Antlitz nieder, weil ſie die Götter ihrer Heimath vor ſich zu ſehen glaubten.

Das Volk der Indier, mit ſeinen einer fernen Vorwelt angehörigen Sitten und Begriffen, den veralteten Gebräuchen, an denen ſie ſo hartnäckig hängen, und in ſeiner ganzen, allen andern Völkern ſo fremden Lebenseinrichtung, kann ſelbſt als ein lebendiges Denkmahl, eine noch übrig gebliebene Ruine, von dem Zuſtande der Menſchheit im grauen Alterthum, betrachtet werden; und nicht ohne Mitgefühl kann man ſie ſo im Zuſtande ihrer gegenwärtigen Verſunkenheit betrachten.

Als Alexander auf demſelben Wege, wie ſchon andere Eroberer vor ihm, und ſo viele nach ihm, von Perſien her, in den Norden von Indien eindrang, da machte der merkwürdige Anblick eines ſolchen Volkes, keinen geringen Eindruck auf den Geiſt der Grie-

chen, und setzte sie nicht minder in Erstaunen, als die neuern Europäer, als sie das langgesuchte Land endlich wieder gefunden hatten. Freylich trafen sie auch hier vieles ganz Fremde, wie in Aegypten; aber sie wurden doch nicht durch eine, der ihrigen durchaus entgegenstehende Religion abgestoßen, wie bey Hebräern und Persern. Sie fanden sich auch hier, wie in Aegypten, immer noch auf dem ihnen bekannten Gebiethe eines dichterischen Polytheismus, der wenigstens in den allerallgemeinsten Grundzügen noch derselbe war, wie der ihrige. Selbst die einzelnen verehrten Götter erkannten sie, obwohl unter etwas veränderter Farbe und Gestalt wieder, oder glaubten sie wieder zu erkennen; welche Uebereinstimmung und Verschiedenheit sie unter den Benennungen eines indischen Herkules, und eines indischen Bacchus so treffend bezeichneten. Ueberhaupt ergriffen sie diese neue Erscheinung mit der ihnen eignen Lebhaftigkeit, und auch mit dem ihnen eignen Scharfsinn einer hellen und treffenden Beobachtung. Wie sehr auch damahls schon bey den Griechen die Neigung herrschend werden mochte, alles, was sie auf Alexanders Zügen und in der neuen, für sie mit einmahl erweiterten Welt, wirklich Wunderbares fanden, sahen und beobachteten, noch durch hinzugefügte Uebertreibung und Erdichtung zu vermehren; vieles, was in diesen Geschichtschreibern aus Alexanders Zeit für unglaublich gehalten worden ist, weil es fremd war,

und zu wunderbar schien, hat sich in der neuern Zeit durch eigne Beobachtung als wahr bestätigt; so wie sich auch vieles, von des schon frühern Ktesias Nachrichten, durch neuere Reisende bestätigt hat, was die Griechen, die damahls noch mit dem entferntern Osten ganz unbekannt waren, ohne Unterschied für fabelhaft gehalten hatten. Manche leicht zu erklärende Mißgriffe und scheinbare Widersprüche im Einzelnen abgerechnet, stimmt die Darstellung, welche die Griechen in der Hauptsache von Indien entwarfen, mit dem jetzigen Zustande von Indien und mit den besten von den alten Quellen, die uns zugänglich geworden sind, ganz überein; so ganz, daß beydes sich gegenseitig zur Bestätigung dienen kann. Jene indischen Einsiedler, deren Seltsamkeit uns Missionäre und Engländer, noch heut zu Tage als Augenzeugen, mit authentisch treuer Beobachtung berichten, von deren Verehrung und eigenthümlicher Lebensweise alle indischen Bücher und Gedichte angefüllt sind, fanden auch die Griechen schon dort, nicht wenig erstaunend über diese Gymnosophisten, wie sie dieselben mit einem eigentlich dazu gebildeten Worte nannten. Zwey philosophische oder religiöse Partheyen fanden die Griechen in Indien herrschend: die der Brachmanen und der Samanäer, und noch unterscheiden sich leicht und deutlich in den Quellen und Werken des indischen Alterthums zwey Systeme indischer Denkart; nur mit dem Unterschiede, daß

die eine dieſer Denkarten, die jüngere und neuere in Indien ſelbſt, ungeachtet ſie ſich an die alte Lehre, ſo gut als es ging, anſchloß, weil ſie eigentlich ganz gegen die alte Kaſteneintheilung, und gegen die ausſchließende Herrſchaft der Brahminen gerichtet war, nie zu allgemeiner Ausbreitung gelangt, und bis auf einige noch vorhandene Ueberreſte mehr und mehr verdrängt worden iſt. Dagegen hat ſie in Thibet, China und im ganzen mittlern und nördlichen Aſien ſich deſto weiter ausgebreitet. Selbſt das Wort Samanäer, mit welcher Benennung die Griechen die eine jener beyden Secten, welche ſie in Indien vorfanden, bezeichnen, iſt rein indiſch, und bezeichnet die innere Gleichheit und Gleichmüthigkeit, welche in der betrachtenden Lebensweiſe der indiſchen Einſiedler als die erſte Bedingung der Vollkommenheit betrachtet wird. Der unter den tatariſchen Völkern und in ganz Mittel- und Nord-Aſien weit verbreitete Nahme der Schamanen, womit in jenen Gegenden ihre Prieſter und Zauberer bezeichnet werden, iſt wohl ohne Zweifel aus derſelben Quelle abzuleiten und urſprünglich eins mit dem erwähnten indiſchen Worte.

Die ältere Lehre in Indien iſt die, welche den Brahma verehrt, und ſeinen Verkünder und Geiſtſchaffenden Gedanken und Geſetzgeber, den Menu. Die fabelhafte Chronologie der Brahminen, greift auch in ihre Litteratur ein, deren älteſte Werke ſie

durchaus mythischen Personen zuschreiben, und ihnen ein ganz erdichtetes Alterthum geben. Nachdem einige von den europäischen Gelehrten in der ersten Bewunderung dieses fabelhafte Alterthum ganz blindlings angenommen hatten, so ist nicht zu vermundern, daß andere nun zu dem entgegengesetzten Extrem übergehen und in das Alter aller indischen Werke ein unbedingtes Mißtrauen setzen. Dieses gewiß mit Unrecht. Das von Willian Jones übersetzte Gesetzbuch Menu's ist von allen bisher durch treue Uebersetzung genau bekannt gewordenen indischen Werken, das älteste, ächteste und sicherste. Ein Gesetzbuch ist es, aber nach der Art des Alterthums, das ganze Leben umfassend, also zugleich ein vollständiges Sittenbuch und Sittengemählde, dichterische Lehre von Gott und den Geistern, der Entstehung der Welt und des Menschen. Wie bey den Griechen in der ältesten Zeit, ehe noch die Prosa entstanden war, bloß geschichtliche Erzählungen oder lehrende Sprüche, Gesetze, und was sonst aufbewahrt werden sollte, oft mit geringem, oder ohne allen dichterischen Schmuck, in Versen abgefaßt wurden, so ist auch dieses indische Gesetzbuch in dem ältesten, dort üblichen, sehr einfachen Versmaß und Distichen abgefaßt. Manche Sprüche sind sinnreich, andere Stellen dichterisch schön und erhaben. Hier wird nun jene sonderbare Lebenseinrichtung angeordnet und dargestellt, von der man wohl sagen kann, daß sie

ganz auf den Begriff der Seelenwanderung beruht. Bey keinem andern alten Volke hat vielleicht jemahls die Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Seele, die Gewißheit eines andern Lebens, so die ganze Denkart beherrscht, alle Gefühle durchdrungen, und alle Urtheile und Handlungen bestimmt, wie bey den Indiern. Während in dem dichterischen Volksglauben der Griechen, die Schattenwelt nur den dunkeln und fernen Hintergrund einer, im heitersten Lebensgenuß ganz sinnlichen Gegenwart bildet, wird die Gewißheit eines andern Lebens bey den Indiern fast zur Wirklichkeit und Gegenwart, wovon das jetzige irdische Leben wie verdrängt wird; in dem wenigstens alles auf ein anderes Daseyn bezogen, und erst dadurch wichtig und bedeutend wird. Was irgend Gutes im Leben geschehen kann, ist, nach indischer Lehr- und Denkart, nur Vorbereitung auf ein künftiges; was Unglückliches erlitten wird, Strafe und Folge dessen, was in einem frühern Leben vielleicht verschuldet ward. Auch die nächsten Bande der Natur und der Liebe, erhalten dadurch eine neue Weihe. Vater und Sohn sind nach derselben Ansicht in ihren innersten Wesen so zusammenhängend, daß selbst der Tod diesen Zusammenhang und die Verknüpfung der Schicksale zwischen beyden nicht zu unterbrechen vermag. Die Ehe wird auch deßwegen für um so heiliger gehalten, weil sie für länger als für Ein Leben gilt. Dieser Geist ath-

met in allen Hervorbringungen, Werken und Dichtungen der Indier, und ist das wahrhaft Eigenthümliche ihrer Sinnesart. Aus den darstellenden Gedichten der Indier, muß man den Einfluß beurtheilen und nachempfinden lernen, welchen diese Denkart auf das Leben und auf alle Verhältnisse und Gefühle desselben hat, welche Art von Poesie, von Schönheits- und Liebesgefühl, diese uns so fremden Begriffe bey den Indiern umgeben und mit ihnen vereinbar seyn kann. Was uns in dieser Poesie leicht anspricht, ist das zarte Gefühl für die Einsamkeit, und die allbeseelte Welt der Pflanzen, welche im dramatischen Gedicht von der Sokuntola sich so anziehend kund giebt; die Züge von weiblicher Anmuth und Treue, wie von der Schönheit und Lieblichkeit der kindlichen Natur, welche in der ältern epischen Darstellung derselben indischen Sage*) fast noch mehr hervortreten. Rührend und bewundernswerth erscheint uns auch jene Tiefe des sittlichen Gefühls, nach welcher der Dichter das Gewissen „den alten Einsiedler oder Seher im Herzen" nennt, dem nichts verborgen bleibt; jene Denkart, nach welcher eine ungerechte Handlung und Sünde so wenig verborgen bleiben kann, daß nicht nur alle Götter und der innere Mensch sie wissen, sondern selbst die Natur,

*) Uebersetzt in meiner Schrift: über die Sprache und Weisheit der Indier. S. 306—324.

die wir leblos nennen, die Sonne und der Mond, Feuer und Luft, der Himmel, die Erde und Fluth, und die Tiefe, solche Unthat, wie eine allgemeine Zerstörung der Natur und Erschütterung des Weltalls mitempfinden, und darob erschaudern. Fremder für unser Gefühl, obwohl auch mit zarten, gefühlvollen Zügen durchwebt, sind jene Schilderungen von der furchtbaren Abtödtung indischer Büßer, oder von der in den indischen Darstellungen häufig erwähnten Todesweise der verwitweten Frauen. Es sey vergönnt, hier noch einige Worte über diese besondere indische Sitte anzufügen, welche, wenn sie ganz freywillig, doch ein Selbstmord, wenn sie durch den halben Zwang der Ueberredung herbeygeführt, als ein Menschenopfer zu betrachten, und dann doppelt gräusam ist, wenn sie zärtliche Mütter von ihren Kindern trennt. Die Europäer haben, wo sie herrschten, diesen Todesopfern ein Ziel gesetzt; wenigstens ist das früherhin geschehen. In den neuesten Zeiten sind sie selbst in der Nähe von Calcutta wiederhohlt worden. Die Herrschaft der Engländer in Indien beruht allein darauf, daß sie die Indier ganz nach ihren Gebräuchen, Sitten, und einheimischen Gesetzen beherrschen. Dadurch sind sie, was auch Einzelne für Bedrückungen sich erlaubt haben mögen, im Ganzen die Wohlthäter der Indier geworden, indem sie dieselben von den Verfolgungen der unduldsamen Mahomedaner befreyten. Je ausgebrei-

teter die Herrschaft der Engländer in Indien, je mehr scheint diese Schonung der indischen Gebräuche der dortigen Regierung nothwendig geworden zu seyn, besonders seitdem eine geringe Verletzung der indischen Sitten bey dem Kriegsheere, einen furchtbaren Aufstand unter demselben erregt hat. So läßt es sich denn begreifen, wie die Schonung bis zu der tadelnswerthen Duldung jener Verbrennungen und Todtenopfer ausgedehnt werden kann. Es werden dieselben jetzt vielleicht um so häufiger, je mehr die Eingebornen, die so hartnäckig an ihren Gebräuchen hängen, und mißtrauisch auf deren Erhaltung wachen, fühlen, was sie in der Stärke, die ihnen die Anzahl gibt, sich erlauben dürfen; und bereitwillig mögen die Brahminen jede Gelegenheit ergreifen, den Fanatismus des Volks durch solche Schauspiele zu nähren. Man hat in diesem Gebrauch die Wirkung der Eifersucht, und einen Plan zur Unterdrückung des weiblichen Geschlechts gesehen; doch dieß stimmt gar nicht mit jenem hohen Begriff überein, von der den Frauen schuldigen Ehrerbiethung, wovon die alten indischen Gesetzbücher und Gedichte so voll sind. Auch herrscht der Geist einer solchen Unterdrückung und Geringschätzung des weiblichen Geschlechts durchaus nicht in der indischen Denkart; in neuern Zeiten mag das Beyspiel der Mahomedaner ihre Sitten in diesem Puncte verschlimmert haben. Schicklicher haben Andere sich bey jener Ver-

brennung, an die auch bey wildern, besonders bey kriegerischen Völkern üblichen Todtenopfer erinnert, wo man einem berühmten Helden oder Herrscher, Waffen und Roß, und auch sonst noch allerley Geräthe zum Gebrauch im andern Leben, so auch Sclaven, um ihn zu bedienen, mitgab; wo in der Wuth des Schmerzens, der Freund oder die Geliebte des Helden, oft ihm nach in die Flammen, oder in den Grabesschlund stürzte, als sollte mit dem großen Verstorbenen alles, was ihm lieb und theuer war, mit in seinen Untergang hinein gerissen werden. Auch in Indien fand diese scheinbar freywillige, oft aber durch Ueberredung und Betäubung erkünstelte Opferung der Frauen ursprünglich nur in der Kriegerkaste Statt. Allgemein konnte sie nie seyn, sie war in den ältern Zeiten vermuthlich sehr selten, obwohl sie als Heroismus bewundert, oder empfohlen ward. Die vollkommene Gewißheit von einer unmittelbar Statt findenden, persönlichen Wiedervereinigung in einem andern Leben, hat viel mitwirken können, eine Handlung möglich zu machen, die besonders von Müttern schwer zu begreifen ist. Um so mehr da die indischen Frauen nach dem Zeugniß mehrerer Sittenschilderungen dieses Volkes, in der zärtlichsten Liebe zu ihren Kindern, die den Müttern bey einem jeden Volke so natürlich ist, wo möglich sich noch besonders auszeichnen sollen.

Von der indiſchen Poeſie, ſo weit wir ſie bis jetzt kennen, iſt beſonders die Sokuntola, von William Jones mit buchſtäblicher Treue überſetzt, dasjenige Werk, welches von der indiſchen Dichtkunſt den beſten Begriff giebt, und ein ſprechendes Beyſpiel iſt, von der dem indiſchen Geiſte in ſeinen Dichtungen eigenthümlichen Schönheit. Es iſt hier nicht die hohe Kunſtanordnung der Griechen, nicht der ernſte ſtrenge Styl, wie in ihren Tragödien. Aber ein liebevolles, tiefes Zartgefühl beſeelt alles, der Hauch der Anmuth und kunſtloſer Schönheit iſt über das Ganze verbreitet, und wenn der Hang zu einer müßigen Einſamkeit, die Freude an der Schönheit der Natur, beſonders der Pflanzenwelt, hie und da eine gewiſſe Bilderfülle und Blumenſchmuck herbeyführt, ſo iſt es doch nur der Schmuck der Unſchuld. Die Darſtellung iſt klar und ungekünſtelt, und die Sprache voll edler Einfalt.

Ganz dem Geiſte einer ſolchen Poeſie angemeſſen iſt, was die indiſche Mythologie von der Erfindung der Dichtkunſt und des indiſchen Versmaßes erzählt. Der weiſe Valmiki, welchem das andere große Heldengedicht, der Ramayon zugeſchrieben wird, ſah, wie die Dichtung lautet, von zwey Liebenden, die in einer ſchönen Wildniß glücklich mit einander lebten, den Jüngling plötzlich durch einen frevelhaften Ueberfall ermorden. Bey dem Schmerz über dieſen Anblick, und von Mitleiden über die Klagen der Verlaſſenen

ergriffen, brach er in Worte aus, die rhythmisch waren, und so ward die Elegie und das Gesetz ihres Versmaßes erfunden. Ein sanftes Zartgefühl, etwas Elegisches und innig Liebevolles athmen die indischen Gedichte. So mag Valmiki wohl besungen haben, wie der Lieblings-Held Indiens, Ramo, verbannt in den Wäldern umherirrte, wie ihm seine geliebte Sita entrissen ward, wie er sie lange vergeblich suchte, und endlich wieder fand. Aber auch an heroischen und erhabenen Zügen und Darstellungen ist die indische Dichtkunst reich, und auch die glänzende und freudige Seite des Lebens wird hervorgehoben in jenem allumfassenden Heldengedichte, welches in dem einleitenden Hymnus einem gewaltigen Strome verglichen wird,

Valmiki's Bergen entsprungen, hin sich stürzend in Ramo's Meer
Welches von Flecken ganz rein ist, auch an Bächen und Blumen reich.

Ganz freudigen Inhalts, und die feurigste Begeisterung der Liebe athmend, ist besonders auch das Hirtengedicht Gita Govindo. Es besingt den Krischno, wie er gleich dem Apollo der Griechen als Hirt auf Erden wandelte, von neun Hirtenmädchen umgeben. Es ist aber nicht so wohl eine idyllische Darstellung, als eine Reihe dithyrambischer Liebesgesänge, deren höchst lyrische Form, Jones nicht in seine Sprache übertragen konnte. Auch der Inhalt war zu kühn für

eine wörtlich treue Ueberſetzung; er hat nur einen Auszug, ein ſchwaches Nachbild geben wollen. Selbſt dieſes kann dem Freunde der Poeſie noch einen Begriff geben von der Schönheit des Originals. Wörtlich treu überſetzt dagegen iſt das bekannte indiſche Fabelbuch, Hitopadeſa, welches für ſo viele andere Fabelbücher die erſte Quelle geweſen iſt. Es zeichnet ſich aus durch eine ſchmuckloſe Einfalt und Klarheit der Erzählung; eine Menge ſchöner Stellen aus den ältern Gedichten, ſinnreiche Verſe und Sprüche ſind darin eingeſtreut und verflochten. Die Erzählung dient eigentlich nur, dieſen Blumenkranz von auserleſenen dichteriſchen Sinn- und Sittenſprüchen aneinander zu reihen, beſtimmt, um mit dem Gedächtniß, auch das Nachdenken der Jugend zu üben und zu wecken. Es findet ſich freylich auch hier vieles, was unſern Begriffen ganz widerſtreitet.

Ganz treu ſind überhaupt nur die Ueberſetzungen von Wilkins, Jones, und denen, die ihrem Wege folgten. Einige in franzöſiſcher Sprache erſchienene Werke, ſind nur unzuverläſſige Auszüge, oder wenn ſie uns auch den Hauptinhalt von wirklich altindiſchen Werken liefern, ſo ſind ſie doch nicht aus der Urſprache unmittelbar übertragen, ſondern erſt aus der in irgend einem Landesdialekt abgefaßten Umarbeitung gezogen, wobey es dann an manchen Auslaſſungen, Verſtümmelungen und Zuſätzen nicht fehlen kann. Dieß iſt der

Fall mit dem sogenannten Bagavadam, bis jetzt dem einzigen von den achtzehn Puranas, der übersetzt worden. Andere Werke, von solchen, die der alten Sprache nicht kundig waren, oder gar keine Auswahl treffen, enthalten nur mündliche Mittheilungen der Brahminen, und allerley Auszüge aus älteren oder späteren Schriften durch einander gemischt. Dahin gehören unter den ältern Roger, manche andere Werke von Reisenden, unter den neuern, die aus Poliers Nachlaß erschienene Sammlung. Alle Werke der Mahomedaner über indische Gegenstände, sind mit großer Vorsicht zu gebrauchen; zwar wo sie den gegenwärtigen Zustand des Landes historisch darstellen, sind sie als Augenzeugen zu achten, wie in dem großen Bericht, den sich Kaiser Akbar von Indien entwerfen ließ, Ayeen Akbery. Wo sie aber in die ältere indische Denkart oder Philosophie eingehen, dieselbe analysiren, oder durch Uebersetzung mittheilen wollen, da ist ihnen wenig zu trauen; wegen des ihnen eigenen gänzlichen Mangels an Kritik, wegen ihrer gewaltsamen, fehlerhaften, oft ganz unverständlichen Art zu übersetzen; und dann auch besonders wegen ihrer Unfähigkeit, eine der ihrigen so fremde und tiefe Denkart, wie die indische, zu fühlen und zu fassen. Eine der trübsten Quellen für die Kenntniß des indischen Alterthums, ist daher der Oupnekhat; fast ganz unbrauchbar, und um so entbehrlicher, da man viel bessere echte Denkmahle

ähnlicher Art beſitzt. Bey dem großen Reichthum der indiſchen Litteratur, und da die Brahminen allen Werken, welche in ihre Mythologie und ihr Syſtem eingreifen, ein fabelhaftes Alterthum beylegen, iſt eine ſorgfältige Unterſcheidung und Sichtung um ſo nothwendiger.

In vielen indiſchen Werken wird Alexander und Sandrocottus, der nach Porus in Indien herrſchte, vielfältig erwähnt. Dadurch beſtimmt ſich ihr Alter von ſelbſt. In andern kommen gar Erwähnungen vor, die ſich ſchon auf die erſte mahomedaniſche Zeit beziehen. Doch darf man auch hier nicht gleich von einer einzelnen Stelle, die ein ſpäterer Zuſatz ſeyn kann, auf das ganze Werk und deſſen Echtheit oder Unechtheit ſchließen.

Durch die ſchwankende Beſchaffenheit einer, durch lange Zeit bloß mündlich ſich fortpflanzenden Ueberlieferung, welche uns in Rückſicht der wahren Geſtalt der älteſten griechiſchen Geiſteswerke ſo unſicher macht, haben die indiſchen Werke wohl weniger gelitten. Man darf annehmen, daß auch die älteſten gleich geſchrieben worden ſind. Sonderbar iſt es, daß bey den vielen, faſt mit einer ganzen in Felſen ausgehauenen Mythologie von alter Sculptur bedeckten Denkmahlen in Indien, man doch nirgends Hieroglyphen findet, während das phönizische Alphabet, und alle, die aus ihm abgeleitet ſind, überhaupt die des weſtlichen Aſiens

und Europa's, die wohl alle aus einem gemeinschaftlichen Stamm entsprossen seyn mögen, in der Gestalt, und selbst in der Benennung der Buchstaben, ihren Ursprung und ihre Beziehung auf die früher voran gegangenen Hieroglyphen, gar nicht verläugnen können. Das indische Alphabet hat keine solche Spuren, ja es dürfte sich aus der innern Beschaffenheit desselben wahrscheinlich machen lassen, daß es keinen solchen Ursprung gehabt haben kann. Dieß ist in vieler Hinsicht merkwürdig, so wie auch daß der Gebrauch der Decimalziffern, nächst der Buchstabenschrift unstreitig die größte Erfindung des menschlichen Geistes, durch einmüthige historische Zeugnisse den Indiern zugeschrieben wird; ein Ruhm, der ihnen bis jetzt noch nicht entrissen worden ist. Sind aber auch die indischen Werke verhältnißmäßig durch mündliche Ueberlieferung weniger verändert und schwankend gemacht worden, als die griechischen, so dürften sie dagegen desto mehr durch absichtliche Verfälschung und wiederhohlte Umarbeitung gelitten haben. Je mehr dieses bey einigen dieser Werke Statt findet, desto mehr gewinnen diejenigen an Zuverlässigkeit, wo etwas solches nicht bemerkt wird. Die Puranas, eine Art von mythologischen Legenden, sind den meisten Zweifeln unterworfen. Einen hohen Rang dagegen nehmen, so weit sie bekannt sind, die beyden Heldengedichte ein, deren ich früher erwähnte. Unter allen bekannten Werken ist das Gesetzbuch Me-

nus dasjenige, welches die Kennzeichen eines relativ hohen Alterthums, und der ungezweifelten Echtheit an sich trägt. Wer irgend mit Untersuchungen und Zweifeln dieser Art sich beschäftigt, der wird auch selbst in der Uebersetzung noch, am Inhalt und Ausdruck fühlen, daß er hier ein unläugbares Denkmahl des Alterthums vor sich hat. Jones, der größte Orientalist, den das achtzehnte Jahrhundert, der größte Gelehrte, den England überhaupt hervorgebracht hat, setzt es nach einer sehr gemäßigten Angabe in eine Zeit, wo es etwas jünger als Homer, etwas älter als die Gesetze der zwölf Tafeln der Römer seyn würde. Als gewiß glaube ich, darf man annehmen, daß dieses Werk und noch einige andere, selbst in der Gestalt, wie wir sie jetzt haben, ohne wesentliche Hauptveränderung, vor Alexander dem Großen anzusetzen sind.

Die nächste Stelle nach diesem, nimmt für die Kenntniß des indischen Geistes jenes Lehrgedicht ein, welches Wilkins unter dem Titel: Bhogovotgita, übersetzt hat. Dieses enthält das neuere System der indischen Denkart, verwandt in seinem Ursprung mit der Lehre jener andern Religionspartheyen und Secte, welche die Griechen in Indien fanden, und zum Unterschied von den Brahmanen, Samanäer nannten. Es ist eine Episode des einen Heldengedichts, des Mohabharot, aber durchaus philosophisch, und seinem Inhalt nach könnte man es ein Handbuch der indischen Mystik nennen.

Es steht im größten Ansehen und ist der eigentliche Abriß der jetzt herrschenden Denkart. Auffallend ist, daß die hier über alles erhabenen und gepriesenen Gottheiten dem alten Gesetzbuch zum Theil unbekannt sind, oder doch keine so hohe Stelle einnehmen; dagegen hier bey allen Gelegenheiten nicht undeutlich, und beynahe offenbar gegen die alte Lehre, gegen die Veda's, und überhaupt gegen den Polytheismus gestritten wird. Es ist die Lehre von der absoluten Einheit, in der alle Unterschiede verschwinden und in deren Abgrund Alles versinkt. Doch in so fern das System sich noch anschließt an die Mythologie, ist es ein dichterischer Pantheismus. Nicht ganz unähnlich der Neu-Platonischen Philosophie, welche in einem ähnlichen Geiste auch sich noch anschloß an den schon erlöschenden Volksglauben der alten Götter, in der Hoffnung ihn neu beseelen und wieder beleben zu können. Diese in Indien jetzt fast allgemein herrschende Anbethung des Vischnu und Krischno, so wie sie hier aufgefaßt und mitgetheilt wird, ist von der Religion des Budha und Fo, welche in dem ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, wie man historisch weiß, aus Indien in Thibet und China eingeführt, und durch die Schamanen im mittlern und nördlichen Asien weit verbreitet wurde, am meisten nur dadurch verschieden, daß sie die Kastenabtheilung nicht abzuwerfen wagte.

Die indiſchen Einſiedler oder Gymnoſophiſten, welche den Griechen ſo merkwürdig erſchienen, gehören wohl beyden indiſchen Denkarten und Syſtemen an, gehen aus Begriffen hervor, welche beyden gemeinſchaftlich ſind. Ihre Abgezogenheit von der Welt, ihre ganz der Beſchauung gewidmete Lebensweiſe, ſelbſt ihre ſtrengen Bußübungen erinnern auffallend an die älteſten chriſtlichen Einſiedler in Aegypten. Nur findet hiebey noch ein großer Unterſchied Statt. Daß man ſich der Welt und ihren Geſchäften in einem gewiſſen Sinne entziehen muß, um auch nur ſich ſelbſt leben zu können, iſt ein ſo natürlicher Gedanke, daß auch die Lebensweiſe der griechiſchen Philoſophen ganz auf dieſen Gedanken gegründet war. Schon mehr als ein Forſcher hat die von der bürgerlichen und gewöhnlichen ganz abgeſonderte Lebensart, beſonders einiger Secten der griechiſchen Philoſophen mit der der chriſtlichen Orden verglichen. Nicht bloß Plato, ſondern ſelbſt Ariſtoteles gibt dem zurückgezogenen, ganz der innern Thätigkeit, dem Nachdenken und der Betrachtung gewidmeten Leben, den Vorzug vor dem thätigen. Wenn dem Einzelnen aber dadurch auch Spielraum verſchafft wurde, ſeine eigne Geiſtesbildung künſtleriſch zu vollenden, ſo verlor das Ganze ſehr dabey, indem ſo der öffentlichen Wirkſamkeit der beſte Lebensgeiſt ganz entzogen wurde. Auch der Gedanke, daß man ſich ſelbſt und ſeiner Ichheit entſagen müſſe, um zu einer höhern

dem ſie die zerſtörende Gottheit mit in ihren Begriff von dem höchſten Weſen aufnehmen. Die zerſtörende Gottheit alſo nebſt der erſchaffenden und erhaltenden in Eins verknüpfend, nehmen ſie die feindliche böſe Grundkraft, welche die Perſer gegen die Gottheit zu mächtig, und ihr faſt gleich darſtellten, in ihren Begriff von Gott ſelbſt mit auf. Sie faſſen die Lehre, daß Gott Alles in Allem iſt, ſo auf, als ob er, wie ſie auch ausdrücklich lehren, der Urheber alles Böſen nicht minder ſey, wie der alles Guten.

Die den Indiern allerdings bekannte Idee von der Menſchwerdung enthält keine wahrhafte Uebereinſtimmung, weil ſie bey den Indiern ganz mit Fabeln überfüllt iſt. Eine tiefere Uebereinſtimmung zeigt ſich von der Seite jenes Gefühls, welches im Leben das herrſchende, und auch in den dichteriſchen Darſtellungen ſichtbar iſt, die ich zu charakteriſiren verſucht habe. In den Gedichten und Werken unſerer Alten, der Griechen, hat man oft eine faſt zu große Ruhe wahrgenommen, und es iſt auch ſolchen, welche die Schönheit dieſer Werke wohl zu ſchätzen wiſſen, aufgefallen, daß die Alten ſelbſt da, wo man eine Aeußerung des tiefern Gefühls, eine Regung der Sittlichkeit, oder ſelbſt des Gewiſſens erwarten ſollte, ihren Gegenſtand vor wie nach, bloß als eine Erſcheinung des Lebens auffaſſen, mit einem vollkommnen, ungeſtörten, künſtleriſchen Gleichmuth; daß ihnen gewiſſe Gefühle eigent-

noch für andere Zwecke, als den bürgerlichen Nutzen zu erziehen, in Zeiten der allgemeinen Auflösung den Geist der Wahrheit aufrecht zu erhalten, und aus der Vergangenheit in die Zukunft hinüber zu retten. Dieß macht einen wesentlichen Unterschied zwischen den christlichen Geistlichen, die der Welt entsagt haben, um ganz für den höhern Beruf zu leben, und zwischen der unthätigen Versunkenheit der indischen Einsiedler und Büßer.

Es findet sich außer dem gemeinschaftlichen Hange zu einem einsiedlerischen und von der Welt zurückgezogenen, beschaulichen Leben, auch noch manche andere auffallende Aehnlichkeit der indischen Denkart mit christlichen Begriffen. Am wenigsten würde ich jedoch den indischen Begriff einer dreyfachen Gottheit, den man wohl in dieser Hinsicht angeführt hat, hierher rechnen. Etwas dem ähnliches, irgend eine Dreyfachheit der Grundkraft findet in den Begriffen vieler Völker, wie in den Systemen der meisten Denker Statt. Es ist die allgemeine Form des Daseyns, welche die erste Ursache allen ihren Wirkungen mitgetheilt hat, der Stempel der Gottheit, wenn man so sagen darf, der den Gedanken des Geistes, wie den Gestalten der Natur aufgedrückt ist. Auch ist die indische Lehre von der dreyfachen Grundkraft ganz verschieden von der uns eignen, und wenigstens so wie die Indier sie jetzt verstehen und erklären, ganz widersinnig, in-

Klage zu ihm hindurch bringen möchten. Nur der Balsam der Liebe und dieses allbeseelenden Mitgefühls ist es, was jene harte Vorstellungen lindert und mildert, die sonst die Seele ganz in Schwermuth niederdrücken müßten.

Am größten ist die Aehnlichkeit in den sittlichen Ansichten der Indier mit den christlichen in dem Begriff von der Art, wie ein neues und zweytes Leben in der Seele beginnt, sobald der Sinn für das Göttliche ihr aufgeht und sie jenes frühere Leben verläßt, und gleich dem Phönix, aus der eignen Asche verjüngt, emporsteigt. Dieser Begriff der Wiedergeburth ist bey den Indiern so herrschend, daß die Brahminen sich nicht anders als die zweymahl Gebohrnen nennen und nennen lassen, ganz in demselben geistigen Sinn. Gleichwohl findet auch hier ein großer Unterschied Statt. Das Christenthum hat erbliche Vorzüge in allen irdischen Gütern, wo Natur oder Vernunft sie begründeten, niemahls angefochten oder gemißbilligt; nur ganz verirrte Schwärmer haben aus ihm solche Folgerungen politischer Gleichheit herleiten können. Dagegen aber hat das Christenthum immerfort den Grundsatz aufgestellt und durchgeführt, daß die Menschen vor Gott alle gleich sind; ein Grundsatz, der eine edle Freyheit der Gesinnung besser als jeder andere begründet. Wird dagegen, was doch nur dem innern Beruf verdankt werden, was nur eine Gabe des Himmels seyn

kann, die oft dem Geringsten und scheinbar Niedrigsten zu Theil wird, als ein erbliches Vorrecht einer Kaste zugeeignet, so ist einleuchtend, welch unerträglichen Hochmuth dieses auf der einen Seite, welche Erniedrigung auf der andern zur Folge haben müsse.

Diese ungeachtet aller begleitenden Entstellungen und Irrthümer doch auffallende Aehnlichkeit mancher indischen Ansichten und Begriffe mit den christlichen, darf man nicht für durchaus neu und entlehnt halten, sie ist zum Theil wenigstens historisch erwiesen und wirklich alt. Eine solche, obgleich unvollkommne Anticipation der Wahrheit darf uns nicht befremden. Eben so wenig als man glauben darf, wenn man bey andern asiatischen Nationen etwas ganz den mosaischen Ueberlieferungen und Geheimnissen, oder den salomonischen Sinnbildern Aehnliches findet, dieselben haben gerade so wie wir ein geschriebenes Exemplar der heiligen Schrift vor Augen gehabt, und nur daraus abgeschrieben. Auch in den abgeleiteten, und nicht mehr ganz lautern Strömen, sind noch Spuren und Ueberbleibsel in Menge aus der ursprünglich ersten Quelle. Die Keime zu aller Wahrheit und aller Tugend liegen im Menschen, dem Ebenbilde Gottes. Unvollkommne Ahndungen und Regungen gehen oft lange Zeit dem voran, was erst später vollständig zur Wirklichkeit gelangen soll. Fanden ja doch die ersten Vertheidiger des Christenthums in dem Leben des Sokrates, in der Lehre des Plato,

vieles ihnen so Entsprechendes und Zusagendes, daß sie selbst nicht umhin konnten, es als geradezu christlich auszuzeichnen. So wie die Erscheinungen der Natur durch den Zusammenhang eines gemeinsamen Lebens überall in einander eingreifen, so, wie die Gedanken der Vernunft sich in stäter Folge an einander knüpfen, so stehen in einer höhern Region, auch alle Wahrheiten, die sich auf das Göttliche beziehen, in unsichtbarer Berührung. Wem Eines gegeben ist, der kann weiter fühlen, er ahndet wenigstens das Ganze. Nur der erste Lichtfunke der Wahrheit muß von oben gegeben seyn; selbst kann ihn der Mensch nicht hervorbringen und sich machen, so wenig als er, der jetzige Mensch, sich seinen sterblichen Leib selbst erschaffen hat, oder erschaffen konnte. Zwar gibt es Gedanken, ganze Gedankenreihen und Welten, die ihren Anfang in sich selbst nehmen, und die der Mensch allein aus sich hervorbringt; aber diese Gedanken einer leeren Ichheit sind eben nur jene spitzfindigen, grüblerischen Gedanken, die keinen Ausgang haben, und sich ewig in sich selbst verwirren. Wahrheit und Licht ist nicht in ihnen, so wenig als in dem sittlichen Gebieth, das Feuer eines stolzen Hochgefühls und eitler Selbstentzündung, eine reine Flamme zu nennen ist. Wollte man nun aber bemerken, daß jenes Weiterforschen und Ahnden des Ganzen aus Einem, doch sehr schwankend und unsicher sey, so bewährt sich ein solches Schwanken allerdings auch

in den Entſtellungen, die den faſt überall ſich findenden Spuren der Wahrheit beygemiſcht ſind. Das große Gemählde von der Entwickelung des menſchlichen Geiſtes, die Geſchichte der Wahrheit und der Irrthümer wird immer vollſtändiger, je mehr Nationen von eigenthümlichem Geiſt man kennen lernt; bey den entfernteſten Nationen Aſiens finden wir oft das vereint beyſammen, was in unſerer weſtlichen Welt weit entfernt von einander ſtand. Während die Perſer in Rückſicht des eigentlichen Glaubens und der Religion ſelbſt offenbar den Hebräern näher ſtehen als allen andern Völkern des Alterthums, hat der dichteriſche Theil ihrer Lehre eine unverkennbare Aehnlichkeit mit der nordiſchen Götterlehre, wie manches in ihren Sitten mit denen der Germanen. Bey den Indiern findet man neben einer Mythologie, die durchaus von gleicher Art iſt theils mit der aegyptiſchen, theils mit der griechiſchen, bis auf Aehnlichkeiten im Einzelnen, philoſophiſche und moraliſche Begriffe, die mit den chriſtlichen eine Verwandtſchaft haben. Die Mittheilung der Ideen zwiſchen den Indiern und den andern alten Völkern, welche an der älteſten Ueberlieferung und erſten Erkenntniß den nächſten Antheil hatten, oder die ſonſt die gebildetſte war, iſt wohl eine gegenſeitige geweſen. Die Perſer haben unſtreitig von Alexander das nördliche Indien beherrſcht, oder wenigſtens von Zeit zu Zeit erobernd beſucht. Es können ſich perſiſche Begriffe

und Lehren um so eher in Indien verbreitet haben, da beyde Völker, obwohl in der Verfassung und Denkart nicht sehr übereinstimmend, doch in Sprache und Abstammung ursprünglich verwandt waren. Auch Alexanders Zug und der Griechen Ankunft und obwohl nicht lange bestehende Herrschaft im Lande, ist wahrscheinlich nicht ohne Folge auch für den Geist geblieben. So wie in der griechischen Bildung des ursprünglich Fremden mehr ist, als man anfangs wahrnimmt oder glauben will, weil sie alles, auch das Fremde, griechisch machten, und selbstständig sich aneigneten, so mag dasselbe auch wohl von Indien gelten, wo die eine ganz eigenthümlich alles beherrschende Idee, dieselbe Verwandlung und Umgestaltung alles aufgenommenen Fremden herbey führen, und eben das bewirken konnte, was in Griechenland die große Regsamkeit und Mannigfaltigkeit eines freyen Geistes. Hat Indien von Aegypten auch in früheter Zeit nichts zurück empfangen, für alles, was es ihm gab, so ist späterhin von Aegypten aus das Christenthum nach Indien verpflanzt worden, und es kann dieß auch auf einige spätere Schriften der Indier allerdings Einfluß gehabt haben. Die erste Verbreitung des Christenthums auf der Küste von Malabar wird den apostolischen Zeiten zugeschrieben. Historische Zeugnisse giebt es am Ende des vierten oder aus dem Anfang des fünften Jahrhunderts, von einer christlichen Mission, die von Aegypten aus nach In-

dien ging. Auch mit Aethiopien ſtand Indien damahls in Handelsverbindung. So lange als Armenien, Syrien, Aegypten, Aethiopien, ungeſtört chriſtlich, und dem byzantiniſchen Reiche einverleibt, oder doch mit ihm freundſchaftlich verbündet waren, muß die Verbindung des Abendlandes durch Conſtantinopel und mit dem entferntern Orient noch leichter geweſen, und einigermaßen fortdauernd unterhalten worden ſeyn. Der letzte aller Schriftſteller, welcher als Augenzeuge von Indien Nachricht giebt, im ſechſten Jahrhundert, fand die indiſchen Meere und Häfen mit perſiſchen Schiffen angefüllt. Auch zu Lande waren die Perſer kurz vor Mahomet übermächtig, und drängten die Oſtrömer immer mehr und mehr zurück. Als unter Mahomeds Nachfolgern, Aegypten und Syrien dem byzantiniſchen Reich entriſſen ward, da ward jener Zuſammenhang mit dem fernern Oſten zuerſt ganz unterbrochen, bis er in ſpäterer Zeit durch die Kreuzzüge von neuem wieder angeknüpft ward.

Die Epoche, wo die verſchiedenen orientaliſchen Denkarten in Europa eindrangen und mit einander kämpften, umfaßt den Zeitraum von Hadrian bis Juſtinian. Die Herrſchaft und der überwiegende Einfluß des orientaliſchen Geiſtes zeigt ſich auch in den frühern Zeiten des Chriſtenthums. Die ſchwärmeriſchen Secten der erſten Jahrhunderte waren größtentheils ſolche, welche verſchiedene orientaliſche, beſonders auch per-

ſche Vorſtellungsarten und eine Mythologie, die mit dem reinen Chriſtenthum auf keine Art vereinbar war, damit verſchmelzen wollten. Unter den Chriſten ſelbſt, war der größte der erſten chriſtlichen Philoſophen, Origenes, der Meinung von der Seelenwanderung, und einigen andern orientaliſchen Vorſtellungsarten zugethan, die dem Chriſtenthum nicht gemäß ſind. In der Neu-Platoniſchen Philoſophie, die ſich an die alte Religion anſchloß, und gegen das Chriſtenthum kämpfte, wurde der aegyptiſche Geſchmack immer herrſchender. Es war dieſe Philoſophie eine chaotiſch gährende Miſchung von Aſtrologie, Metaphyſik und Mythologie. Immer allgemeiner ward die Neigung zu geheimen magiſchen Künſten, die wohl oft nicht bloß Thorheiten, ſondern auch Verbrechen waren. Dieß war die Philoſophie und die Denkart, welche Kaiſer Julian an die Stelle des Chriſtenthums ſetzen, und herrſchend machen wollte. Je mehr das Chriſtenthum anwuchs, je allgemeiner, und allumfaſſender mußte der Kampf deſſelben mit der alten Religion werden. Die früheren Verfolgungen der Chriſten laſſen ſich aus der natürlichen Antipathie beyder Denkarten erklären. Ein planmäßiger Angriff iſt dagegen bey Diocletian nicht zu verkennen, und die beſtimmte Abſicht, das Chriſtenthum, es koſte was es wolle, auszurotten. Die Sache des Chriſtenthums war aber ſchon zu ſtark, wie es ſich gleich unter Conſtantin zeigte; der Sieg, welchen der neue Glauben

davon trug, ist eben dieser innern Stärke, die sich selbst unter Diocletian bewährt hatte, zuzuschreiben, und nicht als das Werk eines Einzelnen zu betrachten. Indessen hat ihm die dankbare Nachwelt ein Verdienst daraus gemacht, und selbst seine Fehler verschleyert. Noch einmahl unternahm der Genius der alten Götter-Welt den Kampf gegen die neue Zeit, unter Kaiser Julian, dem sich allerdings große Geistestalente nicht absprechen lassen. Er suchte seinen Plan mit vieler Kunst durchzuführen, nicht mit offener Gewalt, wie Diocletian, was jetzt wohl kaum noch möglich war; mit Spott und überhaupt auf jede indirecte Art griff er das Christenthum an, besonders auch dadurch, daß er es von aller höhern Geistesbildung zu trennen, und dadurch in Nachtheil zu setzen, überhaupt aber verächtlich zu machen suchte. In Rücksicht dieses schlau berechneten Verfahrens, welches aber doch mißlang, mögen die Lobredner, welche Julian in neuern Zeiten gefunden hat, wohl ganz in seine Gedanken eingehen. Sollten sie aber jenen wissenschaftlichen Aberglauben, welchem Julian nachhing, nach dem Charakter des damahligen Zeitalters, in seiner wahren Gestalt erblicken, so würden sie den Gegenstand ihrer Lobeserhebungen schwerlich darin ganz wieder erkennen wollen.

Als das Christenthum auch diesen letzten Angriff gegen seine Fortdauer überstanden hatte, blieb gleichwohl noch eine starke Opposition gegen das Christen-

thum unter den Philoſophen übrig, bis Kaiſer Juſtinian die dem Chriſtenthum ſich entgegen ſtellenden Philoſophen vertrieb, wo ſie zuerſt ihre Zuflucht nach Perſien nahmen, und ſich dann zerſtreuten. So erreichte der Kampf des Chriſtenthums gegen die heidniſche Philoſophie für damahls unter dem genannten Kaiſer ſein vollkommnes Ende.

Compare with this chapter Guizot, Histoire de la Civilisation en France, Quatrième leçon.

Sechste Vorleſung.

Einfluß des Theiſtenthums auf die lateiniſche Sprache und Litteratur. Umwandlung durch die nordiſchen Völker. Gothiſche Heldenlieder. Odin, Runenſchrift und Edda. Altdeutſche Poeſie und Nibelungen.

Drey Perioden der Litteratur habe ich bis jetzt zu ſchildern verſucht. Die beyden erſten, die blühende Zeit der griechiſchen Bildung, von Solon bis unter die Ptolomäer; dann die beſte und eigentlich claſſiſche Zeit der Römer von Cicero bis Trajan, ließen ſich am leichteſten darſtellen, indem es faſt hinreichend war, nur die einzelnen Schriftſteller, wie ſie auf einander folgen, zu charakteriſiren, um den Geiſt und Gang des Ganzen, ſein allmähliges Emporſteigen, volles Aufblühen und dann wieder erfolgtes Sinken oder Verlöſchen deutlich vor Augen zu ſtellen.

Anders war es mit der dritten Periode von Hadrian bis auf Juſtinian. Nicht die Form und die Dar-

ſtellung, nicht die einzelnen Schriftſteller waren hier das Wichtigſte, ſondern die Entwickelung der Denkart überhaupt. Das Schauſpiel des großen Kampfes zwiſchen der Welt des Alterthums, und der neubeginnenden chriſtlichen Zeit; der Einfluß, welchen die aus Aſien nach Europa verpflanzte Religion gehabt, und die Gährung, welche manche, zu gleicher Zeit bey den Griechen und Römern eindringende orientaliſche Schwärmerey, veranlaßte; alles dieſes deutlich zu machen, das war es, worauf es ankam. Dieſe Aufgabe war ungleich ſchwerer. Ich mußte, um dieſen Kampf orientaliſcher Denkarten, und das ganze Gemählde aſiatiſcher Ueberlieferungen darzuſtellen, von Nationen reden, deren Litteratur ganz für uns untergegangen iſt, wie die Aegypter; anderen, von denen nur Umarbeitungen aus ſpäter Zeit vorhanden ſind, wie die alten Perſer; von den Hebräern, deren heilige Schriften allerdings zugleich den Inbegriff ihrer Litteratur und Dichtkunſt ausmachen, die wir aber als Urkunde unſerer Religion, noch aus einem ganz andern Standpuncte zu betrachten gewohnt ſind, für welche auch die bloß litterariſche und poetiſche Anſicht durchaus nicht immer angemeſſen iſt; von den Indiern endlich, deren Litteratur zwar ſehr reichhaltig, aber uns noch ganz unvollſtändig, und aus zum Theil zweifelhaften Quellen bekannt iſt.

Auch bey der großen Anzahl von wichtigen Schriftſtellern, ſowohl heidniſchen als chriſtlichen, welche Rom

und Griechenland in diesem Zeitraum von Hadrian bis Justinian, hervorgebracht hat, ist der Geist und Inhalt, die Entwicklung der Denkart die Hauptsache. Wollte man, um diese Periode zu schildern, sie alle einzeln durchgehen, nach ihrer Eigenthümlichkeit charakterisiren, und nach Styl und Form der Darstellung einzeln würdigen, so würde man sich nur verwirren und den Hauptgesichtspunct aus den Augen verliehren. Zwar waren litterarische Kenntnisse und Hülfsmittel aller Art in diesem Zeitalter weit verbreitet; der Geist der Untersuchung, und der Trieb nach Erforschung höherer Einsicht war vielleicht nie so allgemein, nie so leidenschaftlich rege, als eben in dieser Zeit, die glorreich in der Behauptung der Wahrheit, auch in der Erzeugung der Irrthümer und der Schwärmerey aller Art eine der fruchtbarsten gewesen ist. In Rücksicht auf die allgemeine Geistesthätigkeit, auch auf Verbreitung und Mittheilung von Erkenntniß und Irrthum, Ueberlieferung und Gelehrsamkeit aller Art, muß dieses Zeitalter als ein litterarisch höchst gebildetes und ausgezeichnetes erscheinen. Aber nicht so in Rücksicht auf den Charakter und Originalgeist einzelner großer Autoren, und auf die Kunst und Form im Styl der Sprache und in der Darstellung. In der Poesie, die unter den verschiedenen Zweigen der Litteratur die erste Stelle einnimmt, that sich in diesem ganzen Zeitraum nichts Neues und wahrhaft Großes

hervor. Redner, große Redner gab es allerdings noch; dieses Talent ist bey den Griechen nie erloschen. Allein, was ist darin in Rücksicht auf die Form und Kunst Neues zu bemerken? Das größte Lob, was den besten Rednern als solchen beygelegt werden kann, ist, daß sie auch in der Sprache, die allerdings als noch lebend und blühend sich bewährte, an die schönern Zeiten des Alterthums erinnerten und denselben verglichen werden konnten. Den großen christlichen Rednern, einem Basilius und Chrysostomus, gebührte dabey noch das Lob, daß sie die ihnen als Griechen eigne Rhetorik nicht auf sophistische Gegenstände, wie vor Alters oft geschehen war, anwandten, sondern auf die Entwicklung der heilsamsten Wahrheiten und der reinsten Sittenlehre. Bey den wichtigsten Schriftstellern dieses Zeitalters aber, den forschenden und philosophischen, ist der Inhalt, die Denkart und der Geist durchaus die Hauptsache. Dieß gilt von den christlichen Schriftstellern, denen es bloß um die Sache zu thun war, und die als Schriftsteller zu glänzen, gar nicht im Sinne hatten, nicht minder wie von den heidnischen. Wie könnte man einen Plotin, Porphyr, selbst einen Longin, als Schriftsteller auch nur nennen, neben Plato? Gleichwohl ist die Denkart jener Männer wichtig für den Einfluß, welchen sie auf den Geist des Zeitalters und der Nachwelt gehabt. Ueberhaupt ward der Einzelne mit fortgerissen in dem Strudel und Kampf des über-

mächtigen Zeitalters. Es gibt Epochen in der Litteratur, wo das Genie des Einzelnen zur glücklichsten Entwickelung gelangt auch in Styl und Kunst, und weit hervorragt über sein Zeitalter; andere Epochen, wo jede einzelne Kraft in dem Geist des Ganzen verschwindet, und in dem Kampf der Entwicklung der allgemeinen Denkart. Eine Geschichte der Litteratur muß beyden Zuständen des menschlichen Geistes, dem ruhigen der kunstreichen Entwickelung, und dem schöpferischen der chaotischen Gährung, ihr Recht widerfahren lassen.

Sieht man nun auf die in diesem großen Kampf sich entgegenwirkenden geistigen Kräfte, um sie gegen einander abzuwägen, so erscheinen beyde Partheyen von ziemlich gleicher Stärke, was Talent und Kenntniß betrifft, obwohl mit mancherley Abwechslungen, so daß die Entscheidung auf jeden Fall der innern Stärke der Sache, nicht dem Verdienst oder dem Fehler der Einzelnen zugeschrieben werden muß. Bey den Griechen hatte anfangs die heidnische Parthey entschieden das Uebergewicht; die griechische Litteratur hatte ihre letzte schöne Zeit, als die Christen unter Antonines kaum noch wagten, mit Vertheidigungsschriften ihres verfolgten Glaubens und ihrer verleumdeten Lebensweise hervorzutreten. Bald bewährten die Griechen, insonderheit auch im Christenthum, die Ueberlegenheit ihrer Geistesbildung; sie gaben demselben die ersten Denker und gelehrten Vertheidiger, große Redner und

ausführliche Geschichtschreiber. Das Uebergewicht in Talenten und Gelehrsamkeit neigte sich allmählig auf die Seite der Christen. Indessen hatte unter den Griechen wenigstens, auch nachdem das Christenthum im Ganzen und im Staat schon gesiegt hatte, die heidnische Parthey immer noch große Talente aufzuweisen, und selbst jene letzten Philosophen, welche dem Christenthum widerstehen, und das Alterthum aufrecht erhalten wollten, waren Männer, die an Tiefsinn, Gelehrsamkeit, und selbst in allgemeiner Geistesbildung, Sprache und Darstellung für ihre Zeit zu den sehr ausgezeichneten gehörten.

Anders war es in dem römisch redenden Abendlande; denn hier standen nur äußerst wenige heidnisch gesinnte, und auch die nicht sehr bedeutend, einer ganzen christlich lateinischen Litteratur entgegen. An Reichthum der Talente und Kenntnisse kann dieselbe der christlich griechischen Litteratur vielleicht nicht zur Seite treten. Zur eigentlichen höhern Philosophie und zur Metaphysik hatten die Römer einmahl gar keine Anlage; selbst die Sprache sträubte sich dagegen, das fühlt man im Augustin, wie im Cicero, und erst nachdem die lateinische Sprache eine ganz todte geworden war, hat man es durch die äußerste Gewalt dahin bringen können, daß sie die Subtilitäten der Griechen, dieser gebohrnen Dialektiker und Metaphysiker, einigermaßen, obwohl immer unvollkommen genug, auszudrücken ver-

machte. Selbst das gröſste und eigenthümlichſte Werk, welches die ſpätere lateiniſche Litteratur hervorgebracht, und worin der heil. Auguſtin dem höchſten Werke der Philoſophie des Alterthums, der Republik des Plato und dem darin aufgeſtellten Ideale der Menſchheit und der menſchlichen Geſellſchaft, eine chriſtliche Anſicht von eben dieſen Gegenſtänden, von der Menſchheit, der Lenkung ihrer Schickſale, und dem Ideale ihres Vereins entgegenſtellt, iſt nicht ſowohl ein metaphyſiſches als ein moraliſches Werk, obwohl im umfaſſendſten Sinne des Worts: Kritik der alten Syſteme, zugleich aber auch, was wir nennen würden, Theorie der Menſchheit und Philoſophie der Geſchichte. Auch in der chriſtlichen Zeit und Litteratur bewährte ſich im Gegenſatz der griechiſchen Subtilität und Künſtlichkeit, der den Römern eigne praktiſche Geiſt und geſunde Verſtand, der ſich bald auch durch jene wohlgeordnete Geſetzgebung und weiſe Einrichtung bewährt, welche der gelehrte und geiſtliche Stand in dem römiſchen Abendlande erhielt, und welche nebſt dem ſtarken Naturgefühl und Freyheitsgeiſte der germaniſchen Völker, die das römiſche Reich erobérten und erneuten, am meiſten dazu mitgewirkt hat, dem neuen Europa eine glückliche Entwickelung und einen höhern Aufſchwung des Geiſtes zu bereiten.

Das Chriſtenthum, ſo wie die Deutſchen es von den Römern empfingen, von der einen, und der freye

Geist des Nordens von der andern Seite, das waren die beyden Elemente, aus welchen die neue Welt hervorging, und zwiefach blieb auch die Litteratur des Mittelalters: eine christlich lateinische, die ganz Europa gemein war, und nur die Erhaltung und Erweiterung der Erkenntniß zum Zweck hatte, und eine besondere mehr poetische für jede Nation, in der Landessprache. Zwiefach war daher auch das Bemühen der ersten großen Beförderer der Geistesentwickelung des neuern Europa, des gothischen Theodorich, Karls des Großen, und Alfreds: eines Theils die ganze Erbschaft, aller der in der lateinischen Sprache überkommenen Kenntnisse, unverfehrt zu erhalten und allgemein nutzbar anzuwenden, und andern Theils die eigne Volkssprache, und durch sie auch den Geist der Nation zu bilden, die dichterischen Denkmahle zu erhalten, die Sprache aber regelmäßiger zu bestimmen, und durch Uebung auch in wissenschaftlichen Gegenständen vielseitiger anwendbar zu machen. Der poetische, schöpferische, nationale Theil der Litteratur des Mittelalters ist für uns der anziehendste und fruchtbarste, indessen darf doch auch der lateinische Theil nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden; denn er ist das Band, durch welchen das neuere Europa mit der Vorwelt zusammenhängt.

Die letzten Schicksale der noch lebenden lateinischen Sprache, die auf die Entwicklung und den besondern Charakter der aus ihr entsprungenen romani-

ſchen Sprachen, ja überhaupt auf den poetiſchen Geiſt des Mittelalters ſo vielen Einfluß gehabt haben, waren folgende. Mit der Ueberſetzung der Bibel in die römiſche Sprache begann eine ganz neue Epoche derſelben, eine ſpäte, und in mancher Beziehung reiche Nachblüthe der lateiniſchen Litteratur. Seitdem die alte claſſiſche mit Trajan erloſchen war, finden wir bis auf die chriſtlichen Schriftſteller im vierten und fünften Jahrhundert einen beynah allgemeinen Stillſtand; kaum ein oder das andere Werk in Römerſprache, und auch dieſe nicht bedeutend. Daß beſſere und wichtigere verlohren gegangen wären, davon iſt kein Zeugniß vorhanden. Die Griechen hatten wieder ganz die Oberhand. Wenn in den genannten Jahrhunderten, neben der chriſtlichen zugleich auch wieder einige der heidniſchen Parthey angehörige beſſere neue Schriftſteller in Geſchichte und Dichtkunſt hervortraten; ſo iſt dieß doch vielleicht dem erregten Wetteifer, gewiß aber dem ganz neuen Aufſchwung zuzuſchreiben, welchen das Chriſtenthum und deſſen Vertheidiger und Verkündiger der Sprache und der Litteratur gegeben hatte. So war es alſo wieder ein Anſtoß von außen und fremde Nachbildung, was den römiſchen Geiſt zu einer ihm eigentlich fremden Geiſteskunſt und Sprachbildung erweckte. An und für ſich hätte dieſe Nachbildung des orientaliſchen Ausdrucks, deren Spuren die lateiniſche Sprache nun für alle folgende Zeiten be-

hielt, derſelben auch wohl günſtig ſeyn können, von einigen Seiten ſelbſt vortheilhafter als die Nachbildung der griechiſchen Dicht- und Redekunſt in der claſſiſchen Zeit, welche immer große Mängel und Unbequemlichkeiten mit ſich führte. Die äußerſt kunſtreiche periodiſche Verflechtung der Proſa, welche der griechiſchen Sprache gewiſſermaßen natürlich geworden war, blieb der römiſchen eigentlich immer fremd. Einige wenige der allervortrefflichſten römiſchen Schriftſteller, haben dieſe Schwierigkeit überwunden und ſind zu einer einfachen edlen Wortſtellung gelangt; andere aber, auch ſehr gute Schriftſteller ſehen wir in dem Kampf mit der fremden Form erliegen, und ſich in dem kunſtreichen labyrinthiſchen Periodenbau, der dem griechiſchen ähnlich ſeyn ſoll, verwickeln, und verwirren. So erſcheinen auch die römiſchen Dichter, wenn ſie ſich den reichen Schmuck der griechiſchen Muſe aneignen wollen, oft gezwungen, gelehrt und dunkel. Selbſt die den Griechen abgelernte Verskunſt war, den einzigen Hexameter, und allenfalls die Elegie ausgenommen, ſchwerlich in den Ohren des Volks wirklich einheimiſch und lebend geworden. Beſonders die künſtlicheren Sylbenmaße ſcheint dieß getroffen zu haben, und es mag ein Grund geweſen ſeyn, warum Horaz, der uns ſo anſpricht, von den Römern der unmittelbar nach ihm folgenden Zeit nicht ſo allgemein gefühlt und bewundert wurde, ja zum Theil faſt unbekannt

und im Dunkeln blieb. Der römischen Sprache, die ursprünglich nur durch wenige bloß patriotische Heldenlieder bereichert, in der Rechtsübung und Rechtsgelehrsamkeit, überhaupt aber ganz und gar im praktischen Gebrauch zu den Geschäften des Kriegs, wie des Friedens aufgewachsen und groß geworden war, fehlte es bey dieser ganz prosaischen Entstehung und Beschränkung, vorzüglich nur an poetischer Kühnheit, und ihre alte Einfalt auch in der Wortstellung konnte sie ohne die nachtheiligste Wirkung nie verlassen. In beyden Rücksichten hätte ihr, wenn nicht andere Ursachen schädlich eingewirkt hätten, eine Annäherung zu der orientalischen Erhabenheit nicht anders als vortheilhaft seyn können, besonders wo diese Erhabenheit, wie in den heiligen Schriften der Hebräer, durchgängig mit edler Einfalt gepaart ist. Um die Wirkung anschaulich zu machen, welche diese Nachbildung der hebräischen Sprache und Dichtkunst und die Uebersetzung der heiligen Schriften, nicht so wohl ganz vollständig gehabt hat, als hätte haben können, wenn die Entwicklung übrigens ungehindert fortgegangen wäre, berufe ich mich auf die lateinische Uebersetzung der Psalmen, welche noch aus der ersten sogenannten italischen Uebertragung herrührt. Ich berufe mich auf das Gefühl aller derer, welche die alte Hoheit und edle Kraft der Römersprache zu empfinden und zu schätzen wissen, ob sie dieselbe nicht noch ganz hier wiederfinden. Ich möchte

faſt bezweifeln, ob in der römiſchen Sprache irgend eine Nachbildung griechiſcher Dichtkunſt in dem Grade je gelungen ſeyn möge, als dieſe Ueberſetzung der heiligen hebräiſchen Geſänge, wo die Sprache und Wortſtellung dabey durchaus einfach und edel iſt. Und ſelbſt von Seiten des muſikaliſchen Wohllauts zeigt ſich hier die lateiniſche Sprache in einer Vortrefflichkeit, welche die Meiſter der Tonkunſt bis auf unſere Zeiten vorzüglich beſtimmt hat, dieſer alten Sprache, ſelbſt vor ihrer Tochter, der italiäniſchen, für die höhere Muſik den Vorzug zu geben. Wenn aber gleichwohl die lateiniſche Sprache auch noch vor dem Einbruch der germaniſchen Völker zu entarten und zu verwildern anfing, ſo lag der Grund darin, daß jetzt die Provinzialen mehr und mehr die Oberhand bekamen. Rom, wenn auch ſtatt der ſonſtigen Weltherrſchaft, immer noch in den kirchlichen Angelegenheiten der Mittelpunct der gebildeten Welt, hörte jetzt mehr und mehr auf, es für den Geſchmack und in der Sprache zu ſeyn. Schon unter den erſten Caſaren haben viele geglaubt, an denjenigen römiſchen Schriftſtellern, welche gebohrne Spanier waren, etwas Beſonderes zu bemerken; als ob es ſich fühle, daß die lateiniſche nicht eigentlich ihre Mutterſprache war. Man hat die Antitheſen des Seneca, und den Schwulſt des Lucan mit dem ähnlichen Geſchmack einiger neuerer ſpaniſchen Schriftſteller zuſammengeſtellt. Wie viel mehr mußte das jetzt

der Fall seyn, da unter den ersten christlichen Schriftstellern in lateinischer Sprache die meisten Afrikaner waren, späterhin viele Gallier. Es müssen sich in den verschiedenen Provinzen des weiten römischen Reichs wohl schon früh mancherley romanische Mundarten gebildet und abgesondert haben. Selbst in Italien war die Sprache des Landvolks wahrscheinlich sehr beträchtlich verschieden von der, welche geschrieben, und wie sie in der Hauptstadt geredet wurde. Von dieser romanischen Volkssprache in Italien, der sogenannten lingua rustica, leiten die italiänischen Sprachforscher den Ursprung ihrer neuen Mundart vorzüglich ab, mehr als selbst aus der Veränderung, welche durch die germanische Einmischung verursacht ward. Rom selbst indessen, wie es von Anfang nicht bloß der hauptsächliche, sondern vielleicht der einzige Sitz der Sprachreinheit war, mag diesen Vorzug auch am längsten behauptet haben. Unter den christlichen Schriftstellern in römischer Sprache war der, welcher sich durch eine kraftvolle Beredsamkeit am meisten auszeichnete, der heil. Hieronymus, zwar nicht in Rom gebohren, aber doch ganz da gebildet. So wenig auch die Sprache des fünften Jahrhunderts die des Cicero ist und seyn kann, so zeigt sich doch in seinem Styl noch die rechte Kraft der alten Latinität und Römersprache, auch durch classischen Geist gebildet. Eine große Veränderung aber mußte mit der Sprache vorgehen, als die Gothen in

beträchtlicher Anzahl in Italien, und selbst in der Hauptstadt sich ansiedelten, lateinisch von so vielen gesprochen und geschrieben wurde, denen es eine fremde Sprache war und blieb. Wenn auch noch keine eigentliche Mischung der Sprachen entstand, so ward dieselbe doch so weit alterirt, daß selbst der gebohrne Römer sich nur durch Zwang und eine besondere Sorgfalt in der Reinheit des Ausdrucks, die sonst Natur war, erhalten konnte. Diesen Charakter nimmt man an den Schriftstellern unter dem gothischen König Theoderich wahr, den letzten, die man noch zum Alterthum zählen kann, und welche schon den Uebergang zum Mittelalter machen.

Ueberhaupt mußte die Einführung des Christenthums, ungeachtet der nachherigen wohlthätigen Folgen, fürs erste, wie jede große Neuerung, eine gewisse Unterbrechung in der Kunst und Litteratur hervorbringen. Weniger jedoch in der Kunst, besonders in der Baukunst; was noch von den schönen Formen derselben vorhanden war, das ward jetzt zu dem Zweck des neuen Gottesdienstes angewandt, freylich ganz anders angeordnet und zusammengesetzt, wie bisher, weil auch das Bedürfniß und die Idee des christlichen Gottesdienstes eine ganz andere und neue war. Wie einst die ältern Griechen aus solchen Elementen, die schon vor ihnen, von Aegyptern und andern angewandt worden waren, nach einer ihnen eigenthümlichen Idee von

Schönheit eine neue und wahrhaft griechische Baukunst gebildet hatten, so ward jetzt aus den noch vorhandnen schönen Formen dieser griechischen Baukunst ein neuer und eigenthümlich christlicher Styl derselben zusammengesetzt. Wie bald dieses geschehen sey, beweist die Erbauung der bewunderten Sophienkirche zu Constantinopel unter Justinian, deren Meister Anthemius, auch wissenschaftlicher Bearbeiter und theoretischer Schriftsteller über seine Kunst war. Wie unrichtig es sey, die altdeutsche Baukunst des Mittelalters überhaupt und ohne Unterscheidung der Epoche gothisch zu nennen, ist schon oft bemerkt worden; indessen haben allerdings die Gothen zur Zeit ihrer Herrschaft in Italien auch einige Denkmahle eigner Bauart hervorgebracht und hinterlassen. Eben so unmittelbar und leicht war auch wohl die Uebertragung der alten Musik, besonders der edelsten und einfachsten Gattung derselben, auf den neuen Gebrauch christlicher Gesänge, die sich nachher von den Tönen der Orgel getragen, so reich entfalteten, und wie in stolzen Gebäuden der Harmonie erhoben. Größer muß der Abschnitt und die Unterbrechung in der bildenden Kunst gewesen seyn. Die Götterbilder, so lange sie noch als solche, und nicht bloß als Kunstwerke betrachtet wurden, waren unstreitig ein Gegenstand der Abneigung für die ältern Christen. Die Abbildung aber der besondern, von den Christen verehrten Gegenstände, mag wohl geraume Zeit

* Wunderwirkende Bilder sind meistens schlechte Gemälde
9.

bloß als Andenken oder Sinnbild werth geachtet, und bloß für das Bedürfniß der Andacht behandelt worden seyn, ohne allen Anspruch auf eigentliche Kunstforderungen oder höhere Schönheit, die sich erst viel später entwickelten. Noch größer und am allergrößten mußte die Unterbrechung in der Poesie seyn. Zwar fuhren auch jetzt noch Einige fort, die Gegenstände der alten Götterlehre dichterisch zu behandeln. Nachdem aber diese Gegenstände durch vielfältige Behandlung schon erschöpft, die alte Götterwelt erloschen war, konnte auf diesem Wege nichts weiter zu Stande kommen, als höchstens eine leidliche Nachahmung, ein schwacher Nachhall der alten und unerreichbar gewordenen Werke. Die Versuche zu einer eigenthümlich christlichen Dichtkunst, waren wohl glücklich in der lyrischen Gattung, in Liedern und Hymnen, weil diese das Erzeugniß eines eignen unmittelbaren Gefühls sind, und weil sie für den Ausdruck an den hebräischen Gesängen ein natürliches Vorbild fanden. Die größern Versuche aber, das Christenthum poetisch darzustellen, fielen, wie auch oft noch später geschehen, nicht glücklich aus; weil die von den alten Dichtern entlehnte Form für diese Gegenstände nicht paßte, und es also nur eine todte Zusammensetzung blieb und eine bloß metrische Einkleidung, ohne Leben und ohne den Geist der Poesie.

Diesen erhielt das neuere Europa aus der andern nordischen Quelle seine Bildung. So früh als nur die

Römer der germanischen Völker erwähnen, unterlassen sie auch fast nie, der besonderern Liebe derselben zur Poesie zu gedenken. Verlohren sind freylich die Lieder, welche Hermanns Thaten besangen, verschollen sind die weissagenden Gesänge, durch welche die Seherin Velleda die deutschen Bataver zu dem Freyheitskampf begeisterte, den sie jetzt, nachdem sie erst selbst unter römischen Fahnen gegen die andern noch freyen Deutschen mitgefochten hatten, endlich für sich allein unternahmen; zu spät für ein vollkommnes Gelingen. Zwar konnte die deutsche Götterlehre bey den christlich gewordenen Völkern als solche auch nicht bestehen. Das Wesentliche derselben aber für die Dichtkunst, die innere dichterische Kraft, erhielt sich in den historischen Heldengedichten, und als diese in spätern Zeiten durch feinere Sitten gemildert, durch den Geist der Liebe und Andacht verschönt und veredelt, bald auch kunstreicher dargestellt wurden, so entstand jene Ritterpoesie, welche in dieser Gestalt dem neuern christlichen Europa ganz eigenthümlich ist, und auf den Nationalgeist der edelsten Völker so große Wirkungen hervorgebracht hat.

Solche historische Heldengedichte sind unter den christlich gewordenen deutschen Völkern zuerst bey den Gothen entstanden. In Attila's Zelt wurden gothische Heldenlieder gesungen, und an Theodorichs Hofe waren sie vorhanden, selbst die lateinischen Schriftsteller aus dieser Zeit berufen sich auf sie, und haben vieles

aus ihnen, was nur Poesie und Heldensage ist, besonders aus der ältern Vorzeit ihrer Volksgeschichte, in Prosa aufgelöst, als Geschichte gegeben. Der Ruhm des königlichen Geschlechts der Amaler und aller Helden dieses Stammes, scheint in diesen Liedern besonders gefeyert worden zu seyn, und in der Folge sind Attila und Theodorich selbst Gegenstand ähnlicher Lieder geworden, wie später Karl der Große.

In dem noch vorhandnen Denkmahl der gothischen Sprache, der Bibel des Ulphilas, hat dieselbe schon eine nach Verhältniß sehr regelmäßige Ausbildung. Diese Bibelübersetzung war ursprünglich für die Gothen in den Ländern an der Donau bestimmt. Aus einigen Urkunden erhellt, daß die Gothen in Italien genau dieselbe Mundart redeten; von Theodorich wird ausdrücklich gemeldet, daß er Geistesbildung und Unterricht in beyden Sprachen, der lateinischen wie der eignen gothischen befördert habe. Dieses setzt voraus, daß wesentliche Bücher des Unterrichts, etwa wie später von Alfred in sächsischer Sprache, auch damahls in gothischer übersetzt oder abgefaßt wurden. Nach der Art, wie der lateinische Geschichtschreiber Jornandes jene gothische Heldenlieder anführt und benutzt, möchte man wohl glauben, daß er, oder vielmehr der, welchen er ausschreibt, nicht bloß aus dem Gedächtniß von Liedern redet, die er gehört hatte, sondern, daß sie auch schriftlich an Theodorichs Hofe vorhanden waren. Es

läßt ſich dieſes um ſo eher annehmen, da der Ruhm des königlichen Geſchlechts der Amaler und aller Helden dieſes Stammes in dieſen Liedern, wie es ſcheint, beſonders gefeyert wurde. Mit der gothiſchen Nation iſt auch die Sprache derſelben erloſchen, ſammt allen Denkmahlen derſelben, die ſich einer Nachricht zufolge in Spanien am längſten erhalten haben ſollen, wo ſich die Gothen am längſten behauptet hätten, und wo man auch ſtolz darauf war, das Geſchlecht der Könige von ihnen ableiten zu können. Dagegen behauptet wird, daß in Italien manche Urkunden aus jener alten Zeit vernichtet worden, weil ſie den longobardiſchen oder gothiſchen Urſprung ſolcher Familien bewieſen, welche ſich ſtatt jenes wahren Adels, lieber eine römiſche Abkunft erdichten wollten.

Die deutſchen Bardenlieder, welche Karl der Große hat ſammeln und aufſchreiben laſſen, können nach dem ganzen Verhältniß der damahligen Zeit und Denkart keine andere geweſen ſeyn, als ähnliche hiſtoriſche Heldengedichte aus der ſchon chriſtlichen Zeit der Völkerwanderung. Da nun, obwohl in viel ſpäterer Geſtalt, noch Heldengedichte in deutſcher Sprache vorhanden ſind, in denen Attila, Odoaker, Theodorich, das Geſchlecht der Amaler gefeyert werden, zuſammen mit andern fränkiſchen und burgundiſchen Helden, welche entweder die Sage oder ſelbſt die Geſchichte in dieſelbe Zeit mit jenen verſetzt; ſo darf man wohl nicht be-

zweifeln, daß sich zwar nicht der Form, aber dem Inhalt nach, einiges aus den gothischen Heldengedichten, vieles aus denen, die Karl sammeln und ordnen ließ, wie einst Solon den Homer, noch vorhanden ist in dem Nibelungen-Liede, und in den übrigen zu dem sogenannten Heldenbuche gehörigen Stücken.

Die Voraussetzung, daß diese von Karl gesammelten Gedichte, Lieder von Hermann oder von Odin gewesen seyen, daß sie überhaupt der heidnischen Vorzeit und der Götterlehre der alten Deutschen angehört haben möchten, konnten nur bey denen Glauben finden, welche mit dem Geiste jenes Zeitalters nicht genauer bekannt waren. Es läßt sich aber noch ein Zeugniß anführen, wodurch dieß völlig bestimmt und entschieden wird. Die noch vorhandene Eidesleistung, durch welche der Sachse, wenn er sich zum Christenthum bekannte, dem Heidenthum entsagen mußte, lautete wörtlich so; „Ich entsage allen Teufels-Werken und Worten, Thunaer, (d. h. dem Donnergott oder Thor,) und Wodan, und Sachsen Odin, und allen Unholden, die ihre Genossen sind." Es wird diese Formel dem achten Jahrhundert zugeschrieben, noch vor Karls Zeit; doch für die damahlige Denkart macht das keinen Unterschied. Noch unter Karls Zeiten ward Odin in Sachsen verehrt, und auf dem Harz, zu Odin, um Sieg gegen Karl gebathet. Wie kann man nun glauben, daß er bey solchem Verhältniß heidnische Lieder von Her-

mann oder Odin habe sammeln lassen? Aus jener Eidesformel folgt aber noch eine andere wichtige historische Wahrheit, daß nähmlich Odin von dem Wodan durchaus verschieden, und daß Sachsen als sein eigentliches Vaterland betrachtet wurde. Selbst die skandinavischen Sagen und Geschichten, ungeachtet sie ihn sich ganz zueignen möchten, sind doch auch eingeständig, daß Odin erst König in Sachsen gewesen sey, und von da nach Schweden gekommen, dort Sigtuna erbaut, und sein Reich gegründet habe. Damit stimmt das Zeugniß der Angelsachsen überein, deren Könige ihr Geschlecht gleichfalls von Odin ableiteten, wie denn noch Alfred in gerader Linie von ihm abstammte. Diese angelsächsische Genealogie scheint so historisch bewährt zu seyn, die Uebereinstimmung der beyden von einander unabhängigen Zeugnisse ist so merkwürdig und viel beweisend, daß ich der Meinung derjenigen beystimme, welche diesen Odin für eine historische Person halten, wo er alsdann ungefähr in das dritte Jahrhundert und in eine Zeit fallen würde, in welcher die Römer zu schwach zum Angreifen, von dieser Seite aber auch noch nicht von den Deutschen bedroht, von dem, was in dem innern nördlichen Deutschlande vorging, wohl weniger Kunde als jemahls, vielleicht durchaus gar keine hatten. Dieß erklärt, warum Odins Nahme, der in Sachsen und im Norden so groß war und Alles überglänzte, den Römern und überhaupt dem Westen unbekannt

blieb. Wir müssen uns Odin demnach denken als einen Fürsten, Eroberer, Helden, der zugleich Dichter war, und als solcher durch weissagende Gesänge in der Götterlehre manches veränderte und erneuerte, entweder allein oder zugleich mit andern zu demselben Zweck mitwirkenden Priestern, Sehern und Dichtern, und der als der Stifter, zwar nicht einer neuen Götterlehre, aber doch einer neuen Epoche derselben, als Held und Seher, dem auch große Zauberkraft und Kunst beygelegt ward, nachgehends selbst vergöttert worden ist. Daß jener Odin erst aus Asien nach Sachsen gekommen sey, ist eine skandinavische Sage, oder vielmehr Auslegung, welche in jene Zeit des historischen Odin durchaus nicht paßt. Die skandinavischen Sammler sahen sich, um ihre Sagen mit den geschichtlichen Zeugnissen einigermaßen in Uebereinstimmung zu bringen, genöthigt, mehr als einen Odin, und eine Zusammenschmelzung des jüngern mit einem ältern anzunehmen. Von einem solchen ältern Odin finde ich bey uns nur eine einzige Spur in den alten Schriftstellern, die aber allerdings merkwürdig ist. Tacitus erwähnt einer Sage, daß der wandernde Ulysses auch nach Deutschland gekommen sey, und dort die Stadt Asciburgum erbaut haben solle. Die Alten pflegten bey solchen Zusammenstellungen einen viel bestimmteren Begriff zu haben, als wir voraussetzen. Sie sahen dabey nur auf die allgemeine Idee einer Gottheit oder

eines Helden. So nannten sie einen jeden Kriegsgott anderer Völker Mars, einen Gott der Wissenschaft und Kunst Merkur, besonders wenn die Beziehung auf die Planeten dieselbe war, wobey sie die große Localverschiedenheit gar nicht läugneten, aber als das weniger wichtige übersahen. Ulysses war der allgemeine Begriff eines wandernden Helden; ihm selbst oder seinen Söhnen wurden noch im fernen Westen Abenteuer oder Kolonien zugeschrieben. Wo sie immer bey den westlichen oder nordischen Völkern, Sagen von eingewanderten Helden der östlichen oder südlichen Welt trafen, da hatten sie gleich ihren Herkules oder Ulysses zur Hand, woran sie jene fremde Nationalsage anknüpften. Die Erinnerung ihres Ursprungs und ihrer ersten Einwanderung aus Asien war bey den nordischen Völkern nicht ganz erloschen. Eine Sage dieser Art, von einem aus fernen Landen eingewanderten Helden nach Deutschland, mußte also zu Tacitus Zeit noch bekannt seyn, und es ließe sich glauben, daß selbst der Nahme dieses ältern Odin, wenn die deutsche Sage ihn so nannte, den Römer an den griechischen Odysseus erinnert, und um so mehr auf die gewaltsame Zusammenstellung geleitet habe.

Die geschichtlichen Lieder und Heldengedichte sind gewiß, ehe es ausdrücklich angeordnet ward, in den ältern Zeiten niemahls niedergeschrieben worden, weil es gegen den Geist solcher Lieder, und die Gewohnheit

der Sänger ist; auch in solchen Zeiten nicht, wo die Deutschen schon mit den Römern lange im Verkehr, in vielen Ländern unter ihnen, und gemeinschaftlich mit ihnen lebend, Buchstaben und Schreibmaterialien von den Römern leicht hätten erhalten können. Anders aber dürfte der Fall seyn mit den weissagenden Gesängen, deren Odins Götterlehre viele erzeugte und vieler bedurfte. Zu diesen glaube ich wohl, daß auch Buchstaben angewandt worden. Ich habe bey einer andern Gelegenheit die Meinung geäußert, daß die germanischen Völker, auch ehe sie von den Griechen und Römern vielfältig schreiben lernten, mit der Buchstabenschrift nicht ganz unbekannt waren. Man hat dieß bezweifelt; ich werde also die Gründe, warum ich dieses für wahrscheinlich halte, zugleich aber den allerdings sehr beschränkten Gebrauch angeben, der, wie ich glaube, von der Kenntniß der Buchstaben gemacht wurde. Das Alphabet der Runen, so wie wir es haben, ist allerdings schon aus späterer Zeit; mehrere Buchstaben sind ganz die römischen. Allein andere sind grundverschieden und lassen sich durch keine Entartung daraus ableiten. Eine eigenthümliche Anordnung und Benennung der Buchstaben, selbst die Mangelhaftigkeit des ganzen, ursprünglich nur sechzehn Buchstaben enthaltenden Alphabets scheinen eben so viel Beweise, daß es ein eignes und nicht erst von den Römern entlehntes war. Selbst in dem ungleich vollkommneren Alpha-

bet, welches die Gothen und Angelsachsen nachher von Griechen und Römern annahmen, sind noch Spuren von jenem ältern Runen-Alphabet. Daß dieses allen, oder doch mehreren germanischen Völkern gemeinschaftlich war, beweisen Runen-Inschriften, gefunden in den entlegensten Gegenden, wohin nur immer gothische oder andere deutsche Völker gekommen sind. Woher sollte denn aber der Norden und die Deutschen die Runen wohl empfangen haben, wenn nicht von Griechen und Römern? Hier biethet sich, wenn man eine solche Herleitung aus der Fremde durchaus verlangt, eine solche dar, die nicht unwahrscheinlich zu nennen ist. Die Phönicier, welche so vielen andern Nationen ihr Alphabet gegeben, was sich aber überall nach Art der Sprache und des Schriftgebrauchs sehr verschieden gestaltete, waren lange Zeit ganz im Besitz des Handels im baltischen Meere. Historisch gewiß ist, daß mehrere am baltischen Meere anwohnende germanische Völker, ungleich cultivirter waren, als die gegen die Römer hinwohnenden kriegerischen Grenzvölker am Rhein. Hier am baltischen Meer war auch der ursprüngliche Sitz jenes geheimnißvollen Dienstes der Hertha, welche uns Tacitus allerdings als eine Art von Mysterien schildert. Ich finde wahrscheinlich, daß die Runen vorzüglich nur solchen Priesterverbindungen bekannt gewesen seyn und gedient haben. Daß sie von Alters her zum magischen Gebrauch angewandt worden, dafür

giebt es so viele Beweise, daß es gar nicht bezweifelt werden kann. Mit hölzernen Stäben, die dazu ausgesucht und eingeweiht waren, wurde die Schrift gelegt, welche den weissagenden oder beschwörenden Gesang begleitete, in welchen die Hauptbuchstaben nach einer gewissen Regel, auch nicht ohne Bedeutung wiederhohlt wurden. Dieser eigne Gebrauch hat allerdings auch die auf den Inschriften noch kennbare Form der Runen bestimmt. So denke man sich den Seher, oder den Priester zugleich mit dem räthselhaften Gesange, vor dem Hörer oder Lehrling, der es lernen sollte, die geheimnißvollen Stäbe und Runen legend, eines durch das andere deutend. Wer ganz in der historisch erhellten und gebildeten Zeit daheim ist, der weiß sich selten in die dunklere Vorzeit zu versetzen; daher ihr vieles geliehen und philosophisch angedichtet wird, was nicht so war, und wieder anderes abgesprochen, was sie wirklich besaß.

In Sachsen selbst ward nun nach der Unterjochung durch Karl, die Odins-Götterlehre ausgerottet. Indessen blieben noch bis auf späte Zeiten manche Erinnerungen und Ueberreste davon zurück. Das Landvolk ließ sich seine Frühlingsfeyer nicht nehmen; dieß schuldlose und in allen Religionen schöne Fest der Natur ward nun auf den Anfang des Mayen verlegt, wo unter unserm nordischen Himmel die Natur wieder aufgrünt; es schlossen sich manche Gebräuche der Art an

das christliche Pfingstfest. Noch jetzt werden in vielen Gegenden des nördlichen Deutschlands, um die Zeit, wenn der Tag am längsten ist, des Nachts große Feuer auf den Bergen angezündet; der alte Gebrauch, dessen Sinn lang verlohren ist, stammt wie viele andere ähnliche Gebräuche, und manche Art von Aberglauben noch aus dem nordischen Heidenthum her. Besonders die Berge und Wälder, die alten Wohnsitze des ehemaligen Götterdienstes, umschwebten noch lange diese Erinnerungen. Noch manche christliche Jahrhunderte hindurch, wurden ausgezeichnet große, oder sonst merkwürdige, uralte Bäume, vorzüglich Eichen für heilig gehalten; in den Gedichten wird besonders die duftende Linde als ein zauberischer Baum gefeyert, und bis auf den heutigen Tag dient die Weide in jenen Gegenden zu mancherley Aberglauben. Ueberhaupt nahm, was von der alten Götterlehre als Erinnerung noch unter dem Volke übrig blieb, nachdem sie ausgerottet war, mehr und mehr die Form eines bloßen Aberglaubens an, und entartete zur Mißgestalt. Von den begeisterten Seherinnen und Alraunen der nordischen Vorzeit, mandrakes. blieb nur der Aberglaube an allerley Beschwörungen und Hexenkünste übrig, und an die Stelle von Odins Walhalla und den daselbst versammelten Helden und Göttergestalten trat in der Fantasie des Volks das Geistergepolter der Walpurgisnacht.

Indeſſen Odins Götterlehre aber hier im Mutterlande ſelbſt vertilgt ward, fand ſie noch lange eine ſichere Freyſtätte in dem ſkandinaviſchen Norden, wo ſie erſt ſpät und allmählig nach langem Kampfe dem Chriſtenthum wich, und noch in manchen herrlichen Geſängen und Sagen glücklich erhalten, auf uns gekommen iſt. So können wir die Poeſie des Mittelalters und überhaupt die germaniſche Denkart bis zu ihrer Quelle verfolgen, die uns allerdings noch in der isländiſchen Edda ſtrömt. Ihrer jetzigen Abfaſſung nach fällt ſie in die Zeit zwiſchen Harald Harfagr, wo die Normänner ſich auf Island anſiedelten, und den Tod des Snorro Sturleſon, und den Untergang der isländiſchen Freyheit; alſo in das neunte bis dreyzehnte Jahrhundert. In den ſpätern Stücken findet ſich manche Beziehung auf griechiſche Mythologie, und ſogar auf das Chriſtenthum, ſey es nun, um die nordiſche Sage dieſem ähnlichen zu machen, oder auch um ſie an die Geſchichte der alten Völker anzuknüpfen. In den vorzüglichſten Stücken, beſonders allen den poetiſchen der ältern Edda, athmet unſtreitig der echte und reine Geiſt der nordiſchen Götterlehre. Von der poetiſchen Seite unterſcheidet ſich dieſe von der der Griechen beſonders durch ihre hohe Einheit. Die griechiſche Götterlehre iſt vielleicht zu reich, um in ein Gemählde zuſammengeſtellt werden zu können. Es fehlt ihr, wenn man ſie im Vergleich mit der nordiſchen, doch als ein Ganzes

betrachten will, an einem rechten Schluß. Die Götter- und Heldenwelt der Griechen verliehrt sich allmählig in die Menschenwelt; die Poesie in die Prosa und Wirklichkeit. Die nordische Götterlehre erhält durch die letzte Katastrophe, auf die alles prophetisch hindeutet, einen vollkommnen Schluß. Es ist das Ganze wie ein einziges fortgehendes Gedicht, ein Trauerspiel. Von dem ersten Anfang, wie die Welt und die Erde aus den Gebeinen des erstarrten Riesen entsteht, bis dann glücklichere Zeiten kommen, über dem alten Abgrunde die heilige Esche, Ygdrasill, aufgrünt; der Baum des Lebens, der seine Wurzeln durch alle Tiefen, und seine Zweige über das Weltall ausbreitet; wie dann kühne Helden und gutgesinnte lichte Geister die Macht der Riesen, und die alten Kräfte der Finsterniß, in manchen Kämpfen besiegen; bis zu dem bevorstehenden Untergang der Götter und Asen, Odins und seiner Kampfgenossen, ist alles ein zusammenhängendes, großes Natur- und Heldengedicht. Das Wesentliche, worauf alles hinzielt, ist abermahls wie in den meisten alten Dichtersagen der Untergang einer herrlichen Heldenwelt. Deßwegen trifft den edelsten, den tapfersten, den schönsten jugendlichen Helden meist zuerst das Loos in der Schlacht; weil Odin sie sammelt in sein Walhalla, um desto mehr Genossen und Mitkämpfer zu haben in dem bevorstehenden Kriege gegen die noch einmahl hereinbrechenden feindlichen Mächte, denen er in

dieſem letzten Kampf nicht mehr obzuſiegen, ſondern zu unterliegen vorher beſtimmt iſt. Die erſte Begebenheit, wodurch dieſer allgemeine Untergang ſich ankündigt, iſt Balders Tod. Wie in der trojaniſchen Sage in dem Tod der beyden Edelſten, des biedern Hektor und des ſchönen Achilles, der allgemeine Untergang der Heldenwelt ſich ausdrückt, eben ſo auch hier in dem Tod Balders, des Lieblings aller Götter, des ſchönſten der Helden. Vorher beſtimmt iſt ſein Fall, vergeblich betritt auch Odins Fuß den Weg zur Unterwelt. Hela giebt nur Räthſel zur Antwort, wie die Sphinx der Alten; Räthſel, deren eine tragiſche Auflöſung wartet, und läßt ihren beſtimmten Raub nicht fahren. Ungefähr in derſelben Zeit ſcheinen auch die Oſſianiſchen Gedichte, ſo viel als davon alt und echt iſt, entſtanden zu ſeyn. Da ſie aber in dem ganz abgeſonderten Kreiſe des gaeliſchen Völkerſtammes in Schottland eingeſchloſſen, und auf das übrige Europa damahls ohne alle Wirkung blieben, ſo werde ich ihrer an einem andern Orte gedenken.

Bey den deutſchen Völkern im übrigen Europa zeigte ſich die Liebe zur Poeſie jetzt auch in einigen Verſuchen, das Chriſtenthum im Geſang darzuſtellen, und die Geſchichten der heiligen Schrift dichteriſch einzukleiden. So geſchah es bey den Sachſen in England und im ſüdlichen Deutſchland durch Ottfried. Als poetiſcher Kunſtverſuch konnte dieß nicht wohl ſehr glück-

lich ausfallen, da es auch später viel gelehrtern und kunstreichern Dichtern nicht ganz hat gelingen wollen. Für die damahlige Dichtersprache und Verskunst bleiben es schätzbare Denkmahle, besonders da diese christlichen Dichter ihre Form nicht erfanden, sondern von den alten Heldenliedern entlehnten. Von Ottfried kann man dieß um so bestimmter sagen, da noch ein einzelnes Helden- und Schlachtlied aus demselben Zeitalter und ganz in derselben Form vorhanden ist. Es ist ein Siegeslied auf den ostfränkischen König Ludwig gegen die Normannen. Ein Lied aus so alter Zeit, jetzt schon über neun Jahrhunderte alt, und von dieser hohen Vortrefflichkeit, ist ein unschätzbares Denkmahl. Eine Stelle darin ist auch historisch wichtig; der Dichter schildert die feyerliche Stille des geordneten Kriegsheers, vor dem Augenblick des Angriffs:

Blut schien in Wangen
Kampfluss'ger Franken.

heißt es hier; und dann weiter hin:

Lied war gesungen,
Schlacht ward begunnen.

Dieses beweist, daß die altgermanische Sitte, vor dem Angriff den Muth der Kämpfer, durch ein gesungenes Helden- und Kriegslied zu begeistern, noch immer bestand. Wie sehr überhaupt die Heldenpoesie auch in dem christlichen Deutschland immer fort geübt und geliebt ward, beweist der Anfang eines andern alten

Gedichts, welches keinem kriegerischen Gegenstande, sondern vielmehr dem Lobe eines Bischofs, des heiligen Anno von Kölln gewidmet ist:

„Wir hörten" heißt es hier: „von Helden oftmahls singen,
„Und wie sie feste Burgen brachen,
„Wie hohe Königreiche all vergingen
„Und wie sich liebe Kampfgenossen schieden; —
— d. h. in Zwiespalt geriethen.

Der stäte Inhalt aller heroischen Gedichte, der Untergang der Nationen, und der Zwiespalt der Helden ist in diesen Versen sehr kurz und treffend bezeichnet.

Obgleich das Nibelungen-Lied erst im Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts in seine jetzige Gestalt gebracht worden seyn mag, so ist wohl hier der schicklichste Ort, von demselben zu reden.

Jene kunstreiche Entfaltung der Begebenheiten, und fast dramatische Ausführlichkeit in der Darstellung, wie in den homerischen Gedichten, ist den Griechen ganz eigenthümlich und auch allein eigen geblieben, so daß die Nachahmung dieser Weise andern Völkern nie hat gelingen wollen. Unter den Heldengedichten der andern Völker, welche bey einer einfachern und kunstlosern Gesanges- und Dichtungsweise geblieben sind, nimmt dieses vaterländische Werk eine sehr hohe, unter den heroischen Rittergedichten des neuern Europa wohl die erste Stelle ein. Besonders zeichnet es sich aus durch die Einheit des Plans; ein Gemählde,

oder vielmehr eine Reihe von aufeinander folgenden Gemählden iſt es, in großen Zügen entworfen, einfach, mit Weglaſſung alles Ueberflüßigen. Auch die deutſche Sprache zeigt ſich hier in einer Vollkommenheit, die ſie nachher in der ältern Zeit nicht wieder erreicht hat. Sie hat bey der Lebendigkeit und Kraft eine Weichheit, die bald Künſteley, dann Härte und Verwilderung geworden iſt. Die Heldenſage aller Völker hat im Innern und weſentlich, wie ich ſchon oft bemerkte, viel Uebereinſtimmendes, nur daß ſie ſich überall der beſondern Nationalgeſchichte auf eigenthümliche Weiſe einwebt, und nach der verſchiedenen Gefühls- und Geſangsweiſe eines jeden Volkes eigen und anders geſtaltet. Auch hier wird die allgemeine tragiſche Anſicht und Erinnerung an die untergegangene Heldenwelt wieder ausgedrückt in dem Tod eines einzelnen Lieblingshelden, des edelſten, ſchönſten, ſiegreichſten, der aber vorher beſtimmt iſt, dieſe herrlichen Vorzüge, die auf ihm zuſammengehäuft waren, mit einem frühen Tod, noch in der Blüthe der Jugend zu erkaufen; und dann in der Darſtellung einer großen Kataſtrophe, angeknüpft an eine halb hiſtoriſche Begebenheit aus der eignen Nationalſage. Von dieſer Seite nun findet alſo allerdings eine Vergleichung mit der Ilias Statt, und wenn in dem deutſchen Gedicht die letzte Kataſtrophe tragiſcher, blutiger, und mehr einem Titanenkampf ähnlich iſt, als irgend eine der homeri-

schen Schlachten, so ist dagegen der Tod des jugendlichen Lieblingshelden rührender, und mit sanftern Zügen geschildert, als irgend eine ähnliche Scene in andern Heldengedichten. Es liebt dieses Werk überhaupt die beyden Seiten des Lebens in der ganzen Stärke darzustellen, sowohl die freudige als die unglückliche, wie es im Anfange des Gedichtes heißt:

Von Freuden und Festes-Zeiten, von Weinen und von Klagen,
Von kühner Helden Streiten, mögt Ihr nun Wunder hören sagen.

Siebente Vorlesung.

Vom Mittelalter. Entstehung der neuern europäischen Sprachen. Poesie des Mittelalters. Minnelieder. Charakter der Normannen und Einfluß desselben auf den Geist der Rittergedichte, besonders der von Karl dem Großen.

Man schildert und denkt sich das Mittelalter oft wie eine Lücke in der Geschichte des menschlichen Geistes, wie einen leeren Raum zwischen der Bildung des Alterthums, und der Aufklärung der neuern Zeiten. Man läßt Kunst und Wissenschaft auf der einen Seite völlig untergehen, um sie dann nach einer langen tausendjährigen Nacht desto herrlicher mit einemmahle wie aus Nichts emporsteigen zu lassen. Dieses ist aber in einer zwiefachen Rücksicht falsch, einseitig, und nicht richtig. Das Wesentliche von der Bildung und den Kenntnissen des Alterthums ist nie ganz untergegangen, und vieles von dem Besten und Edelsten, was die neuern Zeiten hervorgebracht haben, ist im Mit-

telalter, und aus dem Geiſte deſſelben entſprungen. Man könnte überhaupt den Zweifel aufwerfen, ob die Zeiten, welche litterariſch die reichſten, darum auch immer moraliſch die beſten und größten, politiſch die glücklichſten ſind. Wenn wir ſchon an den Gedanken gewöhnt ſind, daß die eigentliche glückliche Zeit der Römergröße der ihrer ſpätern litterariſchen Ausbildung voranging, ſo ſollte man ähnliche Betrachtungen auch bey der Geſchichte des neuern Europa nicht ganz vergeſſen. Wenn man auf dieſe allgemeinen und höhern Ideen vom Werth und der Würdigung der Zeitalter und Nationen aber auch keine Rückſicht nimmt, und bloß auf Geiſtesbildung und Litteratur ſelbſt den Blick beſchränkt, ſo muß auch dafür ein ganz anderer Standpunkt gewählt werden, als der in jener gewöhnlichen Herabſetzung des Mittelalters herrſchende.

Betrachten wir die Litteratur als den Inbegriff der ausgezeichneteſten und eigenthümlichſten Hervorbringungen, worin der Geiſt eines Zeitalters, der Charakter einer Nation ſich ausſpricht; ſo iſt eine kunſtreich ausgebildete Litteratur gewiß einer der größten Vorzüge, den eine Nation erreichen kann. Wenn man aber von allen Zeiten ohne Unterſchied, eine und dieſelbe Art von litterariſcher Ausbildung verlangt, und wo man dieſe nicht findet, gleich alles verwirft, ſo iſt dieß nicht nur einſeitig, ſondern auch falſch und gegen den Gang der Natur. Ueberall im Einzelnen wie im

Ganzen; im Kleinen wie im Großen, muß die Fülle der Erfindung der ausgebildeten Kunst, die Sage der Geschichte, die Poesie der Kritik vorangehen. Hat die Litteratur einer Nation keine solche poetische Vorzeit vor der Periode ihrer mehr geregelten und kunstreichen Entwickelung, so wird sie niemahls zu einem nationalen Gehalt und Charakter gelangen, noch einen eigenthümlichen Lebensgeist athmen. Eine solche poetisch reiche, aber nichts weniger als eigentlich litterarisch oder wissenschaftlich gebildete Vorzeit hatte die Geistesbildung der Griechen in dem langen Zeitraum von den trojanischen Abentheuern bis auf Solon und Perikles, und diesem Umstande verdankt sie hauptsächlich ihre hohe Vortrefflichkeit, ihre Eigenthümlichkeit und ihren Reichthum. Eine solche poetische Vorzeit für das neuere Europa ist das Mittelalter, dem man eine schöpferische Fülle der Fantasie gewiß nicht absprechen darf. Das stille langsame Wachsthum muß der Blüthe, die Blüthe der reifen Frucht vorhergehen. So wie nun die Jugend auch für den Einzelnen als Blüthezeit des Lebens erscheint, so giebt es ähnliche Momente plötzlicher Entfaltung auch für ganze Nationen in der Geschichte des menschlichen Geistes und seiner Hervorbringungen. Einem solchen allgemeinen Frühling der Poesie bey allen Nationen des Abendlandes ist das Zeitalter der Kreuzzüge, der Ritterſitten, Rittergedichte und Minnelieder zu vergleichen.

Die Litteratur hat aber noch eine andere Seite als dieſe poetiſche, bey der man vorzüglich auf die Erfindung, auf Gefühl und Einbildungskraft ſieht. Sie kann noch betrachtet werden als das Organ der Ueberlieferung, wodurch die Kenntniſſe der Vorwelt auf die Nachwelt gebracht, und nicht nur erhalten, ſondern durch die natürlichen Fortſchritte der Zeiten, erweitert und vervollkommnet werden. Jener poetiſche Theil der Litteratur iſt derjenige, welcher ſich in den beſondern Landesſprachen des neuern Europa entwickelt hat; der andere auf die Erhaltung der überlieferten Kenntniſſe gerichtete, bildet die lateiniſche, allen Nationen des Abendlandes gemeinſame Litteratur des Mittelalters. Auch in dieſer Hinſicht iſt der Gang der Sache, wenn man ihn genau betrachtet, wenn man in die Geſchichte und in den Geiſt des Mittelalters eingeht, ein ganz anderer geweſen, als er gewöhnlich dargeſtellt wird.

Wenn man freylich bloß auf die Poeſie und auf die Entwickelung des Nationalgeiſtes in den Landesſprachen ſieht, ſo möchte man wohl wünſchen, daß eine ſolche lateiniſche Litteratur gar nicht vorhanden geweſen, daß die todte Sprache außer Gebrauch gekommen wäre. Geſchichte und Philoſophie, beſonders die letzte, wurden dadurch dem Leben entzogen. Ja es hat etwas an und für ſich Barbariſches, und unſäglich viele nachtheilige Folgen, wenn Wiſſenſchaft und Gelehr-

samkeit, Gesetzgebung und Staatsgeschäfte in einer ausländischen, und vollends in einer abgestorbenen Sprache behandelt werden. Noch nachtheiligere Folgen hat es für die Dichtkunst gehabt; viele poetische Denkmahle der Deutschen und aller andern Völker des Abendlandes sind untergegangen, weil gutmeinende Uebersetzer und seyn wollende Erklärer sie ins Lateinische übertragen haben, und in Prosa aufgelöst als fabelhafte Geschichte gaben, was ursprünglich wahre Poesie und Heldensage war. Viele poetische Talente und Werke sind anderer Seits dadurch für die lebendige Wirkung auf Volk und Zeitalter verlohren gegangen, daß die Verfasser ihre Dichterkraft an den vergeblichen Versuchen verschwendeten, in einer für sie doch schon todten Sprache, was in ihrer Einbildungskraft lebendig vor ihnen stand, andern lebendig vor Augen stellen zu wollen. Davon ließen sich viele Beyspiele anführen, von jener guten Klosterfrau, der Roswitha, die das Lob und die Thaten ihres großen sächsischen Kaisers in einem lateinischen Gedichte besang, welches, wenn es ein deutsches gewesen wäre, ein schätzbares Denkmahl der Sprache, der lebendigen Geschichte, und gewiß auch der Dichtkunst seyn würde, bis zum Petrarka, welcher seinen Dichterruhm nicht so wohl auf die italiänischen Liebesgedichte, die ihn unsterblich gemacht haben, zu gründen hoffte, und die er nur als Tändeleyen der Jugend, und eines nicht zu überwindenden

Gefühls ansah, als vielmehr auf ein jetzt vergessenes lateinisches Heldengedicht vom Scipio; ja bis auf die vielen wahren Dichter, welche zum Nachtheil ihres Ruhms noch später die lateinische Sprache erwählten, und deren besonders Italien und Deutschland im 15ten und 16ten Jahrhundert so viele hervorgebracht hat.

Man darf aber bey diesen nachtheiligen Folgen, welche der allgemeine Gebrauch der lateinischen Sprache im Mittelalter gehabt hat, nicht vergessen, daß ehe die besonderen Landessprachen sich entwickelt hatten, eine gemeinsame Sprache für alle Völker des Abendlandes nicht bloß zum Kirchengebrauch, für Gelehrsamkeit und wissenschaftlichen Unterricht, sondern selbst für die Staatsgeschäfte ganz unentbehrlich war. Es war dieß das unschätzbare Band, durch welches die neue Welt und das Mittelalter mit der Vorwelt zusammenhing. Außerdem ward in allen romanisch redenden Ländern, die lateinische gar nicht als eine fremde, oder ausgestorbene Sprache betrachtet, sondern nur als die alte, regelmäßiger bey den Gelehrten und Gebildeten erhaltene, im Gegensatz der entarteten und verwilderten Mundart des Volkes, der sogenannten Vulgarsprache. Erst im neunten und zehnten Jahrhundert, hörte die lateinische Sprache in diesen Ländern auf eine lebende zu seyn, weil nunmehr die Mundart des Volkes, das in jedem Lande sich eigen gestaltende Romanzo sich so weit von dem Lateinischen entfernt hatte, daß es nicht

bloß Abweichungen und Volksdialekte, sondern ganz andere Sprachen waren. Der Uebergang ist jedoch so allmählig geschehen, daß er sich eigentlich nicht ganz genau und scharf bestimmen läßt. Um so natürlicher war die Täuschung, vermöge deren man die lateinische Sprache noch mehrere Jahrhunderte lang, nachdem sie wirklich schon ausgestorben, und eine todte geworden war, für immer noch fortlebend hielt, wie denn auch in der That die Tradition der altlateinischen Sprache und Aussprache beym Kirchengebrauch, bey den Gelehrten und Geistlichen und in den Klöstern eigentlich stets fortgehend erhalten, und nur allmählig alterirt, niemahls aber ganz und vollkommen mit einem Mahle unterbrochen worden ist.

Die ganze Ueberlieferung und Erbschaft aller Kenntnisse und Begriffe der Vorwelt, wird mit Recht als ein Allgemeingut der gesammten Menschheit betrachtet, was allen Zeitaltern und Nationen anvertraut ist, was ihnen heilig seyn soll, und für dessen Erhaltung wir sie gewissermaßen verantwortlich machen und Rechenschaft von ihnen darüber fordern. Das Gefühl, welches jede Unterbrechung und gewaltsame Störung, wodurch dieses Band, das uns an die Vorwelt knüpft, wirklich zerrissen, oder auch nur zerrissen zu werden bedroht wird, tadelt, sich dagegen empört, und jede solche Unterbrechung als Barbarey verabscheut, ist ein durchaus gerechtes und zu billigendes Gefühl. In-

dessen sollte doch, streng genommen, nur die absichtliche Zerstörung, oder die ganz stumpfsinnige Vernachlässigung der Denkmahle der Vorwelt barbarisch genannt, und nur im Fall einer gänzlichen Unterbrechung sollte einem ganzen Zeitalter der Vorwurf der Barbarey gemacht werden. Eine solche vollkommne Unterbrechung hat aber eigentlich nie Statt gefunden; absichtliche Zerstörung, wenn auch in der bildenden Kunst häufiger, findet sich doch in der Litteratur äußerst selten. Das einzige mir bekannte Beyspiel einer absichtlichen Vernichtung ist jenes, wie in schon ziemlich späten Zeiten in Konstantinopel einige damahls noch vorhandene erotische Dichter der Griechen, wegen zu freyer Sinnlichkeit und Unsittlichkeit vertilgt worden seyn sollen. Diese moralische Aengstlichkeit, wobey nicht nur die Freyheit, welche der Dichtkunst allenfalls vergönnt ist, sondern auch die nie zu verletzende Achtung, welche allen Denkmahlen der Sprache und der Vorwelt gebührt, vergessen ward, mag tadelnswerth erscheinen. Daß indessen die Sammler und Abschreiber des Mittelalters, sowohl die byzantinischen, als die im Abendlande, im Ganzen selbst in dieser Hinsicht nicht so übertrieben streng waren, beweist die Menge der noch vorhandenen griechischen und lateinischen Dichter von ähnlichem Inhalt und ähnlicher Beschaffenheit. Unglückliche Zufälle, und die Bedürfnisse des Krieges haben von jeher den Denkmahlen der Vorwelt und der

Litteratur manchen empfindlichen Verlust gebracht, selbst in den neuern Zeiten und noch seit Erfindung der Buchdruckerey. Wie viel mehr vor derselben, und da Handschriften, kostbar und in geringer Zahl, statt der häufig gedruckten Bücher dienten. Auch in den gebildetsten Zeiten der Griechen und Römer, lange ehe Gothen Rom, oder Araber Alexandrien besetzten, sind große Bibliotheken im Kriege ein Raub der Flammen geworden, und damit Hunderte und Tausende von Werken für immer zu Grunde gegangen, weil sie nicht weiter als in der einen Handschrift vorhanden waren. Wir beklagen uns über den Verlust mancher wichtigen Schriftsteller, und sind deßfalls oft leicht ungehalten auf das Mittelalter. Gewiß aber ist der Untergang eines einzelnen Schriftstellers oder Geisteswerkes, selbst durch Vernachlässigung verursacht, in der ganzen Periode, da noch die Werke nur auf jene Art erhalten und fortgepflanzt werden mußten, kein hinreichender Grund, ein ganzes Zeitalter der Barbarey zu beschuldigen. Davon könnte uns die bekannte Erzählung überzeugen, wie von den Werken des Aristoteles, für uns und den wichtigsten Denkmahle des griechischen Geistes, bey den Alten selbst nur eine einzige Abschrift übrig geblieben war, die vergessen und übel verwahrt, bloß durch einen Zufall gefunden und noch gerettet ward. Dieses geschah recht in der Mitte jener Zeit, die wir als die litterarisch gebildete der Griechen und Römer

anerkennen und zu verehren gewohnt ſind. Und geſetzt auch, daß die geſchichtliche Kritik gegen die buchſtäbliche Genauigkeit dieſer Erzählung noch einige Zweifel zu erheben hätte, das Reſultat iſt daſſelbe; denn, wie da vom Ariſtoteles erzählt wird, ſo iſt es, wie wir genau und geſchichtlich wiſſen, obwohl nicht immer mit ſo glücklichem Ausgang, noch vielen andern wichtigen Schriftſtellern ergangen, und das zwar in den blühendſten und gebildetſten Zeiten des Alterthums. Für die Vermehrung der Abſchriften iſt im Abendlande ſeit Karl dem Großen, wenigſtens mit größtem Eifer und planmäßig geſorgt, eben ſo ſehr und vielleicht beſſer als nur immer zu Alexandrien und Rom, oder ſonſt in den gebildetſten Zeiten des ſpätern Alterthums. Daß die chriſtlichen Schriften und Schriftſteller hiebey den Vorzug hatten, iſt billigerweiſe nicht zu tadeln. Wie viele aber ſind nicht im Abendlande auch von den heidniſchen und altrömiſchen erhalten? Konſtantinopel iſt nie durch die Gothen erobert, noch von ſogenannten Barbaren überſchwemmt worden, bis auf die Kreuzzüge und Türkenzeit. Gleichwohl iſt deſſen, was wir durch die Byzantiner von der alten griechiſchen Litteratur erhalten haben, im Verhältniß mit dem unermeßlichen Reichthum der alten Zeit, ungleich weniger, als was ſich von der urſprünglich gar nicht ſehr reichen und ungleich ärmern lateiniſchen Litteratur erhalten hat.

Es war überhaupt der wissenschaftliche Unterricht für die Erhaltung der alten Kenntnisse in den ersten Zeiten des Mittelalters, sehr zweckmäßig eingerichtet. Nebst allem, was für das Christenthum nothwendig war, ging die nächste Sorge auf das Studium der lateinischen Sprache, welche das Vehikel für alle jene Kenntnisse war, sodann auf die wesentlichsten Theile der Mathematik, und endlich machte man es sich überhaupt in den Klöstern zu einer Pflicht und Gewissenssache, die Werke des Alterthums zu erhalten und durch Abschriften zu vermehren. Was die Sprache betrifft, die in jenem Verhältnisse das Wesentlichste seyn mußte, so lehrte man im zehnten Jahrhundert die Redekunst der römischen Sprache nach Cicero und Quinctilian; bessere Lehrer hatte auch das Alterthum nicht gehabt. Daß man im eilften Jahrhundert angemessener und klarer, überhaupt in sofern man noch in einer todten Sprache gut schreiben kann, besser als selbst in der letzten Römer-Zeit, und im sechsten Jahrhundert schrieb, ist von allen Kennern dieser Zeit und ihrer Litteratur anerkannt. Nebst der Sprache und ihren Denkmahlen war unstreitig nichts so wichtig, als die Erhaltung der Mathematik, welche die Grundlage aller Naturkunde, und so vieler auf das Leben einwirkenden Gewerbe, Kenntnisse und technischer Fertigkeiten ist. Das schnelle Emporblühen des Wohlstandes und der Städte, besonders in Deutschland unter den sächsischen Kaisern, der

Flor der Baukunst in diesem Zeitalter, und so vieler andern Künste, die Kenntniß und Wissenschaft voraussetzen, beweis't die Fruchtbarkeit dieses Bemühens und die Sorgfalt, die man angewandt hatte, die mathematischen und mechanischen Kenntnisse, und die technischen Fertigkeiten des Alterthums nicht untergehen zu lassen.

Am meisten möchte man wohl die Trennung des Abendlandes von der Kenntniß und von den Schätzen der griechischen Sprache beklagen. Aber auch hier fand nie eine gänzliche Trennung Statt. Von der Zeit an, da Karl der Große im Alter selbst noch griechisch lernte, und Lehrer dieser Sprache in zweyen Städten des südlichen Deutschlands anstellte, bis zu der Zeit, da die beyden letzten Ottonen aus dem sächsischen Kaiserhause, der griechischen Sprache kundig genug waren, um sie zu sprechen, war die Kenntniß derselben in Deutschland besonders nie ausgegangen. War sie früherhin, wie natürlich, zunächst auf die Bibel und die Kirchenväter gerichtet, so ließ jetzt der Erzbischof Bruno von Kölln, der aus demselben großen Kaiserhause entsprossen war, Gelehrte aus Griechenland in der Absicht kommen, um auch die Profanschriftsteller, Geschichtschreiber und Philosophen selbst verstehen zu können, und andern erklären zu lassen. Unter der Dynastie der sächsischen Kaiser, welche mit dem byzantinischen Hofe durch Heirath vielfach verbunden waren, erhob sich

nun auch, vorzüglich im nördlichen Deutschlande, eine Menge schöner Kirchen und Denkmahle der Baukunst, nach dem Muster der griechischen Sophien-Kirche, dem ersten Vorbilde aller christlichen Architektur. Ueberhaupt aber war Deutschland in diesem Zeitraume, vom zehnten bis zum zwölften Jahrhundert, nicht bloß das mächtigste, sondern auch das cultivirteste Land in ganz Europa.

So ist also der Vorwurf, welchen man gewöhnlich den germanischen Völkern macht, daß sie Verwilderung und Barbarey über das von ihnen eroberte Römer-Reich und Abendland verbreitet haben, in der Art und Allgemeinheit, wie man ihn gewöhnlich vorträgt, vollkommen ungegründet. Besonders ungerecht ist dieser Vorwurf gleich in den ersten Zeiten der Völkerwanderung, gegen die Gothen; denn diese, lange schon Christen vor der Einwanderung und Eroberung, bekannt also mit der ganzen Einrichtung des Unterrichts, und den Verhältnissen des gelehrten und geistlichen Standes, wie sie damahls in der Römerwelt waren, haben im Ganzen gar nicht zerstörend gewirkt, sondern vielmehr wissenschaftliche Anstalten erhalten und befördert, soviel nur ihre Kräfte vermochten, und die Umstände erlaubten. Eine Ausnahme davon fand nur da Statt, wo die gothischen Völker von einem fremden, wilden, heidnischen Eroberer angeführt wurden, oder wo in einzelnen Fällen Partheyhaß, weil sie

Arianer waren, sie gegen die Katholischen ungerecht und erbittert machte. Selbst die letzte blühende Zeit der noch alt zu nennenden römischen Litteratur fällt unter Theodorich, und niemahls hat der seynsollende Patriotismus der Italiäner einen verkehrteren Gegenstand ergriffen, als in dem bekannten Lieblings-Thema ihrer spätern Dichter: das von den Gothen befreyte Italien. Denn gerade unter Theodorich, und unter der Gothen Herrschaft, begann für Italien wieder eine glückliche Zeit, und eine neue Morgenröthe, die nur allzu bald ein Ende nahm. Das wahre Elend und die eigentliche Barbarey begann, als die Gothen wieder vertrieben waren, und Italien von byzantinischen Eunuchen und Satrapen unterdrückt und ausgesogen ward. Ueberhaupt gibt es keine bessere Rechtfertigung für die Einwirkung der germanischen Völker auf das neuere Europa, als wenn man diese aufstrebende Thätigkeit, diese Fülle von Leben in dem europäischen Abendlande, diese sich so mannichfaltig und so herrlich entwickelnde Nationalkraft, diese Poesie des Mittelalters vergleicht und zusammenstellt mit dem Elend des tausend Jahre lang dahinschmachtenden byzantinischen Reichs, und sie mit dieser einförmigen Geisteserschlaffung und Ertödtung vergleicht. Und doch besaßen die Byzantiner allerdings viel grössere litterarische Reichthümer und Hülfsmittel, und manche Kenntnisse, welche das Abendland erst von ihnen entlehnen mußte. Es kommt auch

in der Geistesbildung und Litteratur nicht so sehr auf die todten Schätze an, die man ererbt hat, als auf den lebendigen Gebrauch, den man davon macht.

Ungünstiger war allerdings die Wirkung, wo die einwandernden und erobernden deutschen Völker, noch nicht Christen, in ihren Sitten rauher, und mit den römischen Einrichtungen und wissenschaftlichen Anstalten völlig unbekannt waren, wie die Franken in Gallien, oder die Sachsen in Brittannien. Will man überhaupt durchaus eine Unterbrechung und Zwischenzeit der Zerstörung und Finsterniß annehmen, so hat diese höchstens Statt gefunden in dem Zeitraume von Theodorich bis auf Karl den Großen, und auch da nicht vollkommen. Denn als Italien unter dem byzantinischen Druck in Barbarey darnieder lag, hatte sich das Licht der Erkenntniß und der regen Thätigkeit in den fernen Norden, in die Klöster von Irrland und Schottland gerettet, und kaum hatten die Sachsen in England mit dem Christenthum diese wissenschaftliche Cultur, wie sie damahls war, überkommen, als sie bald allen andern Nationen des Abendlandes darin zuvor eilten, bis dann dieses Licht nach Frankreich und Deutschland verpflanzt wurde, um nie wieder zu erlöschen. Seit Karl dem Großen hat eine stete, nicht nur planmäßige Erhaltung, sondern auch unermüdete und rastlos fortschreitende Erweiterung der Kenntnisse Statt gefunden, so daß man eigentlich die Epoche der Wie-

herstellung der Wissenschaften, welche genauere Geschichtforscher schon bis in das Zeitalter der Kreuzzüge zurück verlegen, mit Karl dem Großen anfangen müßte. Selbst in der finstersten kurzen Zwischenzeit vom sechsten bis zum achten Jahrhundert, fing jenes wissenschaftliche Institut sich an zu bilden, was durch Karl begünstigt und allgemein begründet, die ausgedehnteste Wirksamkeit erhielt; jene dem Abendland eigenthümliche Einrichtung gelehrter Klöster, und einer für das allgemeine Wohl thätigen Geistlichkeit. Diesen so zweckmäßig eingerichteten geistlichen Corporationen, welche die Länder urbar machten, die Völker bildeten, den Staat befestigten, und die Wissenschaften unermüdet erweiterten, verdankt eigentlich das neuere Europa seine nachmahlige Ueberlegenheit über die Byzantiner, welche ihm an ererbten Vorkenntnissen, und über die Araber, welche ihm an äußerer Macht und Hülfsmitteln so weit überlegen waren. Vergleicht man die poetische Armuth eines Alfred, die frugale Einfalt, in welcher der Eroberer Karl lebte, die beschränkten Hülfsmittel beyder auch in ihren wissenschaftlichen Unternehmungen, mit dem Reichthum, dem Glanz, der Verschwendung, die ein Harun al Raschid, oder andere Chalifen und Sultane, unumschränkte Beherrscher der reichsten Länder des Orients, über ihre wissenschaftliche Einrichtungen verbreiten und ausschütten konnten, so erscheint das Abendland dagegen dürftig

und muß weit zurückstehen. Dennoch hat es in der Folge den Sieg davon getragen, zum sichern Beweise, daß die Wissenschaften besser gedeihen durch Institute, die vom Staate und den äußern Verhältnissen unabhängig, Jahrhunderte hindurch im Stillen anwachsen, und ungehindert sich ausbreiten, als durch die vorübergehende Gunst und Willkühr eines Herrschers, der darin zunächst nur seinen eignen Ruhm, und einen äußern Glanz sucht. Am meisten hat daher Karl der Große auf die Cultur der Nachwelt dadurch gewirkt, daß er jenen wissenschaftlichen Instituten und geistlichen Corporationen ihre Dauer und Unabhängigkeit sicherte, und ihre allgemeine Ausbreitung möglichst beförderte. So groß indessen auch Karls Verdienste um Geistesbildung und Litteratur, sowohl die lateinische, als die der Landessprache waren, so läßt sich nicht läugnen, daß Alfred, der selbst Forscher, ja für sein Zeitalter ein Gelehrter war, besonders in dem Anbau der eignen Sprache noch mehr geleistet hat. Als aber in England die Einfälle der Dänen nachtheilig wirkten, und von dem, was Karl in Frankreich und im südlichen Deutschland für Geistesbildung eingerichtet und begründet hatte, dort die Normänner, hier die Ungern manches zerstörten, so blühte bald darauf unter den sächsischen Kaisern eine Cultur auf, die in jeder Rücksicht der frühern unter Karl und Alfred überlegen war. Besonders an guten Geschichtschreibern war damahls

Deutschland reich, ja reicher als jedes andere Land in Europa, von Eginhard, Karls Geheimschreiber an, bis auf Otto von Freysingen, einem Fürsten aus dem Hause der Babenberger, Sohn Leopolds des Heiligen, und Oheim jenes großen Barbarossa, aus dem Kaiserhause der Hohenstaufen; wozu auch das beytragen konnte, daß Deutschland damahls der Mittelpunct aller politischen Verhältnisse war. Mönchs-Chroniken pflegte man sonst mit einem allgemeinen wegwerfenden Nahmen alle lateinischen Geschichtswerke des Mittelalters, weil sie von Geistlichen herrühren, zu nennen; indem man vergaß, daß diese Schriftsteller zum Theil von fürstlicher Geburt, mit allen Staatsverhältnissen und Geschäften vertraut, überhaupt die unterrichtetsten und gebildetsten Männer ihrer Zeit, am besten fähig waren, die wichtigsten Begebenheiten desselben mit gesunder Beurtheilung zu überschauen, oder auch durch eigne Reisen im Stande, die Sitten entlegener Völker des Morgenlandes, oder des noch weniger bekannten Nordens, als Augenzeugen ihren Zeitgenossen mit Klarheit darzustellen. So pflegte man oft in der Herabsetzung des Mittelalters ganz streitende, und sich widersprechende Vorwürfe auf einander zu häufen. War von dem Verderben der Geistlichkeit die Rede, so hieß es, sie beherrschten weitläuftige Länder, sie lebten wie Fürsten, und sie lenkten alle Staatsgeschäfte. Kam man auf ihre Werke, so hieß es: unwissende Mönche

ſeyen ſie geweſen, welche keine Geſchichte ſchreiben konnten, weil ſie die Welt nicht kannten. Die beſte Lage für einen Geſchichtſchreiber iſt aber gerade eine ſolche, wo er wohl Gelegenheit hat, die Welt und ihre Geſchäfte aus Erfahrung kennen zu lernen, aber doch auch wieder unabhängig von ihr iſt, und die Freyheit behält, ſich zurückzuziehen, und die Begebenheiten ruhig als bloßer Zuſchauer zu beobachten. Gerade in dieſer Lage befanden ſich mehrere von jenen Geſchichtſchreibern, deren Werth jetzt, je mehr das Studium der Geſchichte ſelbſt fortgeſchritten iſt, auch wieder faſt allgemein anerkannt wird, beſonders derer aus der Zeit der ſächſiſchen Kaiſer. In der Philoſophie hatte beſonders England und Frankreich, auch noch vor der Einwirkung der Araber, und der durch ſie eingeführten Alleinherrſchaft des Ariſtoteles, ſehr ausgezeichnete Schriftſteller. Ein tiefer Forſcher iſt im neunten Jahrhundert jener Schotte oder Irländer, den man von dem Lande ſeiner Geburt nur Scotus Erigena nennt; nicht minder groß und tiefſinnig war aber Anſelmus, obwohl ſeine Philoſophie ganz in den Gränzen der anerkannten Wahrheit blieb; ein geiſtreicher Denker und Redner iſt Abälard, auch in Sprache und Kenntniß der Alten ausgezeichnet, wie ſein Schüler Johann von Salisbury. —

X Für alle die romaniſch redenden Länder mußte freylich eine Art von chaotiſcher Zwiſchenzeit entſtehen, ehe die veränderte Mundart des Volks von ihrem la-

teinischen Ursprung sich ganz lostrennen, und sich wieder zu einer eigenthümlichen, und einigermaßen bestimmten Sprachform gestalten konnte. Wenn nicht andere ungünstige Umstände es verhindert hätten, so wäre in dieser Hinsicht das Verhältniß der deutschen Völker für die Geistesbildung weit günstiger gewesen. Denn es ist noch ungleich leichter zwey ganz abgesonderte Sprachen zu gleicher Zeit zu cultiviren, als da, wo zwey Sprachen sich vermischt haben, oder eine innere Revolution die Sprache ganz verändert hat, eine neue Form derselben zuerst zu bilden. Dieß erfordert immer einen langen Zeitraum. Für die Entwicklung der deutschen Sprache und also auch für die nationale Geistesbildung war es unglücklich, daß die zuerst gebildeten Mundarten immer wieder untergingen, und so die auf ihre Bildung gewandte Mühe mehr als einmahl verlohren ging. Die gothische Sprache, die schon ziemlich regelmäßig gebildet war, erlosch mit der Nation selbst. Eine noch ungleich regelmäßigere Ausbildung erlangte die angelsächsische, von der man wohl sagen kann, daß unter Alfred schon eine ganze Litteratur in ihr vorhanden war; eine große Anzahl von Werken, nicht bloß Gedichte und Uebersetzungen, sondern auch Geschichten in Prosa, und wissenschaftliche Bücher mannichfacher Art enthaltend. Aber auch diese Sprache, obwohl noch viele ihrer Denkmahle bestehen, ging unter, als die französisch redenden Normänner England eroberten,

und aus der Mischung eine ganz neue, die jetzige englische Sprache entstand. So mußte nun die deutsche Sprache zum dritten Mahle das schwere Geschäft ihrer regelmäßigen Ausbildung beginnen. Dieß geschah im neunten Jahrhundert, denn damahls erst begann unsere jetzige hochdeutsche Sprache sich einigermaßen zu entwickeln; sind auch früherhin schon Anfänge und Versuche dazu gemacht worden, so sind sie doch noch nicht von ganz entscheidendem Erfolg gewesen. In jenen Denkmahlen sehen wir die deutsche Sprache noch ganz so unbeholfen und schwankend erscheinen, und im chaotischen Kampf, wie allemahl, wenn eine Sprache sich aus einer das Innere angreifenden Mischung oder Revolution zuerst wieder regelmäßig gestaltet. In eben diesem Zustande, wie die deutsche im neunten Jahrhundert, sehen wir auch die sämmtlichen romanischen Sprachen im eilften und zwölften Jahrhundert, in ihren ersten Versuchen auftreten. Man ist gewohnt, die deutsche Sprache als eine reine und uralte Stammsprache vor allen andern zu preisen. Dieß kann von der altsächsischen Sprache in vollem Maaße gelten, nicht aber so ganz von unserer jetzigen hochdeutschen. Diese ist eine neuere, erst im karolingischen Zeitalter aus der Verschmelzung mehrerer deutschen Mundarten, und einer sehr beträchtlich romanischen Einmischung entstanden, so daß man sie nicht mit Unrecht in die Reihe jener Sprachen stellen kann, welche aus der Verbin-

dung der germaniſchen und der lateiniſchen entſtanden ſind, und deren Entſtehung und urſprüngliche Beſchaffenheit wohl eine aufmerkſame Betrachtung verdient, da ſie dem Geiſte der gebildetſten Nationen Europa's zum Werkzeuge und zur Hülle dienen. Die eigentlich rein germaniſche und urſprünglich deutſche, allen Völkern dieſes Stammes gemeinſame Sprache iſt die altſächſiſche, die unter Alfred in England die vollkommenſte Ausbildung erhalten hat. Daß die Sachſen im nördlichen Deutſchlande dieſelbe Sprache redeten, wie die in England, iſt keinem Zweifel unterworfen; aber auch die Franken gebrauchten ſich urſprünglich derſelben, die auch dem ganzen germaniſchen Norden gemein war. Der Römer konnte ſich in England eines Franken zum Dollmetſcher bedienen, der Sachſe aus Brittannien bedurfte ſelbſt in Schweden gar keines ſolchen, und als König Alfred, als Sänger verkleidet, in das däniſche Lager ging, ſo hat er in keiner fremden, ſondern in ſeiner eignen Sprache die Lieder geſungen, höchſtens mit einer geringen Veränderung der Mundart oder der Ausſprache. In welcher von den verſchiedenen deutſchen Sprachen waren nun die Lieder gefaßt, welche Karl ſammeln ließ? — Nicht in der gothiſchen, denn dieſe war erloſchen, oder höchſtens waren noch in den aſturiſchen Gebirgen in Spanien Einzelne vorhanden, welche ſie verſtanden und reden konnten. Nicht in der oberdeutſchen, die wir noch ein hal-

des Jahrhundert nach ihm erſt im Werden begriffen ſehen, und die nur deßhalb fränkiſch genannt wird, weil in der ganzen karolingiſchen Zeit, dieß nach dem herrſchenden Volke faſt eine allgemeine Bezeichnung für alles Deutſche iſt. Dazu kommt, daß dieſe Lieder auch ſchon zu ſeiner Zeit alt, wenn auch nur zwey, wenn auch nur ein Jahrhundert alt waren. Ich glaube alſo mit Gewißheit behaupten zu dürfen, daß dieſe Lieder in ſächſiſcher Sprache abgefaßt waren, in derſelben, welche Alfred ſchrieb, und die auch Karl, wenn er nicht romaniſch redete, geſprochen hat; er, der am liebſten in den rheiniſchen Niederlanden lebte, dem alten Stammlande der Franken, deren Sprache urſprünglich auch die ſächſiſche war.

Dieſe Bemerkung iſt nicht blaß für den Freund der Sprache und der Dichtkunſt, ſondern auch ſelbſt für die Geſchichte in ſo vieler Beziehung wichtig, daß ich mir erlaubt habe, ſie nicht zu übergehen.

Den Urſprung der hochdeutſchen Sprache aber erkläre ich mir auf folgende Art. Die deutſchen Völker, welche urſprünglich vorzüglich das baltiſche Meer umwohnten, haben, da ſie mehr gegen Süden wanderten, dadurch ihre Sprache verändert; z. B. die Gothen, welche vom baltiſchen bis an das ſchwarze Meer zogen, und dort ein großes Reich gründeten, mitten unter vielen ganz fremdartigen Nationen lebend, von denen ſie ſogar einzelne Worte annahmen, haben eben

dadurch eine ganz eigne Mundart und verschiedene Sprache erhalten. Im südlichen Deutschland, besonders in den Alpenländern, hat sich der gewöhnliche klimatische Einfluß gebirgichter Länder auf eine rauhe Aussprache und die harten Gargeltöne bewährt. Die auf einander folgende gothische und fränkische Herrschaft und Kolonieen haben im südlichen Deutschland eine Verwirrung oder Verschmelzung verschiedener deutscher Mundarten erzeugt, und die romanische Einmischung ist den römischen Kolonieen an der Donau, besonders aber der frühern Verbreitung des Christenthums in diesen Gegenden zuzuschreiben.

Unter allen romanischen Sprachen hat sich die provenzalische zuerst entwickelt, vermuthlich, weil sie am wenigsten fremde Einmischung erfahren hat. Die alte Landessprache ist hier in dieser zuerst zur römischen Provinz gewordenen Gegend, wahrscheinlich auch am frühesten erloschen; die deutsche Ansiedlung ist aber verhältnißmäßig wohl sehr gering, und nicht bedeutend gewesen. Um also diese ganze Betrachtung über die Sprachen des neuern Europa mit einer allgemeinen Uebersicht zu beschließen; so haben sich von allen denen Sprachen, die aus der Vermischung der romanischen und der germanischen entstanden sind, die oberdeutsche oder allemannische, und die provenzalische zuerst entwickelt, welche beyde am meisten rein geblieben waren und die geringste Einmischung erlitten hatten. Von

jenen drey romaniſchen Sprachen, welche eine beträchtlichere Einmiſchung erfahren haben, der italiäniſchen, ſpaniſchen und nordfranzöſiſchen, hat die, welche ſich am meiſten von der lateiniſchen entfernt, die franzöſiſche, zuletzt den höchſten Punkt ihrer Vollkommenheit erreicht. Die jüngſte aller dieſer Sprachen iſt die engliſche, in welcher die Miſchung am ſtärkſten war, und beyde Beſtandtheile des Germaniſchen und des Romaniſchen ſich ungefähr das Gleichgewicht halten. Hier hat auch der chaotiſche Zuſtand, den eine ſolche Miſchung nothwendig zur Folge hat, am längſten gedauert. Daß aber auch aus einem ſolchen in der Folge etwas ſehr Edles hervorgehen kann, das zeigt ſich in der eigenthümlichen Schönheit, in der Kraft, Schnelle und Leichtigkeit der engliſchen Sprache, ſo wie auch in dem hohen und eignen Nationalgeiſt ihrer Litteratur, die ohne eine ſolche Sprache ſich nicht ſo würde haben geſtalten können.

Das allgemeine Erwachen eines neuen Lebens und jugendlichen Gefühls in dem Zeitalter der Kreuzzüge zeigte ſich beſonders in der plötzlichen Entfaltung jener Poeſie, welche man bey den Provenzalen die fröhliche Wiſſenſchaft nannte, und welche bey den geiſtvollſten Nationen des damaligen Europa einen ſo verſchwenderiſchen Reichthum von Ritterdichten und Minneliedern hervorgebracht hat. Da der Geiſt des Minnegeſangs aus allen dieſen Ritterdichtungen athmet,

und dieser Geist vorzüglich sie von andern bloß heroischen Heldengedichten unterscheidet, so mache ich mit dem ersten den Anfang. Der Minnegesang blühte zuerst auf bey den Provenzalen, und pflanzte sich von ihnen auf die Italiäner fort, die anfangs selbst wohl in provenzalischer Sprache dichteten. Jetzt ist diese Sprache wie ausgestorben, daher die noch vorhandenen Denkmahle derselben unbenutzt in den Handschriften-Sammlungen da liegen. Nebst Frankreich blühte die fröhliche Wissenschaft am frühsten in Deutschland, am meisten im zwölften und dreyzehnten Jahrhundert. Erst im vierzehnten Jahrhundert erreichte der Minnegesang der Italiäner durch Petrarka seine kunstreiche Vollendung, und das funfzehnte Jahrhundert war die eigentliche Zeit der spanischen Lieder. Ja der letzte berühmte Dichter, der in dieser alten Art von Liebesliedern in Spanien einen großen Ruhm erreichte, lebte noch tief in das sechzehnte Jahrhundert hinein. Es war Castillejo, der Ferdinand dem Ersten aus seinem Vaterlande nach Oesterreich folgte.

Der Minnegesang hat sich bey jeder der genannten Nationen durchaus eigenthümlich entwickelt, dem verschiedenen Nationalgeiste gemäß; und ich glaube, daß hierin mit Ausnahme der Italiäner keine Nation von der andern viel entlehnt hat; während die Ritterdichtungen allerdings immer von einer Nation zur andern verpflanzt wurden und eine Art von Allgemeingut für

alle waren. Selbst die Liederform hat sich bey jeder Nation ganz verschieden gestaltet. In allen herrscht der Reim, und zwar ein sehr musikalischer Gebrauch desselben, der ohne die Beziehung auf die Musik fast verschwenderisch und spielend scheinen könnte. Wahrscheinlich hat diese gemeinschaftliche Eigenschaft ihren Grund in der Beschaffenheit der damahligen Musik, da sie ursprünglich alle zum Gesange bestimmt waren.

Daß die deutschen Dichter ihre Minnelieder von den Provenzalen entlehnt hätten, wie man oft ohne allen Beweis behauptet, und ohne Grund vorausgesetzt hat, ist um so weniger wahrscheinlich, da die Deutschen in viel frühere Zeit Minnelieder gehabt haben; denn schon unter Kaiser Ludwig dem Frommen fand man es nöthig, den Klosterfrauen das häufige Singen der deutschen Liebesgesänge, oder Wynelieder, zu untersagen. In der Ritterzeit haben allerdings einige deutsche Fürsten, die in Italien mehr einheimisch waren, auch in provenzalischer Sprache gedichtet; aber dieß beweist für den deutschen Minnegesang selbst nichts. Wäre dieser entlehnt, so würden die Sänger doch bisweilen ihre Vorbilder erwähnen, wie Petrarka seine geliebten Provenzalen so oft mit Ruhm anführt, um so mehr, da die deutschen Verfasser der erzählenden Rittergedichte, ihre provenzalischen oder französischen Quellen fast jeder Zeit anführen.

Wie dem auch sey, in der Liederform, und auch

im Charakter, in dem Gedankengange, und der Gefühlsweise, sind die deutschen Minnelieder von den provenzalischen und französischen ganz verschieden, und von allen noch vorhandenen und schon bekannten Sammlungen der Art ist die deutsche die reichste.

Was darin zuerst auffällt, ist der sanfte Geist, den sie athmen; besonders Wunder nimmt es uns, wenn man einige dieser Fürsten und Ritter, von denen sie herrühren, in der Geschichte als die kühnsten Helden auftreten sieht. Aber dieser Gegensatz findet sich oft in der Natur, und muß wohl dem menschlichen Herzen, wenn es edel ist, gemäß seyn; daß nähmlich mitten in einem ganz kriegerischen Leben sanfte Neigungen erwachen, und aus der höchsten heroischen Kraft das feinste Zartgefühl, wie eine schöne Blume, emporsteigt. Jene alte Melodie, welche dem König Richard allgemein zugeschrieben wird, ist nur wie ein rührender Klagehauch, sanfter als man von dem löwenherzigen Helden irgend erwarten sollte.

Doch die Zartheit der Gefühle, und auch die Anmuth und musikalische Weichheit in der Sprache hat man den deutschen Minneliedern noch nie abgesprochen, dagegen macht man ihnen den Vorwurf der Einförmigkeit und der Tändeley. Der Vorwurf der Einförmigkeit ist eigentlich sonderbar; es ist, als ob man sich beklagen wollte, daß im Frühling oder in einem Garten der Blumen zu viel seyen. Freylich sollten Gedichte

der Art nur wie einzelne Blumen den Weg des Lebens schmücken, und nicht mit einem Mahle ausgeschüttet werden, was Ueberdruß erregt. Der Laura selbst hätte es zu viel werden mögen, wenn sie alle Gedichte, welche Petrarka noch bey ihrer Lebenszeit an sie gesungen hat, mit einem Mahle hätte lesen sollen. Der Eindruck der Einförmigkeit liegt aber bloß darin, daß wir ganze Hunderte von solchen Liedern, weil sie jetzt eine Sammlung bilden, hinter einander lesen, oder durchlaufen; wozu sie ursprünglich gar nicht bestimmt waren. Denn sind sie auch nicht alle an eine wirkliche Geliebte gerichtet gewesen, sondern manche bloß ersonnen worden; so war es doch immer für den Gesang, und um so gesungen, so lange man Lust daran fand, das gesellige Leben zu erheitern und zu verschönern. Außerdem ist es unvermeidlich, daß nicht bloß Liebesgesänge, sondern überhaupt alle lyrischen Gedichte, wenn sie ganz Natur sind, und nur aus der eignen Empfindung hervorgehen, sich in einem bestimmten Kreise von Gefühlen und Gedankengange bewegen. Dieß ließe sich selbst in der ernsthaften lyrischen Gattung durch Beyspiele von allen Nationen bewähren. Das Gefühl muß eine gewisse Hauptrichtung haben, wenn es sich eigenthümlich und poetisch aussprechen soll; und wo das Gefühl vorherrschen soll, da kann der Gedankenreichthum nur eine untergeordnete Stelle einnehmen. Die geforderte Mannigfaltigkeit der lyrischen Gedichte findet sich nur

in den Zeitaltern der Nachbildung, wo man denn oft alle mögliche Gegenstände in allen möglichen Formen behandelt, und oft den Ton und den Geschmack der verschiedensten Nationen und Zeitalter in einer Sammlung beysammen, und um so mehr Abwechslung zum hintereinander Durchlesen findet, je mehr das Lied und der Gesang zum Gelegenheitsgedicht herabgesunken ist, oder sich in sinnreiche Kleinigkeiten und Epigramme zersplittert und aufgelöst hat.

Der zweyte Vorwurf, welchen man den Minneliedern macht, daß sie tändelnd seyen, ist nicht ungegründet; aber ich weiß nicht, ob es durchaus ein Tadel ist. Selbst die Alten, obwohl sie in ihren erotischen Gedichten mehr die Gluth der Leidenschaft in ihrer ganzen Stärke darzustellen streben, haben doch erkannt, daß auch dieses Spielende in der Natur und in dem Gefühl der Liebe liege, indem sie in ihrer Mythologie den Amor als ein Kind darstellen, und an diesen Begriff so manche sinnreiche Dichtungen und Bilder geknüpft haben. Daß die Liebe als die heftigste Leidenschaft auch in der Ritterzeit oft tragische Ereignisse und Handlungen hervorgebracht hat, läßt sich schon aus dem lebendigen Charakter dieses Zeitalters vermuthen. Die Geschichte bietet eine Menge Beyspiele der Art dar. Aber diese ernsthafte und leidenschaftliche Seite der Liebe wird in den Minneliedern selten hervorgehoben. So ganz ohne Sinnlichkeit, wie die pla-

toniſchen Sinngedichte und Geſänge des Petrarka, ſind die deutſchen Minnelieder nicht. Doch in den meiſten wird auch dieſe Seite nur zart berührt. Vorzüglich und faſt ausſchließend ergriffen dieſe Dichter diejenige Seite des Gefühls, welche dem Spiele der Fantaſie einen freyen Raum eröffnet. Es war alſo der Geiſt des Minnegeſangs überhaupt, und des deutſchen insbeſondere etwa folgender. Aus der den Deutſchen urſprünglich eignen Achtung vor den Frauen, entwickelte ſich bey mildern und verfeinerten Sitten, und nachdem auch das Chriſtenthum ſtrengere und reinere Begriffe von Sittlichkeit allgemeiner verbreitet hatte, ein Zartgefühl, das nur, wenn es nicht mehr empfunden ward, und die bloße Form davon übrig geblieben war, in leere Galanterie entartete; was aber, ſo lange es wirklich gefühlt wird, doch etwas unläugbar Edles und Schönes, auch für die Poeſie iſt. Die provenzaliſchen Liebeshöfe und Gerichte, die daſelbſt mit einer faſt metaphyſiſchen Spitzfindigkeit durchgeführten Streitigkeiten und beantworteten Fragen über die Liebe, ſind dem deutſchen Minnegeſang eigentlich durchaus fremd. Er iſt kunſtlos im Vergleich mit dem ſinnreichen Gedankenſpiel des Petrarka oder der ſpaniſchen Lieder; dagegen aber iſt er gefühlvoller, und beſingt neben der Liebe gern auch die Natur, und die Schönheit des Frühlings.

Die epiſche Poeſie gehört ganz der Vorzeit an;

der Dichter eines schon kunstgebildeten Zeitalters, der es noch vermag, wie ein Sänger der Vorwelt, und wahrhaft episch zu dichten, ist immer als eine höchst seltene Ausnahme, und als eine in seinem Jahrhundert oder bey seiner Nation einzige Erscheinung und hohe Gabe der Natur betrachtet und verehrt worden. In der dramatischen Poesie behaupter dagegen die Kunst desto mehr ihre Vorrechte, und nur in einem ganz kunstgebildeten Zeitalter kann sie gedeihen. Für die lyrische Poesie ist, wie die Jugend des Einzelnen am empfänglichsten, so auch das jugendliche Zeitalter der Nationen, sie hervorzubringen, das glücklichste. Eine solche freylich nicht bloß in der Blüthe des Gefühls schwelgende, sondern auch kriegerisch muthige und lebendig thatenreiche Jugendzeit war für die Nationen des Abendlandes, das Zeitalter der Kreuzzüge.

Nebst den Kreuzzügen selbst, haben vorzüglich die Normannen viel beygetragen, der Fantasie der europäischen Nationen einen ganz neuen Schwung zu geben. Zwar waren die Grundzüge des Ritterthums schon überall vorhanden, so wie sie selbst aus der ursprünglich germanischen Verfassung hervorgehen; der poetische Glaube an das Wunderbare, an riesenstarke Helden, Berggeister, Meerfrauen, Elfen und zauberkundige Zwerge war noch aus der altnordischen Götterlehre in der Fantasie zurückgeblieben. Aber es war ein frischer Lebensgeist, den die Normannen noch unmit-

telbar von der Quelle her, aus dem Norden mitbrachten, und mit dem sie alle jene vorhandenen Elemente des Ritterthums und der Poesie jetzt von neuem befruchteten. Dieser Geist verließ sie nicht, als sie christlich dachten und französisch sprachen; vielmehr verbreitete er sich nun erst recht über ganz Frankreich und über das ganze christliche Europa, und folgte den Normannen nach England und Sicilien, und bis auf die kühnen Züge nach Jerusalem, an denen sie einen so ganz vorzüglichen Antheil nahmen. Nicht nur ihre Sinnesart, auch ihre Lebensweise war durchaus poetisch, und ganz auf den Hang zu Abentheuern gegründet, stäts auch in den kriegerischen Unternehmungen das kühnste wählend und wagend, und immer auf das Wunderbare gerichtet, und so haben sie auf die Poesie des Mittelalters einen vorzüglich großen Einfluß gehabt. Besonders scheinen sie die Geschichte Karls des Großen mit Liebe aufgefaßt, und zum Rittergedicht gestaltet zu haben. Das historische Wahre in dieser Geschichte, die Schlacht bey Roncesvall, wo das fränkische Heer von den Arabern und Spaniern überfallen ward, und eine große Niederlage erlitt, und wo Roland den Heldentod starb, war eher eine unglückliche als sehr ruhmvolle Begebenheit für Karl und die Franken. Daß die Erinnerung daran dennoch in dem Andenken des Volks so werth blieb, und auch für die Poesie schon früh ein beliebter Gegenstand wurde, davon ist der Grund viel-

leicht darin zu ſuchen, daß ungeachtet jener unglücklichen Schlacht, es doch Karln im Ganzen gelungen war, den Fortſchritten der Araber Schranken zu ſetzen, und ſelbſt jenſeits der Pyrenäen Vertheidigungsmarken, als ein gemeinſames Bollwerk für das geſammte Abendland zu gründen. Vorzüglich aber lag es wohl in der eigenthümlich chriſtlichen Anſicht dieſer Begebenheit. Jene Ritter waren im Kampf gegen die Feinde der Chriſtenheit gefallen; waren ſie alſo gleich irdiſch beſiegt, ſo blieb ihnen doch die himmliſche Siegespalme gewiß. Sie waren für die Sache Gottes den Heldentod geſtorben, und wurden alſo als Märtyrer betrachtet. In einer ſolchen Anſicht war unſtreitig das alte Rolands-Lied abgefaßt, deſſen oft erwähnt wird, und welches als Schlachtlied auch bey den Normannen diente; denn ohne dieſe himmliſche Tröſtung wäre ein unglückliches Todeslied ſchwerlich geeignet geweſen, den Muth zur Schlacht zu beſeelen. In dem Zeitalter der Kreuzzüge ward nun die Geſchichte von Karls Thaten, von der Schlacht bey Roncesvall, und Rolands Tode, ganz als Kreuzzug dargeſtellt, anfangs in der Abſicht, den jetzigen Rittern und Kreuzfahrern ein anfeuerndes Beyſpiel und hohes Vorbild unter den ſchon verherrlichten und vielbeſungenen Nahmen des großen Kaiſers und ſeiner Helden aufzuſtellen; ja es ward Karln ſelbſt ein fabelhafter Kreuzzug beyge-

legt. Allmählig brachte man nun alle Sultane und alle Zauberey'n des ganzen Orients in die Geschichte Karls, behandelte diese ganz fabelhaft, und früh genug scheinen sich auch einige komische Charaktere und Dichtungen an das Uebrige angeschlossen zu haben. Durch die mündlichen Erzählungen der Kreuzfahrer waren ohnehin zahllos viele fabelhafte Sagen und Mährchen verbreitet worden, und als endlich die Reisebeschreibung des Marco Polo bekannt wurde, der einen großen Theil von Asien durchstreift hatte, und der wegen seiner Uebertreibungen und seiner großen Zahlen nur Messer Millione genannt wurde, da gab es zwischen Marokko und China nichts Wunderbares, es mochte auf einiges Wahre gegründet, und nur halb fabelhaft, oder ganz und gar erdichtet seyn, was nicht in diesen Poesieen zusammengeflossen wäre. So verlohr diese geschichtliche Sage von den Thaten und Kriegen Karls des Großen, welche in ihrer ursprünglichen Gestalt wohl Gegenstand für ein ernstes Heldengedicht hätte seyn können, allen festen Grund und Boden, und wurde bloß eine Form, oder Einfassung, worin sich alle mögliche beliebigen Dichtungen eintragen ließen, und bloß ein Vehikel für das kühne und willkührliche Spiel der Fantasie mit dem Wunderbaren. Diese Gestalt hat sie beym Ariost, und den andern, die ihm vorangingen oder nachfolgten, wo der Dichter des hinreissenden Zaubers

seiner Sprache und seiner Darstellung gewiß, gar nicht mehr täuschen will durch seine luftige Gestalten, und vorüberfliegende Gemählde, sondern oft durch absichtliche Uebertreibung, durch willkühliche Unordnung und scheinbare Verwirrung, in der bald hier bald dort hineilenden Erzählung, und durch eingestreute Scherze, die Täuschung selbst wieder zerstört.

Achte Vorlesung.

Dritter Fabelkreis der Rittergedichte, vom Artus und der Tafelrunde. Einfluß der Kreuzzüge und des Morgenlandes auf die Poesie des Abendlandes. Arabische Lieder, und Persisches Heldenbuch von Ferdusi. Letzte Abfassung des Nibelungen-Liedes, Wolfram von Eschenbach, wahre Bedeutung der gothischen Baukunst. Spätere Poesie der Ritter-Zeit und Gedicht vom Cid.

Es sind vorzüglich drey Kreise von Fabeln und Geschichten, welche den Rittergedichten des Mittelalters zum Gegenstande dienten. Den ersten bilden die Sagen von den gothischen, den fränkischen und burgundischen Helden aus der Zeit der Völkerwanderung; sie machen den Inhalt des Nibelungen-Liedes aus, und der verschiedenen unter dem Nahmen des Heldenbuchs bekannten Stücke. Diese heroischen Sagen haben am meisten einen geschichtlichen Grund; sie athmen noch ganz den nordischen Geist, sie sind vielfältig auch in den skandinavischen Sprachen besungen und behandelt

worden, und schließen sich zunächst an die heidnische Vorzeit, und an die altdeutsche Götterlehre an. Der zweyte Hauptgegenstand der Rittergedichte war Karl der Große, besonders aber sein Krieg gegen die Araber, die Schlacht bey Roncesvall, und der Ruhm der um ihn vereinten großen Helden. Die Erzählungen davon entfernten sich sehr bald von der Wahrheit; der thätige Held ward in einen müßigen Beherrscher, ähnlich denen des Morgenlandes, verwandelt. Dazu kann beygetragen haben, daß die Normannen, welche diese Dichtung vorzüglich ausgebildet, sich Karln bey allem Ruhm, der seinen Nahmen umgab, in ähnlichen Verhältnissen dachten, wie sie die unthätigen Monarchen auf seinem Thron zu ihrer Zeit fanden. Wie dem auch sey, eine gewisse, fast komische Uebertreibung gewann bald Einfluß in dem Vortrage dieser Geschichte, es ward immer mehr Wunderbares und Willkührliches hinzugedichtet, und zuletzt blieb das Ganze nur ein bloßes Spiel der Fantasie, wie wir es im Ariost sehen. Nicht ganz so erging es dem dritten Fabelkreise der Ritterdichtung, den Geschichten von dem brittischen König Artus und seiner Tafelrunde. Zwar ward auch hier das ursprünglich Geschichtliche, durch die ganze Fülle des Wunderbaren, was die Kreuzzüge darboten, bereichert, und die Dichtung bis nach Indien fortgeführt. Der geschichtliche Artus, ein christlicher König von celtischem Stamm in Brittannien, und dessen

Schicksale und Kriege gegen die erst noch heidnischen Heerführer der Sachsen, wäre nur ein sehr beschränkter Gegenstand gewesen. Desto mehr legte man hinein, indem man in dieser Dichtung vorzüglich das Ideal des vollkommenen Ritterthums zu entfalten suchte, und man behielt hier weit mehr ein bestimmtes Ziel im Auge, als bey den Gedichten von Karl dem Großen. Zunächst schlossen sich einige Dichtungen daran, welche die Liebe in den schönsten Verhältnissen des ritterlichen Lebens darzustellen bestimmt sind. Die vorzüglichste dieser Dichtungen ist durchaus elegisch, wie es selbst der Nahme Tristans bezeichnet. Dieser sanfte elegische Anstrich ist der Natur einer solchen Darstellung durchaus angemessen, nicht nur wegen des Widerspruchs zwischen dem innern Gefühl, und den äußern Verhältnissen, der Vergänglichkeit der Jugend, welche dem Reiz und selbst der Freude derselben immer schon eine gewisse wehmüthige Empfindung ihrer flüchtigen Kürze zugesellt, und besonders auch weil die höhere Sehnsucht doch nie sich ganz befriedigt fühlt. Die poetische Umgebung, das Wunderbare, und die ritterlichen Sitten und Thaten, mit denen hier die Schicksale der Liebe verwebt erscheinen, wirken durchaus verschönernd, und für das Gefühl erhöhend. Vergeblich hat man in neuern Zeiten, wo man die Darstellung in die Gegenwart und prosaische Wirklichkeit verlegte, durch psychologische Zergliederung und Feinheit, durch Welt- und

Menſchenkenntniß den Mangel an Poeſie erſetzen wollen. Die Welt und die Menſchen lernt man doch nicht aus Büchern kennen. Wohl aber vermag die Poeſie die Ahndung ſolcher Gefühle, die ſelbſt ſchon eine natürliche Poeſie ſind, bey denen, die ſie noch nicht kennen, wie die Erinnerung bey denen, die ſie ſchon erfuhren, zu erwecken, und indem ſie alles in dem ſchönſten Lichte zeigt, und mit einem magiſchen Zauber umgiebt, dieſe Gefühle nicht ſo wohl zu veredeln, als in dem ihnen natürlichen Element der Schönheit zu erhalten. Unter allen größern und epiſchen Ritter-Liebesgedichten des Mittelalters, erhielt Triſtan von allen Nationen den Preis; damit jedoch auch hier die Einförmigkeit nicht ermüde, ſo ward jener mehr elegiſchen Dichtung die heitre und fröhliche vom Lancelott zugeſellt.

Aber noch zu einem ganz andern Zweck diente die Dichtung von Artus und ſeiner Tafelrunde. Man ſuchte in dieſem Kreis, der den Inbegriff und die Blume aller vollkommenen Rittertugend in ſich faſſen ſollte, beſonders auch den Begriff eines geiſtlichen Ritters auszudrücken, wie derſelbe einem hohen Gelübde getreu, durch ſtrenge Prüfungen und hohe Thaten eine Stufe der Vollkommenheit nach der andern erſteige, und zu immer höhern Graden der Weihe ſich erhebe. Dieß hinderte jedoch die Dichtung nicht, ihren ganzen Reichthum von Abentheuern und Wundern des Kriegs

und der Liebe im Abendlande und im Morgenlande zu entfalten. Unter dem Nahmen des heiligen Graal ward eine ganze Reihe von solchen ganz allegorischen Ritterdichtungen ersonnen, deren Ziel stets dahin geht, darzustellen: wie der Ritter durch immer höhere Einweihung, sich der Geheimnisse und Heiligthümer würdig machen soll, deren Aufbewahrung hier als das höchste Ziel seines Berufs erscheint. Man darf aber annehmen, und es sind bestimmte Anzeichen und Beweise vorhanden, daß nicht bloß das Ideal eines geistlichen Ritters, wie es damahls in dem Zeitalter, da die vornehmsten geistlichen Ritterorden entstunden und blühten, in den Gemüthern war, darin ausgesprochen wird, sondern auch manche von den sinnbildlichen Begriffen und Ueberlieferungen, welche einige dieser Orden, besonders die Tempelherren unter sich hatten, in diesen Dichtungen niedergelegt sind. Dieß ist auch in geschichtlicher Rücksicht merkwürdig. Lessing, welcher, soviel ich weiß, diese Bemerkung zuerst gemacht, und der eine sehr sorgfältige Untersuchung darauf gewandt hat, war wohl im Stande darüber zu urtheilen; und diejenigen, welche mit Gegenständen der Art bekannt sind, werden ihm unstreitig beystimmen, wenn sie die alten Dichtungen mit diesen Gedanken aufmerksam betrachten wollen. Selbst in den französischen Romanen vom Graal ist dieß unverkennbar, noch mehr aber in der äußerst kunstreichen deutschen Behandlung.

So hat denn dieser dritte Fabelkreis der Ritterdichte, der von Artus und der Tafelrunde, einen ganz eigenthümlichen allegorischen Charakter. Diese drey Fabelkreise, der von den Nibelungen, der von Karl dem Großen, und der von der Taf. runde, sind die vorzüglichsten Gegenstände der Poesie im Mittelalter gewesen; unzählige andere Dichtungen schlossen sich an jene, wie an ihren Mittelpunkt und Kern an. Es ist jetzt noch zu betrachten, welche Gestalt der Geist der Ritterdichtung, wie des Ritterthums selbst, bey jeder der vornehmsten Nationen Europa's angenommen, wie lange er gedauert hat, wie jene Poesie bald auf die eine, bald auf die andere Weise erloschen ist, und verlohren ging, und fast nirgends zu der vollendeten Entwickelung und kunstreichen Schönheit der Darstellung gelangte, deren sie wohl fähig gewesen wäre. Zuvor aber ist es nöthig, noch des Einflusses der Kreuzzüge auf die Poesie des Abendlandes mit einigen Worten zu gedenken, und besonders auch den Punkt zu berühren, in wie fern die Poesie des Morgenlandes daran Antheil gehabt hat.

Die Hauptsache blieb immer die Wirkung, welche die große Begebenheit der Kreuzzüge, in dem Geiste worin sie unternommen ward, schon an und für sich haben mußte, die Fantasie zu erwecken. Die Thaten Gottfrieds von Bouillon, wurden noch in derselben Zeit besungen, da sie eben erst geschehen waren; sie

durften nicht erſt in eine entfernte Vergangenheit zurücktreten, um poetiſch zu erſcheinen. Doch zogen die Sänger die fabelhaften Geſchichten Karls des Großen, nebſt denen von der Tafelrunde noch lange vor, weil hier die Fantaſie noch freyern Spielraum hatte.

Der Einfluß, den die Poeſie der Morgenländer durch die Kreuzzüge auf Europa gehabt hat, iſt bey weitem nicht ſo groß geweſen, als man ihn gewöhnlich angiebt, und was davon wahr iſt, gebührt größtentheils oder ausſchließend nur den Perſern und nicht den Arabern. Unter allen Werken der orientaliſchen Dichtkunſt ſind es vorzüglich zwey, welche dieſen Einfluß, und den Geiſt darſtellen, der durch denſelben nach Europa herüberkam, oder auch ſchon urſprünglich dem Dichtergeiſt des Nordens verwandt war: die unter dem Nahmen, Tauſend und Eine Nacht bekannte arabiſche Mährchenſammlung, und das perſiſche Heldenbuch des Ferduſi, den man bald den Homer, bald den Arioſt des Morgenlandes genannt hat.

Die ältere Poeſie der Araber vor Mahomet, beſtand, ſo weit ſie bekannt iſt, aus lyriſchen Heldengeſängen, welche ohne eigentliche Mythologie die kriegeriſchen Thaten und die Gefühle der Liebe beſangen, beſonders aber den Ruhm des einzelnen Kriegers und ſeines Geſchlechts. Alles iſt auf den Stamm, der geprieſen werden ſoll, gerichtet, und um ſeine hohen Volkzüge vor andern minder geachteten, oder auch ge-

haßten und angefeindeten Stämmen in das hellſte Licht zu ſetzen. Daneben Sittenſprüche, ſinnreiche Gedankenſpiele, wie das ganze Morgenland ſie liebt. Eine eigentliche Mythologie, eine ſolche Welt von Dichtungen über Götter und Helden, Geiſter und andere wunderbaren Naturen in ihrem Kampf dargeſtellt, wie die Griechen, die Perſer ſie hatten, und wie ſie auch in der nordiſchen Götterlehre enthalten iſt, findet ſich nicht in jener altarabiſchen Poeſie. Sie iſt ſo ganz lokal, daß ſie auch wohl kaum eine Verpflanzung leidet; vielmehr muß man ſich ganz in die Lebensart jener arabiſchen Stämme verſetzen, um ihre Poeſie einigermaßen verſtehen zu lernen. In der Abweſenheit einer eigentlichen Mythologie, und in der ausſchließenden Richtung und Beſchränkung auf den Ruhm, die Denkart, die Verhältniſſe und Erinnerungen einiger kriegeriſchen Stämme vom arabiſchen Adel, haben dieſe Geſänge eine allgemeine Aehnlichkeit mit den oſſianiſchen. Nur daß in dieſen meiſtens der klagende Ton der herrſchende iſt, angemeſſen dem Gefühl einer ſchon erlöſchenden Nation, oder wenn man will, einem vom Nebel umhüllten, von den Wogen des Nordmeers umrauſchten Lande, unter trübem und rauhen Himmel. In den arabiſchen Stammgeſängen herrſcht dagegen ein ſtolzer, freudiger, muthiger Geiſt, wie einer ſiegreichen Nation, und dem ſüdlichen Klima angemeſſen. Statt der Klage ſpricht hier auch oft der kriegeriſche Zorn

und Haß gegen den angefeindeten Stamm. Solche Stammgesänge sind immer durchaus lokal, und bleiben ganz dem Boden eigen, auf dem sie entsprungen sind. Dagegen die Dichtungen einer mehr mythologischen Heldensage leicht von einer Nation zur andern übergehen, und bey allen Nationen, die eine solche besitzen, manche Aehnlichkeit und Uebereinstimmung verrathen.

Eine dichterische Mythologie war so entfernt von dem Geiste der ältern Araber, daß die Erzählung bekannt ist, wie ein Araber zu Mahomets Zeit die persischen Heldengeschichten von Isfendiar und andern wunderbaren Rittern der Vorzeit als etwas Neues und Unbekanntes nach Mekka brachte, Mahomet aber diesem Einhalt that, weil er besorgte, daß man Gefallen daran finden, und seine Poesie, und seine Zwecke darunter leicht leiden möchten.

Gefallen fanden nun allerdings die Araber, als sie Asien beherrschten, an den Zaubergestalten der persischen Dichtkunst. Dieß beweisen die schon erwähnten arabischen Mährchen. Daß besonders diejenigen darunter, welche am meisten Wunderbares und Feerey enthalten, ursprünglich nicht alt und echt arabisch seyen, sondern die Poesie darin den Persern, zum Theil vielleicht selbst den Indiern angehört, das wird jetzt von den Kennern der orientalischen Litteratur für ausgemacht gehalten. Ob die Araber aber außer der von den

Persern entlehnten, eine wahrhaft eigne, und von ihnen selbst ausgegangene und gebildete Ritterpoesie gehabt, von mehr Dichtung als jene alten lyrischen Stammgesänge, das ist wenigstens bis jetzt noch nicht erwiesen.

Elfen und Alraunen, Berggeister und Meerweiber, Riesen, Zwerge und Drachen waren in der nordischen Götterlehre lange bekannt vor den Kreuzzügen. Dieß ist nicht entlehnt, sondern eine ursprüngliche Verwandtschaft zwischen der nordischen und persischen Götter- und Geisterlehre. Nur die südlichen Zaubergestalten jener Feerey, und den orientalischen Farbenglanz der Fantasie hat die Bekanntschaft mit dem Morgenlande in die Poesie des Abendlandes eingeführt. Es findet aber noch eine andere Art der Uebereinstimmung Statt. Das persische Heldenbuch, worin der Dichter im Anfang des eilften Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, Sagen und Geschichten der persischen Helden und Könige zusammentrug, und in der reinsten und blühendsten Persersprache, die damahls noch möglich war, und mit einer Fülle der Fantasie besang, welche ihm den Beynahmen des Paradiesischen verschaffte, der nun sein Nahme geworden ist, hat etwa folgenden Hauptinhalt in dem mythologischen Zeitraume. Die Herrlichkeit Dschemschids, auf dessen Nahmen alles zusammen gehäuft wird, wodurch ein Herrscher und ein Sieger als der Abglanz des Ewigen auf Erden erscheinen kann, steht am Anfange dieser Dichtung als das gol-

dene Zeitalter des ehemaligen Perserreichs, und der gesammten asiatischen Welt. Als aber doch nach vielen glücklichen Jahrhunderten, jene Sonne der Gerechtigkeit sich verdunkelt, und der herrlichste Herrscher in Stolz und Uebermuth versinkt, da fällt auch das Land des Lichts den feindlichen Gewalten anheim. Der Kampf zwischen Iran und Turan, zwischen dem heiligen Lande des Lichts, und dem Lande wilder Finsterniß, ist nun der Mittelpunkt, um den sich alle nachfolgenden Dichtungen drehen. Des herrlichen Fetidun Sieg über den bösen Zohak, und wie er dann gegen den feindlichen Afrasiab vergeblich kämpft, wie dieser zur allgemeinen Herrschaft gelangt, und nun eine dunkle Nacht das ganze Reich bedeckt; doch aber schon ein Retter der Perser gebohren ist in Rustan, der den wilden Beherrscher wieder verdrängt, bis er nach langen Abentheuern vom König Chosru endlich ganz besiegt wird, mit welchem als dem eigentlichen geschichtlichen Stifter des persischen Reichs, die historische Zeit beginnt; das sind lauter Dichtungen, in welchen überall der altpersische Begriff vom Kampf des Lichts und der Finsterniß in Heldensage eingekleidet ist. Auch in allen übrigen Dichtungen athmet derselbe Geist, und ist dieselbe Beziehung sichtbar. Einen ähnlichen, den Griechen in dieser Art wenigstens fremden Gegensatz und Begriff vom Kampf des Guten und Bösen, des Lichts und der Finsterniß bemerkt man leicht in vielen und wohl in den meisten

christlichen Dichtungen des Mittelalters; ja man kann sagen, daß er durchgehends darin herrscht, so früh nur eigentliche christliche Dichtung und Sinnbilder der darstellenden Kunst sich zu entwickeln angefangen haben. Das Christenthum verwirft jene persische Vorstellungsart von dem ewigen Gegensatz und Kampf des Guten und Bösen, nur insofern sie auch auf die Gottheit ausgedehnt, und zwey von einander unabhängige Grundkräfte angenommen werden. Aber dieß liegt in einer höhern Region; es ist eine Verschiedenheit, die, wenn man so sagen darf, nur die Metaphysik betrifft. Im übrigen erkennt das Christenthum in der Sinnenwelt wie in der Geisterwelt, in der Natur wie im Menschen jenen Gegensatz des Guten und Bösen, den Kampf des Lichts und der Finsterniß an, wie er sich denn auch in allen eigenthümlichen christlichen Vorstellungsarten, Dichtungen und Sinnbildern kund giebt. Es ist also auch diese Uebereinstimmung, die neben dem ähnlichen allerdings auch manches unähnliche enthält, nicht für entlehnt zu halten, und aus bloßer Mittheilung und Nachbildung zu erklären; sondern es erfolgte ein ähnlicher Gang der Einbildungskraft, aus einer Weltansicht, die bey aller Verschiedenheit doch in mehreren wesentlichen Grundzügen übereinstimmt.

Die spätern romantischen Gedichte der Perser, wie Mejnun und Leila, Chosru und Schirin, erinnern, als epische Liebes- und Rittergedichte dieser Gattung nach,

die den Alten fremd war, immer noch an die Poesie des Mittelalters. Doch ist diese Schwelgerey der Bilderfülle dem Abendlande in dem Maaße selbst da fremd, wo man Gedichte am meisten als Blumenspiele betrachtet; noch weiter aber entfernt sich die darin herrschende Behandlung der Liebe selbst, und alles, was das sittliche Gefühl berührt, von der Weise der Europäer.

Vergleicht man die altfranzösischen Fabliaux und Erzählungen mit den arabischen Mährchen, so ergiebt sich, daß mehrere solche Geschichten aus dem Morgenlande nach Europa gekommen seyn mögen, vermuthlich durch die mündlichen Erzählungen der Kreuzfahrer. Dieß lassen die Abweichungen vermuthen, und die eignen Gestaltungen, welche die Geschichten angenommen haben. Indessen kann die Einwirkung vielleicht auch gegenseitig gewesen und manche Novelle auch aus dem Abendlande an die Araber gekommen seyn, zur Zeit jenes allgemeinen Völkerverkehrs. Ganze und vollständige Heldendichtungen scheinen die Europäer nicht aus morgenländischen Quellen entlehnt zu haben; selbst die fabelhafte Geschichte Alexanders, obwohl sie auch den Persern den Stoff lieh zu einem romantischen Heldengedicht, haben sie nicht von diesen, sondern aus einem griechischen Volksbuche entlehnt, um sie dann zu einem Rittergedicht umzugestalten. Eben dieß geschah den Sagen der Alten von den trojanischen Abentheuern, die man auch nicht aus den großen Dichtern, sondern aus

ſpätern Volksbüchern ſchöpfte. Unſer Zeitalter, an hiſtoriſchem Wiſſen ſo reich, und in jeder Art von Nachbildung und Nachkünſteley das erſte, kann freylich ſtolz herabſehen auf dergleichen ungeſchickte Kinderverſuche, wie die trojaniſchen und anderen Rittergedichte des Mittelalters von antikem Inhalt. Indeſſen hatte jenes Zeitalter, ſo weit es in allen den erwähnten Rückſichten nachſtehen muß, doch einen Vortheil für ſich, und es iſt wenigſtens leicht zu begreifen, wie jene griechiſchen Heldenſagen die damahligen Menſchen ſo anſprechen, ihnen ſo verwandt und nah dünken konnten. Es war das Mittelalter ja die chriſtliche Heldenzeit, und in der Heldenſage der Griechen finden auch wir noch Einzelnes, was an die Ritterſitten erinnert. Tankred und Richard, ſammt ihren Sängern und Troubadours ſtanden dem Achill und Hektor, und den trojaniſchen Rhapſoden in mancher Hinſicht viel näher, als die Feldherrn und Dichter eines ſpätern kunſtgebildetern Zeitalters. Alexanders Thaten wurden zu eben dem Zweck gewählt, weil ſie, auch ohne fabelhafte Hinzudichtung, unter allen geſchichtlichen, einem Heldengedicht am ähnlichſten ſind, und das Wunderbare, was ſie haben, mehr als bey allen andern Eroberern ein poetiſches iſt.

Ueberhaupt kamen jetzt bey dieſem allgemeinen Völkerverkehr zur Zeit der Kreuzzüge, der auch die abendländiſchen Nationen in viel nähere Verbindung brachte, die Dichtungen aller Zeiten und Länder in Berührung,

und wurden vielfältig vermischt. Diese chaotische Mischung ward in der Folge allerdings die Ursache, daß die vorzüglichsten, sinnvollsten, in Europa einheimischen Heldensagen größtentheils in ein bloßes Spiel der Fantasie sich auflösten, allen geschichtlichen Grund und festen Boden verlohren.

Für die große Menge romantischer Dichtungen, welche jetzt entstanden, entweder sich anschließend an jene drey Hauptkreise der Poesie des Mittelalters, oder auch unabhängig, zum Theil selbst auf wahre Begebenheiten gegründet, läßt sich nur ein allgemeiner Maaßstab angeben. Sie haben um einen desto höhern Werth, je mehr sie auf geschichtlichem Boden ruhen, und einen nationalen Gehalt und Charakter haben, je mehr darin auch das Wunderbare der Poesie, der eigentlich freye Spielraum der Fantasie, auf eine ungezwungene und natürliche Art seine Stelle findet; und je mehr sich in dem Ganzen der Geist der Liebe ausspricht. Ich verstehe darunter nicht bloß eine milde, schonende, und gleichsam liebevolle Behandlung alles dessen, was dargestellt wird, vielmehr überhaupt den Geist, der die eigentlich christlichen Dichtungen alle wesentlich unterscheidet; der auch da, wo ein tragischer Ausgang in der Natur der Sache liegt, oder von dem Dichter beabsichtigt wird, nie mit dem bloßen Gefühl der Zerstörung, des Untergangs, oder eines unerbittlichen Schicksals endigt; sondern der vielmehr aus Leiden und Tod, ein neues hö-

heres Leben in verherrlichter Gestalt aufsteigen läßt, und auch den irdisch Besiegten, oder dem Leiden Unterliegenden durch eine solche Verklärung nach dem vollendeten Kampf in den Kranz eines höhern Sieges geschmückt darstellt.

Ich wende noch einen Blick auf die fernere Entwickelung der Ritterpoesie, oder ihrer frühen Entartung bey den vornehmsten Nationen Europa's, bis auf die Zeit der Reformation, indem ich mit der deutschen den Anfang mache, deren Litteratur in diesem Zeitraume und in dieser Gattung, wenn auch nicht an sich die reichste, doch wenigstens verhältnißmäßig vollständiger bekannt ist, und betrachte zuletzt die italiänische, weil bey dieser der Rittergeist am wenigsten Herrschaft und Einfluß gehabt hat, und eine eigenthümliche, mehr zum Antiken sich neigende Art und Weise auch in der Poesie derselben schon früh herrschend geworden ist.

Das eigentliche Erwachen und Aufblühen der deutschen Sprache und alten Poesie, beginnt mit Kaiser Friedrich dem Ersten im zwölften Jahrhundert. Im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts ist die erste Blüthe schon vorüber; von da an geht eine in vieler Hinsicht noch ähnliche Art zu dichten, und die Sprache zu behandeln fort, bis Kaiser Maximilian. Die Prosa wird ausgebildeter, die Kunst der Verse geht aber mehr und mehr verlohren, die Sprache in der Poesie fällt immer mehr in das Rauhe zurück, und fängt an zu

verwildern, bis dann im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, mit einer allgemeinen Erschütterung der Begriffe, auch eine gänzliche Veränderung mit der Sprache vorging, die nun eine Art von Scheidewand zwischen uns und jener ältern deutschen Art und Weise in Sprache und Dichtkunst bildet. Vor Barbarossa's Zeit, scheint die Cultur, durch welche sich Deutschland unter den sächsischen und den ersten fränkischen Kaisern allerdings auszeichnete, doch mehr eine lateinische als eine deutsche gewesen zu seyn. Es konnte auch nicht wohl anders seyn an dem Kaiserhofe selbst, und in allem, was von ihm ausging und abhängig war. Hier in dem Mittelpunkte, von welchem aus nicht nur Deutschland, sondern auch halb Italien, das zum Theil romanische Lothringen, das fast ganz romanische Burgund beherrscht und gelenkt, die Staaten-Verhältnisse und Geschäfte noch anderer Völker abgehandelt wurden, war die allgemeine Sprache, die lateinische, das nächste und das dringendste Bedürfniß. Aus eben diesem Verhältnisse erklärt sich's auch, daß einige Kaiser, welche oft so lang von Deutschland abwesend waren, in romanischer Sprache dichteten, wie mehrere Hohenstaufen, obwohl andere in deutscher. Jenes Bedürfniß der allgemeinen Geschäftssprache fand selbst für Deutschland Statt, wo nebst der einheimischen, die slavischen Sprachen so weit ausgedehnt, die beyden Hauptmundarten, die norddeutsche und süddeutsche, die sächsische und

allemanniſche aber damahls nicht wie ſpäter mehr verſchmolzen und bloß als Dialekte, ſondern wohl noch faſt wie zwey abgeſonderte Sprachen verſchieden waren. Das Aufblühen der deutſchen Sprache unter Friedrich dem Erſten ſcheint mir nicht ſowohl dem, was er ſelbſt unmittelbar für Geiſt und Bildung that, allein, als auch dem Umſtande zuzuſchreiben, daß jetzt mehr einzelne Fürſten, auch ſolche, die nicht ſo weitläuftige Länder beherrſchten, daß die Sorge der Herrſchaft ſie ganz hätte hinnehmen ſollen, doch unabhängig, mächtig und reich genug wurden, um auf Verſchönerung ihres Lebens durch Geſang und Kunſt mehr als zuvor zu denken. So verſammelten nebſt den Landgrafen von Thüringen, beſonders auch die öſterreichiſchen Babenberger, die Dichter und Sänger an ihrem Hof. Von einem ſolchen in Oeſterreich lebenden Dichter rührt die letzte, jetzt noch vorhandene Bearbeitung des Nibelungen-Liedes her. Nicht bloß die genaue Lokalkenntniß, ſondern auch manche Rückſicht und abſichtliche Verherrlichung Oeſterreichs verräth dieſes Vaterland und den Aufenthalt des Dichters. Daher ward nun auch der Lieblingsheld des Landes, der Markgraf Rüdiger, obwohl gegen die Zeitrechnung in das Gedicht eingeflochten. Selbſt auf die ſehr vortheilhafte Schilderung des Attila kann dieß Einfluß gehabt haben; denn noch waren in dem nah mit Oeſterreich verbundenen Ungarn, viele Sagen vom Attila vorhanden, er ward als ein einheimiſcher Held,

und also nicht ohne Vorliebe betrachtet. Wenn der Markgraf der Chriemhild, da sie Bedenken trägt, einen Heiden zum Gemahl zu nehmen, versichert, daß viele christliche Ritter und Herrn an Attila's Hofe leben, so ist dieses der Geschichte gemäß. Auffallender schon ist eine andere Stelle, wo es heißt, daß man beym Attila ohne Unterschied, theils nach christlicher Ordnung, theils in heidnischen Sitten gelebt. Er habe jedem, wie sein Leben und seine Thaten waren, genug gegeben, und reichlich gelohnt. So hat die Dichtung nach der ihr eignen Willkühr den Eroberer Attila in einen milden großmüthigen Herrscher, gleich einem christlichen Kaiser umgebildet, während sie den thätigsten aller Selbstherrscher, Karl den Großen, in die müßige Figur eines Monarchen, der nichts selbst vollbringt, verwandelte.

Die Zeit dieser letzten Abfassung des Nibelungen-Liedes könnte man mit Wahrscheinlichkeit in die Zeit Leopold des Glorreichen, des vorletzten Babenbergers setzen; und wollte man, da der Dichter eines solchen Werks kein Unbekannter gewesen seyn kann, die Vermuthung auf einen bestimmten und bekannten Nahmen richten, so möchte es Heinrich von Ofterdingen gewesen seyn, der in Thüringen gebohren, in Oesterreich aber angesiedelt war.

Das Werk ist nicht blaß in der Sprache das vorzüglichste jener Zeit, sondern auch in der innern Ein-

richtung ſehr regelmäßig. Es hat einen faſt dramatiſch vollkommnen Schluß, es iſt in ſechs Bücher abgetheilt, die wieder in kleinere einzelne Stücke und muſikaliſche Abſchnitte, oder Rhapſodien zerfallen, ſo wie ſie zum Geſang beſtimmt waren. Der Dichter muß ſich ſehr treu an ſeine alten Quellen gehalten haben, weil eigentlich keine Spur von den Kreuzzügen ſich in dem Gedichte findet, die doch ſonſt leicht in allen Werken jener Zeit bemerkt wird, und überall hervorſticht.

Sehr ſichtbar iſt dieſer Einfluß der Kreuzzüge und der dadurch allen Dichtern ſo beliebten, und faſt unentbehrlich gewordenen Fahrten nach dem Morgenlande dagegen, in den zum Heldenbuche gehörigen Stücken, die von ſehr verſchiedenem Werth ſind.

Von den übrigen Ritterdichtungen, ſcheinen die von Karl dem Großen in deutſcher Sprache zuerſt, nachher aber keine mit ſo viel Liebe behandelt worden zu ſeyn, als die von Artus und ſeiner Tafelrunde. Sollte ich im Allgemeinen ein Urtheil von den altdeutſchen Rittergedichten fällen, oder beſonders auch das andeuten, was ich an ihnen vermiſſe, ſo würde ich ſagen, ſie ſind allzu ſehr im Geiſt und im Ton der Minnelieder gedichtet. Nach meiner Meinung würde ein vollkommnes Rittergedicht dasjenige zu nennen ſeyn, was dadurch, daß es noch einen geſchichtlichen feſten Grund und Boden in der Nationalſage hätte, das National-

gefühl so in Anspruch nähme, und in dem wunderbaren und heraischen Theile so groß und kraftvoll wäre, daß es auch ein Heldengedicht genannt werden könnte; in dem Theile aber, der das Gefühl überhaupt anregen soll, so schön und zart, und ganz den Geist der reinen Liebe hauchend, wie ein Minnelied. Ob die kunstreichen Dichter des romantischen Gesanges einer spätern Zeit, unter Italiänern, Engländern und Deutschen, dieses Ziel ganz erreicht haben, will ich nicht entscheiden. Nah scheint ihm Tarquato Tasso zu stehen. — Noch sind aus jener alten Zeit einige deutsche Behandlungen, besonders vom Tristan vorhanden, welche in der musikalischen Weichheit der Sprache, und in der Zartheit des Ausdrucks ganz jenen Geist der Minnelieder athmen. Unter allen deutschen Dichtern dieser Zeit war der kunstreichste, Wolfram von Eschenbach, welcher von den Geschichten der Tafelrunde, besonders jene allegorischen gewählt hat, von denen ich schon oben erwähnte, daß die darin liegende Allegorie der geistlichen Ritterschaft nicht bloß Willkühr des Dichters, und eine Spielerey mit Begriffen seyn möge, sondern in deutlicher Beziehung auf die sinnbildlichen Ueberlieferungen der Tempelherrn zu stehen scheine. In seinem Zeitalter war Wolfram nicht minder berühmt und verehrt in ganz Deutschland, wie Dante in Italien, dem er in seinem durchgehenden Hange zur Allegorie, und auch darin zu vergleichen ist, daß er bisweilen gern mit

der Gelehrsamkeit prunkt, die damahls so selten war, und worin er die andern Sänger seiner Zeit und seines Landes weit übertrifft. In Rücksicht seiner Neigung zu einer fast orientalischen Fülle der Fantasie in dem mahlerischen Theile, könnte man ihn dem Ariost vergleichbar finden. Es ist mit alten Gedichten, wie mit alten Gemählden, oder andern Werken der bildenden Kunst; wenn sie zuerst, wie so häufig, verstümmelt und mit dem Rost der Zeiten bedeckt, ans Licht kommen, ahndet man oft ihren wahren Gehalt, und hohe Vortrefflichkeit nicht, die, wenn sie erst gereinigt, wieder hergestellt, und dem Sinne zugänglich gemacht worden sind, sich Jedem klar vor Augen stellt. Die Vergleichungen zwischen den Dichtern verschiedener Zeiten und Völker sind selten ganz angemessen, denn jeder ist ein eignes Wesen für sich. Ich wähle daher lieber eine andere Vergleichung, die eigentlich auch viel näher liegt. Sie gleichen in der hohen einfachen Idee, die dem Ganzen zum Grunde liegt, und auch in der Fülle der Zierrathen und des Schmucks, auffallend den Denkmahlen der gothischen Baukunst, welche das empfängliche Gemüth immer noch, obwohl mit einem gemischten Gefühl von freudigem Erstaunen, und auch Verwunderung über das Seltsame ergreifen. Und um das Gleichniß vollkommner zu machen, so ist auch die gothische Baukunst, wie die Ritterpoesie, größtentheils nur Idee geblieben, und nie ganz und zur vollständi-

gen Ausführung gekommen. Die einzelnen, unvollendet gebliebenen, und schon wieder verfallenen Werke, geben dem keinen ganz deutlichen Eindruck, welcher nicht viele der vorzüglichsten Werke der Art gesehen hat, und zu der Idee hindurchgedrungen ist, welche allen gemeinschaftlich zum Grunde liegt. Es spricht sich der Geist des Mittelalters überhaupt, besonders aber der deutsche, in keinen andern Denkmahlen so ganz aus, als in denen dieser sogenannten gothischen Baukunst, deren Ursprung man gleichwohl immer noch nicht recht weiß. Zwar, daß sie nicht von den Gothen herrühre, ist nun anerkannt, da sie viel später entstanden ist, und fast ohne Uebergang mit einem Mahle ziemlich vollendet hervortritt. Ich rede von demjenigen Styl der christlichen Baukunst, welcher durch die hoch empor strahlenden Gänge und Bogen, durch die, wie aus einem Bündel von Röhren zusammengesetzten Säulen, durch die Fülle des Blätterschmucks, die Blumen- und Blätterartigen Zierrathen, hinreichend ausgezeichnet, und dadurch auch ganz unterschieden ist von der ältern Gattung, der nach dem Muster der Sophienkirche in Konstantinopel im neugriechischen Geschmack erbauten Denkmahle. Maurisch ist hierin nichts, oder nur ganz unbedeutendes; einige wahrhaft maurische Gebäude in Sicilien und Spanien, haben einen wesentlich verschiedenen Charakter. Es werden auch wohl im Morgenlande solche gothische Gebäude gefunden; aber von Chri-

ſten erbaut, Burgen und Kirchen der Tempelherrn und Johanniter. Die eigentliche Blüthezeit dieſer ganz eigenthümlichen Baukunſt fällt ins zwölfte, dreyzehnte, vierzehnte Jahrhundert. In Deutſchland hat ſie allerdings am meiſten geblüht, und deutſche Meiſter haben nach ſolchen Begriffen, zu nicht geringer Verwunderung der damahligen Italiäner, den Dom in Mayland erbaut. Aber nicht in Deutſchland allein, beſonders in den deutſchen Niederlanden hat ſie geblüht, ſondern eben ſo ſehr in England und im nordweſtlichen Theil von Frankreich. Die eigentlichen erſten Erfinder ſind völlig unbekannt; ein einzelner großer Baukünſtler kann nicht der Urheber dieſer neuen Kunſtart geweſen ſeyn; ſein Nahme würde ſich erhalten haben. Die Meiſter, welche dieſe wunderbaren Werke gebildet haben, ſcheinen vielmehr eine durch mehrere Länder verbreitete, und unter ſich eng geſchloſſene Geſellſchaft gebildet zu haben. Wer ſie aber auch geweſen ſeyen, ſie haben nicht bloß Steine übereinander häufen wollen, ſondern große Gedanken darin ausdrücken. Ein noch ſo herrliches Gebäude, wenn es keine Bedeutung hat, gehört auf keine Weiſe zur ſchönen Kunſt; unmittelbare Erregung des Gefühls, eigentliche Darſtellung iſt dieſer älteſten und erhabenſten aller Künſte nicht verſtattet. Nur durch die Bedeutung kann ſie in einem gewiſſen Sinne Gedanken ausdrücken, und iſt dadurch auch ſicher, hohe Gefühle von ganz beſtimmter Art zu erregen. Sym-

holiſch muß daher alle Baukunſt ſeyn, und mehr als jede andere iſt es dieſe chriſtliche des deutſchen Mittelalters. Was zuerſt und am nächſten liegt, das iſt der Ausdruck des zu Gott empor ſteigenden Gedankens, der vom Boden losgeriſſen, kühn und gerade aufwärts zum Himmel zurückfliegt. Dieſes iſt es eben, was Jeden mit dem Gefühl des Erhabenen beym Anblick dieſer, wie Strahlen emporſchießenden Säulen, Bogen und Gewölbe erfüllt, wenn er ſich dieſes Gefühl auch nicht in einen deutlichen Gedanken auflöſt. Aber auch alles Andere in der ganzen Form iſt bedeutend und ſinnbildlich, wovon ſich auch in den Schriften jener Zeit manche merkwürdige Spuren und Beweiſe finden. Der Altar wurde gern gegen Aufgang der Sonne gerichtet, die drey Haupteingänge nehmen die hereinſtrömende Menge von den verſchiedenen Weltgegenden her, auf. Drey Thürme entſprachen der Dreyzahl des chriſtlichen Grundbegriffs von dem Geheimniß der Gottheit. Der Chor erhob ſich wie ein Tempel im Tempel mit verdoppelter Höhe. Die Geſtalt des Kreuzes war ſchon von früh in der chriſtlichen Kirche geſucht worden; nicht bloß willkührlich, wie man etwa wähnen möchte, oder daß es gar nur als ein Hinderniß der ſogenannten ſchönen Form zu betrachten ſey; denn alle dieſe gewählten Formen ſtimmen innigſt zuſammen, und bilden ein Ganzes. Die runde Säule hatte die chriſtliche Baukunſt ſchon früh vermieden, da aber die aus drey oder vier

runden Säulen zusammengesetzten, keine gute Form gaben, so wählte man nun jene schlanken, wie aus einem Bündel verschlungener Röhren in der mannichfaltigsten Fülle und Einheit leicht emporfliegenden Säulen. Die Grundfigur aller Zierrathen dieser Baukunst ist die Rose; daraus ist selbst die eigenthümliche Form der Fenster, Thüren, Thürme abgeleitet; auch aller Blätterschmuck und die reichen Blumenzierrathen. Das Kreuz und die Rose sind demnach die Grundformen und Hauptsinnbilder dieser geheimnißreichen Baukunst. Was das Ganze ausdrückt, ist der Ernst der Ewigkeit, ja wenn man will, der Gedanke des Todes, des irdischen nähmlich, umflochten von der lieblichsten Fülle eines unendlich blühenden Lebens.

Ich habe nur an einem Beyspiel im Vorübergehen zeigen wollen, daß manche Erscheinungen des Geistes und der Kunst des Mittelalters noch vieler Erläuterung bedürfen, ungeachtet manche der allgemeinen Beurtheiler gewohnt sind, alles ohne Unterschied zu verwerfen, wovon sie oftmahls weder die wahre Herkunft wissen, noch auch mit der eigentlichen Bedeutung bekannt sind.

In dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert ward in der deutschen Poesie der Hang zu moralischen Lehrgedichten, theils allegorisch, theils satirisch herrschend, von denen allenfalls das Fabelbuch vom Reineke Fuchs als ein Beyspiel erwähnt zu werden ver-

dient, wie auch dazumahl der Weltlauf beschaffen war, und wie unter Bürgern und Rittern, unter Volk und Königen, der Redliche meistens der Betrogene blieb, der schlaue Fuchs aber den Sieg, Glück, Ehre und Herrschaft, in dem gesammten Thierreich verdientermaßen davon trug. Hatten sich die Rittergedichte mehr und mehr in ein ganz von der Geschichte entferntes Spiel der Fantasie aufgelöst, so ging man nun zu dem entgegengesetzten Extrem über, und verfaßte ausführliche Chroniken in Reimen. So wurden also die beyden Elemente eines wahrhaften Heldengedichts getrennt. Als die beyden letzten bedeutenden Erscheinungen aus dem Zeitraum der ältern Poesie, kann man die beyden bekannten Ritterbücher ansehen, welche Kaiser Maximilian veranlaßt, wo nicht gar das eine zum Theil auch selbst verfaßt hat; das eine in Prosa, das andere in Versen. Ritterbücher, nach dem Geist, der darin weht, und insofern schätzenswerth; die Gattung und Einkleidung aber, welche halb der Geschichte, halb der Allegorie angehört, ist keine glückliche, ja eher ein Hinderniß für jenen edeln Geist, den letzten, welchen man einen altdeutschen nennen kann.

In Frankreich hat sich wie in England der Rittergeist selbst sehr lange erhalten, die Ritterpoesie ist aber schon früh, und noch ehe sie irgend eine Stufe kunstreicher Entwicklung erreicht hatte, wieder entartet. In Frankreich, indem sie sich ganz in Prosa auflöste,

und in unermeßlich lange, weitschweifige Ritterbücher ergoß, welche den lebendigen Gesang der ältern Gedichte auf keine Weise ersetzen konnten. In England glücklicher, insofern doch einzelne poetische Anklänge aus der frühern Zeit, eine Menge Romanzen und Volkslieder, worin die Poesie sich hier zersplitterte, in lebendigem Gesang und Andenken zurückblieben. Es giebt alte französische Romanzen von einem eignen rührenden und zärtlichen Ton, aber mit dem Reichthum der Engländer, und besonders der Schotten kann dieß nicht verglichen werden, eben so wenig wie der nordfranzösische Minnegesang, mit dem provenzalischen jemahls gleichen Ruhm erlangt hat. Unter den eigentlichen Dichtern jener alten französischen Zeit, scheint wohl Thibault, der Graf von Champagne, und König von Navarra, eine hohe und vielleicht die erste Stelle zu verdienen. Die Dichtungen von Karl dem Großen und von der Tafelrunde, sind nächst der lateinischen, zuerst in französischer Sprache ausführlich niedergeschrieben, oder in mündlichen Liedern und Ueberlieferungen erhalten worden. Aber nicht bloß in Frankreich selbst, sondern auch in England; beyde Länder lassen sich auch in der Geschichte der Litteratur jener Zeit eigentlich nicht trennen, bey der man die damahlige politische Lage Frankreichs wohl vor Augen haben muß. Die Provence war, als der Minnegesang dort blühte, ein Lehn des deutschen Reichs, zu Burgund gehörig;

und gerade von der Zeit, als Friedrich Barbaroſſa den Grafen Bertengar mit dieſem Lande belehnte, datirt man die Blüthe des Minnegeſangs und der Geiſtesbildung in den provenzaliſchen Ländern, welche alſo nicht bloß durch eine ganz verſchiedene Sprache, ſondern auch politiſch von dem übrigen Frankreich getrennt waren. Die nördlichen und öſtlichen Provinzen dagegen, ſtanden meiſt unter engliſcher Herrſchaft, und nicht ſowohl ausſchließend den Franzoſen, als den Normannen in England und Frankreich gebührt der ſchon oft erwähnte große und weſentliche Antheil an der Entwicklung des Ritterthums und der Ritterpoeſie des Mittelalters.

Von den anfänglichen Fortſchritten der Sprache, erregt der bekannte Roman von der Roſe, wegen ſeines hohen Ruhms keine ſehr vortheilhafte Meinung. Die franzöſiſche Litteratur iſt im vierzehnten Jahrhundert nicht ſehr reich, außer daß die Ritterbücher fortgingen; was aber davon bekannt iſt, beweiſt nur, daß die Sprache damahls nicht auf derſelben Stufe ſtand, und bey weitem nicht ſo entwickelt und ausgebildet war, als Proſa und Poeſie ſchon bey den Spaniern und Italiänern. Die vollkommne Geſtaltung der franzöſiſchen Sprache war einer viel ſpätern Zeit vorbehalten. Eben ſo blieb auch England um ſo mehr jetzt noch zurück, da ihr Chaucer in ſeinem Zeitalter doch ſo ausgezeichnet an Kenntniß und Talent war, daß er als ein allge-

meiner Maaßstab betrachtet werden kann, und da er auch in der Sprache Epoche gemacht hat. Vielleicht sind es die furchtbaren Kriege gewesen, die im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert England mit Frankreich führte, so wie die blutige Fehde der York und Lancaster, welche die schnellere und glücklichere Entwickelung der Sprache und der Dichtkunst in beyden Ländern hemmten; vielleicht ist aber auch noch manches Unbekannte aus jener Zeit zurück, was bekannt zu werden verdiente. Nach dem Bekannten zu urtheilen, besteht der eigenthümliche Reichthum der Franzosen, wie der der Engländer in Romanzen, vorzüglich in den Fabliaux und kleinen Erzählungen oder Novellen; sie waren die Quellen, aus welchen Boccaz so oft geschöpft hat, denen er aber durch seinen schönen Styl oft erst ihren Werth geliehen hat.

Ungleich bedeutender und ganz eigenthümlich scheint mir daher in der altfranzösischen Litteratur der Vorrang, den sie vor andern Nationen, auch damahls schon in derselben Gattung behaupten, worin sie in neuern Zeiten so reich gewesen ist. Ich meine die geschichtlichen Denkwürdigkeiten einzelner Männer oder Zeiten, die einen lebhaften gesellschaftlich entwickelten Beobachtungsgeist erfordern, und als Sittengemählde und in der Darstellung der einzelnen Züge, eine Art von Aehnlichkeit mit dem Romane haben. Schon mit Ludwigs des Heiligen treuherzigen Begleiter, dem Herrn von

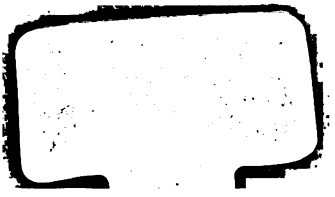
Joinville, beginnt dieſer der franzöſiſchen Litteratur ganz eigenthümliche Reichthum.

Spanien beſitzt in dem hiſtoriſchen Heldengedichte, ſeinem Cid, einen eigenthümlichen Vorzug vor vielen andern Nationen; dieſes iſt die Gattung der Poeſie, welche auf Nationalgefühl und Charakter eines Volkes am nächſten und am mächtigſten wirkt. Ein einziges Andenken, wie das vom Cid, iſt mehr werth für eine Nation, als ganze Bücherſäle voll von Geiſteswerken des bloßen Witzes ohne nationalen Gehalt. Sollte das alte Heldengedicht auch nicht wie behauptet wird, ſchon aus dem eilften Jahrhundert ſeyn, ſo gehört die ganze Dichtung doch ihrem Geiſte nach durchaus dieſer ältern Epoche vor den Kreuzzügen an. Von dem mehr orientaliſchen, zum Wunderbaren und Fabelhaften ſich hinneigenden Geſchmack iſt hier gar keine Spur. Es iſt der reine, treuherzige, edle, altcaſtiliſche Geiſt, und iſt die Geſchichte des Cid, wahrſcheinlich ſehr bald nachdem ſie ſich zugetragen, als hiſtoriſches Heldengedicht, geordnet und verbreitet worden. Ich habe ſchon oft bemerkt, wie die Heldenſage beſonders in der Mythologie der verſchiedenen Völker meiſtens, von einem gewiſſen elegiſchen, oder gar tragiſchen Gefühl begleitet iſt. Es giebt aber doch auch eine andere minder ernſthafte Seite des Heldenlebens, welche ſelbſt die Alten bisweilen hervorhoben. So wurde Her-

kules und deſſen Stärke von ihnen oft nicht ohne komiſche Uebertreibung geſchildert, auch Ulyſſes führt mancherley Abentheuer und Liſten aus, die eher Schwänke zu nennen ſind. Am meiſten tritt aber dieſe Seite in der hiſtoriſchen Betrachtung großer Helden, und heroiſcher Menſchen hervor. Wie ſehr auch die Geſchichte ſelbſt, des Helden Uebergewicht an Seelenſtärke, Tapferkeit und an Körperkraft ſchildern mag; er erſcheint doch nicht in der poetiſchen Ferne einer wunderbaren Welt, ſondern mitten in der gemeinen Wirklichkeit; je größer nun der Gegenſatz iſt, den ſeine heroiſche Kraft und Ueberlegenheit mit dieſer, mit ihren Verhältniſſen, Bedürfniſſen und ihm in den Weg gelegten Hinderniſſen macht, je mehr giebt eben dieſer Gegenſatz, Anlaß zu mancherley komiſchen Zügen, welche dem Eindruck der heroiſchen Größe nichts ſchaden, die dadurch vielmehr treuherziger erſcheint, und dem Gefühl um ſo näher rückt. Komiſche Züge der Art ſind mehrere im ſpaniſchen Cid; z. B., wie er auf eine freylich nicht ganz zu billigende Weiſe, um Geld zum Kriege gegen die Mauren zu erhalten, einem jüdiſchen Wucherer einen Kaſten mit Steinen, als einen koſtbaren Schatz verſetzt; dann das natürliche Wunder, wie nach ſeinem Tode einer aus dieſem Geſchlecht, dem aufgeſtellten Leichnam den Bart rupfen will, wo dann durch die Erſchütterung das furchtbare Schwert eine

Spanne lang aus der Scheide fährt, zu nicht geringem Schrecken des Verwegenen. Dieses sind die Volksspäße, wie sie einem solchen alten Gedichte allenfalls wohl anstehen; eine feinere Ironie herrscht in den Klagreden und Klagebriefen, womit Donna Ximene über die lange Abwesenheit ihres Gemahls den König so oft heimsucht, und in den Antworten, welche dieser ihr giebt. Die Romanzen, welche Herder übersetzt hat, sind ungleich später, aber der Charakter der alten Dichtung ist treu darin bewahrt, und sie haben in der Ursprache eine ganz eigenthümliche ungekünstelte Anmuth, die nur in der etwas nachlässigen Uebersetzung nicht mehr so fühlbar ist.

An Romanzen haben die Spanier einen eben so großen Reichthum als die Engländer; der Vorzug der spanischen besteht aber darin, daß sie nicht bloß Volkslieder sind, sondern die besten wenigstens allgemein und wahrhaft national, dem Volke klar und anziehend, für die Gebildetsten aber im Sinn und Ausdruck edel genug. Die Volkslieder sind als einzelne poetische Anklänge einer der Poesie günstigern Vorzeit von großem Werth; doch ist es an sich immer nicht das rechte Verhältniß, wenn die Poesie, welche den Geist und das Gefühl der gesammten Nation ergreifen, rege erhalten, und weiter entwickeln soll, dem Volke allein überlassen bleibt. Auch werden solche einzelne verlohrne

poetiſche Anklänge, mit der Zeit immer mehr unverſtändlich; ſie finden ſich am häufigſten bey ſolchen Nationen, deren Sinn zwar poetiſch iſt, deren Poeſie, Sage und ganze National-Erinnerung aber, etwa durch lange Bürgerkriege, oder durch eine allgemeine Erſchütterung und Veränderung der Denkart, unterbrochen und zerſtückelt worden iſt.

Aug 26. Wed.